

DIE
UNIVERSITÄTEN
IN
AMERIKA · ENGLAND · DEUTSCHLAND

VON

ABRAHAM FLEXNER
NEW YORK

MIT 4 ABBILDUNGEN



BERLIN
VERLAG VON JULIUS SPRINGER
1932

DIE
UNIVERSITÄTEN
IN
AMERIKA · ENGLAND · DEUTSCHLAND

VON

ABRAHAM FLEXNER
NEW YORK

MIT 4 ABBILDUNGEN



BERLIN
VERLAG VON JULIUS SPRINGER
1932

INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN
UNTER MITWIRKUNG VON
MARIE-LUISE EHRICH

VON

WILHELM E. EHRICH
ROSTOCK

ENGLISCHE AUSGABE ERSCHIENEN BEI
THE OXFORD UNIVERSITY PRESS · LONDON

—
ALLE RECHTE VORBEHALTEN

ISBN 978-3-642-50616-1 ISBN 978-3-642-50926-1 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-642-50926-1

DIESES BUCH WIDME ICH IN DANKBARKEIT
MEINER FRAU

ANNE CRAWFORD FLEXNER

UND MEINEM ÄLTESTEN BRUDER

DR. J. A. FLEXNER

Vorwort zur ersten englischen Auflage.

Das vorliegende Buch ist aus drei Vorlesungen über die Universitäten hervorgegangen, welche ich im Mai 1928 auf Einladung der RHODES-Stiftung (*Rhodes-Trust*) in Oxford gehalten habe. Die Einladung macht es zur Bedingung, daß der Vortragende während des ganzen Semesters, in dem er die Vorlesungen hält, in Oxford wohnt. Diese Bestimmung kann ich rückhaltslos empfehlen, weil der Vortragende so Gelegenheit hat zu erleben, wie reizvoll Oxford ist, und weil er dabei, ohne daß es ihm bewußt zu werden braucht, mehr nehmen als geben wird. Das trifft wenigstens für *einen* Vortragenden der RHODES-Stiftung zu.

Vom Herbst 1928 bis zum Sommer 1929 besuchte ich die deutschen und englischen Universitäten, um mir ein neues Bild von ihrem Stand, ihren Schwierigkeiten und Zielen zu machen. Im ganzen folgenden Jahr, 1929 bis 1930, habe ich weiteres Material gesammelt und ausgearbeitet. Im Mai 1930 wurden die Korrekturbogen von der *Oxford University Press* gedruckt und geheftet. Dadurch war ich in der Lage, den Text ungefähr dreißig Professoren und Verwaltungsbeamten in Amerika und Europa vorzulegen, die ihn sorgfältig durchgelesen und mit ausführlichen und nützlichen Randbemerkungen versehen haben. Im Sommer 1930 überholte ich das Buch noch einmal. Ich führe diese Tatsachen an, damit der Leser weiß, daß ich keine Mühe gescheut habe, um das nötige Material zu sammeln und meine Ansichten im voraus einer kompetenten Kritik zu unterwerfen. Die letzte Verantwortung trage ich aber völlig allein. Ich bin überzeugt, daß das Ergebnis meiner Studien niemanden völlig befriedigen wird. Doch habe ich meine Absicht erreicht, wenn ich zur Diskussion einiger grundlegender Fragen über die Stellung und Aufgaben der Universität im modernen Leben angeregt habe.

Der Leser wird vielleicht finden, daß ich bei der Besprechung der bestehenden Universitäten nicht gleichmäßig vorgegangen bin. Das habe ich auch gar nicht versucht. Es lag mir ferne, sie alle „in dieselbe Form zu gießen“, sie von einem einzigen Standpunkt aus zu betrachten oder über sie alle dieselben Fragen zu stellen. Ich habe vielmehr nur die Universitäten von Amerika, England und Deutschland besprochen und zwar unter dem Gesichtspunkt ihrer individuellen Eigenheiten, und ich habe sie dabei mit der idealen modernen Universität verglichen.

Mir lag daran festzustellen, wie weit sie uns heute, an diesem Ideal gemessen, befriedigen, und worin sie uns enttäuschen. Von ihrer Geschichte habe ich nur das Wichtigste erwähnt, soweit es zum Verständnis dieser Fragen nötig ist. Ich habe der Kritik an ihnen mehr Platz eingeräumt als der Darstellung ihrer Vorzüge, da ich überzeugt bin, daß sich das Ideal von allein verwirklichen wird, wenn erst die Irrtümer und Mißbräuche beseitigt sind. Das wird selbstverständlich in den verschiedenen Ländern in ganz verschiedener Weise vor sich gehen; aber es wird zum selben Ziel führen. Auf den ersten Blick mag es scheinen, als hätte ich den amerikanischen Universitäten unverhältnismäßig viel Platz eingeräumt. Ich glaube aber, daß das nicht der Fall ist. Die amerikanischen Universitäten beanspruchen so viel mehr Raum, weil sie vielseitiger sind; und ich konnte meinen Lesern — Ausländern wie Amerikanern — unmöglich zumuten, sie zu verstehen, wenn ich nicht genügend Tatsachen anführte und besprach.

Ich bin so vielen zu Dank verpflichtet, daß es mir unmöglich ist, sie alle einzeln zu nennen. Ich müßte dazu mehr als 40 Jahre zurückgehen; denn dieses Buch ist nicht nur das Ergebnis meiner Arbeit aus den letzten Jahren, sondern das Resultat von Erfahrungen mit Universitäten des In- und Auslandes, welche ich seit 1884 gesammelt habe, als mich mein ältester Bruder nach Johns Hopkins schickte. Von damals bis heute hatte ich das Glück, fast ununterbrochen mit dem Universitätsleben in Verbindung zu bleiben. Natürlich ist ein Buch dieser Art kein Originalwerk; aber es ist ebenso klar, daß der Verfasser nicht wissen kann, wem er zu danken hat, oder wen er, außer sich selbst, für seine Fehler verantwortlich machen kann.

Trotzdem will ich es nicht unterlassen, den Kuratoren der RHODES-Stiftung, ihrem Schriftführer PHILIP KERR, Esq., dem jetzigen Marquis von LOTHIAN, ferner SIR FRANCIS J. WYLIE, dem Schriftführer der Stiftung in Oxford, und dem Rektor und den *members*¹ von *All Souls College*, die mich während meines Aufenthaltes in Oxford zum *member* ernannten, für ihr Entgegenkommen, für ihre Liebenswürdigkeit und für ihre Gastfreundschaft zu danken. Ich möchte auch noch einmal ausdrücklich die unermüdlichen Bemühungen meiner Sekretärin, Mrs. ESTHER S. BAILEY, hervorheben, die mir beim Sammeln von Daten half, Tatsachen nachprüfte und die Herausgabe des Buches besorgte.

New York, den 1. Oktober 1930.

ABRAHAM FLEXNER.

¹ *Anm. d. Übers.*, *Members* sind in Amerika und England die Mitglieder einer Gesellschaft, eines Instituts oder eines Parlaments o. a. Bald werden alle Mitglieder darunter verstanden, und bald wird der Ausdruck als eine Art Titel oder Amtsbezeichnung nur für die höchsten Ränge gebraucht.

Vorwort zur zweiten englischen Auflage.

In der vorliegenden zweiten Auflage war es mir möglich, einige unerhebliche Druckfehler und Irrtümer auszumerzen. Seit der Drucklegung des Buches kam das sehr schöne Buch *Leben des Präsidenten Eliot (Life of President Eliot)* von Mr. HENRY JAMES heraus. JAMES zeigt darin, daß ich die bahnbrechende Bedeutung von Präsident GILMAN in *Baltimore* in meiner Schilderung eher zu gering, als zu hoch eingeschätzt habe, und daß sich die Entwicklung der Universität *Harvard* ohne den Mut Mr. GILMANS kaum hätte vollziehen können. Wenn ich mein Buch jetzt noch einmal schreiben sollte, würde ich auf Seite 59 die Zeile „weitgehend in Folge von Mr. ELIOTS klugem Rat“ auslassen. Diese beiden großen Männer haben einander in vielen Punkten ergänzt, aber auf dem Universitätsgebiet war Mr. GILMAN der Führer.

Professor ALBERT GUERARD fragte mich, warum ich die französischen Universitäten übergangen hätte. Er hat völlig recht damit. In einem Buche über moderne Universitäten sollten die französischen nicht fehlen. Mein Weg war aber durch zwei Überlegungen bestimmt: erstens mußte ich das Buch in gewissen Grenzen halten; und zweitens werde ich mein Ziel nicht mit einer einzigen Besprechung erreichen. Ich freue mich schon jetzt auf die Zeit, wo ich an einem besonderen Buch über die französischen Universitäten arbeiten kann, in dem ich die in diesem Buche vertretenen Anschauungen weiter ausführen und erhärten möchte.

Den 1. Dezember 1930.

ABRAHAM FLEXNER.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Die ideale moderne Universität	1
II. Die amerikanischen Universitäten	26
III. Die englischen Universitäten.	157
IV. Die deutschen Universitäten	217
Sachverzeichnis	258

I. Die ideale moderne Universität.

I.

Vor 75 Jahren veröffentlichte der hervorragende Oxfordler Gelehrte, Cardinal NEWMAN, ein Buch mit dem Titel „Die ideale Universität“ (*The Idea of a University*). Ich habe hier diesen Titel in etwas abgeänderter Form übernommen, und zwar will ich versuchen, in diesem Kapitel die ideale *moderne* Universität zu zeichnen. Durch den Zusatz, „modern“ möchte ich besonders darauf hinweisen, daß die Universität wie alle anderen menschlichen Einrichtungen, wie die Kirche, wie die Regierungsformen oder wie die Wohltätigkeitsunternehmungen, nicht außerhalb, sondern innerhalb der Gesellschaftsordnung steht. Die Universität ist nichts Weltfremdes, sie gehört nicht der Geschichte an, und sie ist auch nicht etwa eine Einrichtung, die keinen neuen Einflüssen zugänglich wäre. Sie ist, im Gegenteil, Ausdruck ihres Zeitalters, und sie beeinflußt auch die Gegenwart und Zukunft. Ich will versuchen, diese Punkte herauszuarbeiten, und untersuchen, bis zu welchem Grade und in welcher Weise sich die Universitäten in Amerika, England und Deutschland der modernen Welt angepaßt haben, und wo ihnen das nicht gelungen ist, ferner wo sie bedauerliche Konzessionen machen mußten, und inwiefern sie dazu geeignet sind, die menschliche Gesellschaft zu einem vernünftigen Ziel zu führen.

Ich nehme offenbar an, daß wir bis zu einem vielleicht auch nur geringen Grade Herren unseres Schicksals sind. Die moderne Welt entwickelt sich natürlich unter dem Wirken von Kräften, welche wir nicht ohne weiteres mit dem Verstande erfassen können. An diesen Kräften gemessen mögen unsere Fähigkeiten im Augenblick schwach und bedeutungslos erscheinen. Aber die Tatsache, daß es überhaupt Universitäten gibt, weist schon darauf hin, daß es in der Vergangenheit Dinge gegeben haben muß, um die es sich zu kämpfen lohnt, und die Anhänglichkeit verdienen. Sie deutet auch darauf hin, daß wir selbst etwas dazu beitragen können, die kommende Zivilisation nach unserem Geschmack zu formen. „Der Mensch ist,“ wie es Professor WOODBRIDGE so vorzüglich ausgedrückt hat, „nicht damit zufrieden, die Natur hinzunehmen, wie sie ist, sondern er besteht darauf, sie neu zu formen“¹. Unsere Zeit wurzelt in einer Vergangenheit, auf deren

¹ FREDERICK J. E. WOODBRIDGE, *Contrasts in Education* (New York, 1929), S. 17.

Boden wir gewachsen sind. In ihr haben Dichter, Forscher, Denker und Völker Schätze von Wahrheit, Schönheit und Wissen und gesellschaftliche, politische und andere Erfahrungen angesammelt, die nur ein Verschwender unbeachtet lassen könnte. Andererseits schaffen die Wissenschaften, die Demokratie und andere ständig an Stärke zunehmende Kräfte eine neue Welt, mit der die Universität rechnen muß.

II.

Die Universitäten der verschiedenen Länder unterscheiden sich in vielen Dingen. „Wenn sich“, wie Lord HALDANE sagt, „in den Universitäten die Seele eines Volkes widerspiegelt“¹, so wäre es widersinnig zu erwarten, daß sie alle nach einem einheitlichen Schema geformt sind. Sie haben sich vielmehr mit der Geschichte von Grund auf gewandelt, und zwar meist in der Richtung der sozialen Entwicklung ihres Landes, mit der sie eng verbunden sind. Das Paris von 1900 hat wenig mit dem Paris von 1700 gemein. Das Oxford des 20. Jahrhunderts ist etwas ganz anderes als das Oxford des 18. Jahrhunderts, wenn es sich auch äußerlich sehr ähnlich geblieben ist. ALTHOFFS Berlin ist nicht dasselbe wie das von WILHELM VON HUMBOLDT, obgleich kaum 100 Jahr dazwischen liegen. Zwischen der Harvard Universität von 1869, als Mr. ELIOT ihr Präsident wurde, und dem Harvard bei seinem Rücktritt im Jahre 1909 ist ein gewaltiger Unterschied. Geschichtsschreiber haben bestimmte Seiten dieser Entwicklung zu analysieren versucht; in ihren Berichten fällt besonders die manchmal langsame und unbewußte, und die manchmal überlegte und geradezu gewaltsame Anpassung auf, auch gerade bei solchen Anstalten, welche für gewöhnlich als konservativ und oft sogar als Hochburgen der Reaktion angesehen werden. Ich sage also, daß sich die Universitäten in den meisten Ländern verändert haben. Aber haben sie sich in der letzten Zeit gründlich und klug genug gewandelt, um Kraftquellen sein zu können, welche wirksam und formend auf eine Gesellschaft einzuwirken vermögen, die durch Kräfte von bisher unbekannter Macht zu einem unbekanntem Ziel getrieben wird? Ein amerikanischer Soziologe prägte den Ausdruck „gesellschaftliche Trägheit“. Es gibt Institute, welche aus bestimmten Ursachen dazu neigen, träge hinter dem Leben herzuhinken, das sie ausdrücken und fördern sollen. In welchem Maße sind die Universitäten von Amerika, England und Deutschland durch „soziale Trägheit“ gehemmt?

III.

Die Gefahr liegt gerade auf der anderen Seite. Eine kluge Reform der Universitäten birgt keine Gefahr in sich, wenn sie im Lichte von

¹ VISCOUNT HALDANE, *Universities and National Life* (London, 1912), S. 29.

Notwendigkeiten, Tatsachen und Idealen vorgenommen wird. Wohl aber ist sie gefährlich, wenn sie wie eine Wetterfahne nach jeder Laune der öffentlichen Meinung gerichtet wird. Es gibt Zeiten, in welchen die Universitäten der Gesellschaft nicht das geben dürfen, was sie gerne haben möchte, sondern wo sie ihr geben müssen, was sie gerade braucht. Unbeweglichkeit und Widerstand können nützlich sein, vorausgesetzt, daß sie auf einer vernünftigen Analyse und auf dem Verständnis für wahre Werte beruhen, und nicht auf purer Gewohnheit. Auf der anderen Seite lassen sich zahlreiche Beispiele anführen, welche zeigen, daß es auch viele Universitäten gibt, welche auf dem Laufenden sind oder sogar ihrer Zeit voraus eilen. Aber diese beiden Einstellungen schließen sich nicht gegenseitig aus. Die Universitäten sind vielmehr komplizierte organische Gebilde, deren Arme gesund sein können, während beide Beine gebrochen sind. Sie können im Grunde rückständig sein, wenn sie sich auch äußerlich nach der Laune der Mode richten. Sie können auch gerade dann rückständig sein, wenn sie wie geschickte Politiker und Zeitungsschreiber diesen oder jenen Punkt der herrschenden Strömung richtig erfassen. Genügend kritischer Widerstand, der auf dem Verständnis für wahre Werte beruht, würde sie in solchen Fällen vor grotesken und vielleicht sogar unheilvollen Irrtümern bewahren.

IV.

Ich werde auf alle diese Fragen noch zurückkommen. In diesem Kapitel will ich ja nicht von den bestehenden Universitäten reden, sondern von der idealen Universität. Um uns das Verständnis dafür zu erleichtern, wollen wir annehmen, wir könnten etwas tun, was in Wirklichkeit unmöglich und nicht einmal wünschenswert ist. Wir wollen annehmen, wir könnten die bestehenden Universitäten in Stücke schlagen und sie so wieder aufbauen, wie wir sie uns wünschen. Wie würden wir eine solche Universität organisieren? Wir würden die englischen, französischen, amerikanischen und deutschen Universitäten sicherlich nicht alle gleich machen. Aber trotz aller Konzessionen an die nationalen Überlieferungen und Temperamente würden wir doch in irgendeiner Form dafür sorgen, daß sich der Gelehrte und Forscher vier Hauptpflichten bewußt wäre, nämlich 1. der Erhaltung von Wissen und Ideen, 2. dem Lehren dieser Güter, 3. der Suche nach Wahrheit und 4. der Ausbildung von Studenten, die Praktiker oder wieder Gelehrte und Forscher werden wollen. Das sind, um es noch einmal zu sagen, die vier Hauptpflichten des Gelehrten und Forschers. Selbstverständlich hat die Erziehung auch noch andere wichtige Aufgaben. Ich möchte aber von vornherein klarstellen, daß die Universität nur *eine* von vielen Erziehungsanstalten ist, die im gesamten Erziehungsplan nur ganz bestimmte Aufgaben zu erfüllen hat. Andere Anstalten haben,

oder sollten wenigstens andere Aufgaben haben. Wir werden noch Gelegenheit haben, festzustellen, ob die Universitäten ihre besonderen Aufgaben erkannt haben und ihnen nachkommen, oder ob sie sich mit Dingen befassen, die eigentlich gar nicht in ihr Gebiet gehören.

Die Erhaltung von Wissen und Ideen wurde schon immer als eine Aufgabe der Universitäten aufgefaßt, manchmal wohl auch als ihre Hauptaufgabe, und gelegentlich wurde diese Aufgabe wohl auch überschätzt, wie man sogar heute noch sehen kann. Jedenfalls haben die Universitäten diese Tätigkeit schon immer für ihre Pflicht gehalten, und keine Reform sollte das ändern. Ich möchte noch hinzufügen, daß die Erhaltung des Wissens und die Lehrtätigkeit in einer Anstalt, die sich ausschließlich oder hauptsächlich damit befaßt, etwas ganz anderes bedeutet als in einer Universität, in der sich ständig frische Gedanken mit dem überlieferten Wissen vermengen.

Originelle Denker und Forscher sind demnach nicht der einzige Typ des Universitätsprofessors. Zwar werden sie immer die auffallendsten Erscheinungen sein, und sie werden für gewöhnlich auch den größten und umfassendsten Einfluß ausüben. Aber selbst moderne Universitäten haben und brauchen Männer ganz verschiedener Prägung. Sie brauchen Lehrer, deren wissenschaftliche Beiträge nur von geringer Bedeutung zu sein brauchen, und die statt dessen einen anregenden Einfluß auf die Studenten ausüben. Sie brauchen ferner Männer, deren Fähigkeiten auf dem Gebiete zusammenfassender Darstellung von Forschungsergebnissen liegen. MICHAEL FOSTER war nicht etwa ein unbedeutender Universitätsprofessor, weil er kein großer origineller Denker war. Er hat vielmehr in vorbildlicher Weise die große Schule für Physiologie in Cambridge geschaffen. Ebenso hat PAULSEN keine großen originellen Ideen gehabt, und doch war er ein großer Universitätsprofessor und ein umfassender und tiefgründiger Gelehrter mit gesundem Urteil und wundervoller Gesinnung, der Hunderten geholfen hat, den Weg aus den Wirrnissen des Lebens und der Gedankenwelt zu sich selbst zu finden. Aber wohlgemerkt, sie beide taten das nicht für unreife Jungens, sondern für reife Studenten, und sie fühlten sich für ihre Bemühungen und Erfolge verantwortlich. Das ist nämlich ein sehr wichtiges Kriterium für eine Universität. Der Universitätsprofessor muß sich verantwortlich fühlen. Er hat aber nur eine völlig objektive Verantwortung — für seine Gelehrsamkeit und sein Fach — und keine psychologischen oder väterlichen Pflichten seinen Studenten gegenüber. Man braucht nicht zu befürchten, daß er infolgedessen an Menschlichkeitswerten verlieren könnte. Denn gibt es etwas, das reizender, intimer, persönlicher und hilfsbereiter gewesen wäre als die Beziehungen der großen europäischen Lehrer zu ihren Schülern im besten Teil des 19. Jahrhunderts?

In der modernen Universität müssen schöpferische Tätigkeit und produktives und kritisches Forschen einen immer größeren Raum einnehmen, ohne daß praktische Verantwortung damit verbunden sein darf. Die Erhaltung des Wissens muß aber daneben als eine wichtige Pflicht bestehen bleiben, da sie für die Erziehung und Forschung gleich unentbehrlich ist. Je besser die anderen Erziehungsanstalten werden, und je mehr sich unsere Schwierigkeiten vergrößern, um so mehr glaube ich, wird die Universität dazu berufen sein, unser Wissen zu erweitern, die Erziehung zu vertiefen und zu versuchen, die Handlungen der Menschen in wertvolle Bahnen zu lenken.

Man kann sich leicht davon überzeugen, daß das Studium und die Lösung von Problemen von überragender und ständig zunehmender Bedeutung ist, und daß das Wissen fortschreitet, wohin man auch sieht. Betrachten wir einmal kurz unsere soziale und politische Lage. Ich erwähne dieses Gebiet zuerst, weil es dasjenige ist, in dem die Universitäten am wenigsten tun, das am schwierigsten und gefährlichsten zu behandeln ist, und dessen Beherrschung wir uns aus diesem Gründen zur wichtigsten Aufgabe machen sollten. Die Demokratie hat uns vor soziale, wirtschaftliche, erzieherische und politische Probleme gestellt, die unendlich viel verworrener sind, als die verhältnismäßig einfachen Probleme, die ihre leichtgläubigen Vorkämpfer zu lösen versuchten. Die Gesellschaft kann nicht zurück. Was auch hier und da in Italien oder Spanien geschehen mag, wir werden letzten Endes wahrscheinlich doch am besten fahren, wenn wir uns die Umstellungen und Erfindungen erleichtern, die nötig sind, um der Demokratie zum Erfolg zu verhelfen. Aber was für Umstellungen kommen da in Frage? Darüber müssen sich die Staatsmänner Gedanken machen — nicht solche Staatsmänner, die im Trüben fischen oder von Phrasen leben, sondern Staatsmänner, denen uneigennützig Forscher der menschlichen Gesellschaft das Wissen vermittelt haben, das für mutiges und kluges Handeln Voraussetzung ist. Die Postulate und Ideen, die Terminologie und Phraseologie, welche die moderne Welt auf neue Wege führten, sind jetzt mehr oder weniger veraltet, teils infolge ihres eigenen Erfolges und teils durch Umwälzungen, die durch die Wissenschaften und durch die Umwälzung in der Industrie bedingt waren. Die Menschen haben sicherlich immer blind und unwissend gehandelt; und die Kluft zwischen Handeln und Wissen wird wenigstens jetzt im Augenblick eher weiter als enger. Das praktische Handeln kann weder verlangsamt noch aufgehalten werden. Wohl aber sollte sich die Vernunft schneller ausbreiten.

Diese Behauptung kann gleich gut an Deutschland, Frankreich, England oder an den Vereinigten Staaten erläutert werden. Was ist z. B. in den Vereinigten Staaten vor sich gegangen? Zwischen 1776 und 1790 war eine Revolution, die von einer einfachen philosophischen Lehre aus-

ging. Seit jener Zeit — innerhalb eines Jahrhunderts — hat sich manches geändert. Die philosophische Lehre hat sich kristallisiert. Die dünne ländliche Bevölkerung, die an der Küste saß, hat sich zu einem Volk von über 100 Millionen entwickelt und über ein ganzes Reich ausgebreitet. Dampf und Elektrizität haben das Schwergewicht von der Landwirtschaft auf die Industrie verschoben. Es sind riesige Städte entstanden. Es ist zu enormen Unterschieden im Besitz gekommen. Aber die dokumentarische Grundlage der Regierung und Gesellschaft ist im Wesentlichen dieselbe geblieben. Wir finden uns deshalb in eine Phraseologie verstrickt, die mit der Wirklichkeit nicht mehr übereinstimmt. Die Phraseologie hat die Tendenz, alles zu fixieren; und doch müssen Wege gefunden werden, die diese Kluft überbrücken. Publizisten und Juristen sind durch sie gezwungen, überlieferten Formeln einen Sinn zu geben, den sie überhaupt nicht besitzen, und den sie auch niemals gehabt haben können. Wir werden durch sie ernstlich gehindert, die alten Theorien und Ideen neu zu beleben. Die sozialen und politischen Probleme, welche in diese Unstimmigkeiten verwickelt sind, müssen irgendwo weit ab vom Lärm der praktischen Tätigkeit und Verantwortung untersucht und neu beleuchtet werden. Die große Gesellschaft muß und will sich selbst verstehen — teils aus purer Neugier, teils aber auch, weil die Menschen in eine Sackgasse geraten sind, aus der sie nicht herausfinden werden, bevor sie nicht mehr wissen als jetzt. Die Zeitung kann kein tiefgründiges Wissen vermitteln. Auch die Männer der Tat, wie die Politiker und Geschäftsleute, können nur wenig helfen. Sie wissen selbst zu wenig und sind bei der Suche nach Wahrheit nicht frei von Eigennutz; sie haben gewöhnlich ihre eigenen Eisen im Feuer. Allein die Universität dürfte alle diese Fragen lösen können. Die Universität sollte daher Denker, Forscher, Erfinder, Lehrer und Studenten aufnehmen und ausbilden, die ohne praktische Verantwortung das Leben der Gesellschaft erforschen und verstehen lernen wollen.

Ich will nicht behaupten, daß dies ein ganz neuer Gedanke ist. In allen Ländern haben große Gelehrte in der kurzen Zeit, die sie ihrer Routinearbeit abgewinnen konnten, wichtige politische und wirtschaftliche Gedanken geäußert; „in der kurzen Zeit, die sie ihrer Routinearbeit abgewinnen konnten“ — von Verwaltungspflichten, von Nachhilfestunden, von Arbeiten, die sie nebenher ausführen mußten, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Doch wenn auch der Einzelne manche Forderungen gestellt hat, so hat doch noch keine Universität in keinem Lande wirklich irgendetwas dafür getan, dafür eine Arbeitsgelegenheit geboten oder gar dazu angeregt. Ich denke dabei nicht an die Ausbildung von Praktikern. Sie werden ihr Bestes leisten, wenn sie auf einen verantwortungsvollen Posten gestellt werden. Derartige Ziele sind nicht Aufgabe der Universität. Zwischen dem Forscher, der politischen und sozi-

alen Problemen nachgeht, und dem Journalisten, Industriellen, Kaufmann, Vizekönig, Parlaments- oder Kongreßmitglied klafft ein Spalt, den die Universität nicht überbrücken kann, und den die Gesellschaft mit irgendeinem anderen Mittel ausfüllen muß. Vielleicht darf man von einer Anstalt, die ein ausgesprochenes Erziehungsinstitut ist, eine solche Leistung überhaupt nicht erwarten. Wohl aber könnte man meinen, daß gebildete Menschen ganz von selbst hieran mitarbeiten würden, wenn es auch im Augenblick zweifelhaft erscheinen mag.

Man kann sogar noch weiter gehen. Für gewöhnlich hält man Arbeiten über mittelalterliche Urkunden, über die Finanzierung der napoleonischen Kriege, über den Aufstieg Preußens, über den Ursprung der einheimischen Regierungen in den amerikanischen Kolonien und über die Ideen von PLATO, ARISTOTELES und HOBBS — solche schon etwas verstaubten Themen — für gut akademisch, weil sie in einer Bibliothek studiert werden können. Aber ist es nach akademischen Begriffen ebenso richtig, Mr. KEYNES anstatt RICARDOS zu studieren, oder die Kriegsschulden, mit denen sich schon verschiedene Kommissionen abgemüht haben, an Stelle der nicht anerkannten Staatsschulden, denen die meisten Amerikaner ganz zu Unrecht nur ein historisches Interesse entgegenbringen, oder etwa die jetzigen Folgen der durch die Industrie bedingten Umwälzungen an Stelle ihrer Entstehungsgeschichte? Eine Expedition zum Ausgraben eines assyrischen Palastes ist anerkanntermaßen eine für Universitätsprofessoren passende Betätigung. Warum soll die Untersuchung von Kohlenstreiks, von Unruhen in Indien, von Gummi, Petroleum oder von amerikanischer Lynchjustiz vorläufig hauptsächlich Journalisten, Reisenden oder Politikern überlassen bleiben? Sollen alle diese Dinge erst dann für die Universität Interesse bekommen, wenn das Leben aus ihnen zu weichen beginnt? Nein, ganz im Gegenteil. Trotz aller Schwierigkeiten, die sich aus der Aktualität ergeben, ist die Aufgabe, soziale Probleme der Gegenwart zu lösen, vielleicht leichter als die Rekonstruktion der Vergangenheit, wie sie die Hellenisten oder die Erforscher des Mittelalters versuchen. „Man male sich das Glück des Gelehrten, der eine lebendige griechische Republik oder eine römische Kolonie mit eignen Augen sehen könnte — vorausgesetzt, daß er sich davon erholen könnte, einige seiner bestbegründeten Theorien einstürzen zu sehen!“¹

Ich habe behauptet, daß es nicht so schwierig ist, das eine oder andere Material zu sammeln. Ganz anders ist es aber mit den verallgemeinerten Schlüssen, die man daraus ziehen muß. Der Gelehrte mag vielleicht die Schlußfolgerungen seiner Vorgänger mit Bedauern ablehnen. Er wird aber selbst nicht weiterkommen, wenn er nicht zu verallgemeinern ver-

¹ SALVADOR DE MADARIAGA, *Aims and Methods of a Chair of Spanish Studies* (Clarendon Press, Oxford, 1928), S. 12.

sucht, und wenn er nicht, um es kurz zu machen, außer Material auch Ideen besitzt. Essays und Untersuchungsergebnisse mögen sich zu Bergen häufen. Allein werden sie aber niemals eine Wissenschaft oder Philosophie der Wirtschaft, der Psychologie oder Gesellschaft sein können. Der Aufbau von Hypothesen und das Sammeln von Daten sind zwei Vorgänge, die nebeneinander hergehen und sich gegenseitig beeinflussen müssen. Die verallgemeinernden Schlußfolgerungen sind wie auf anderen Gebieten, so auch auf dem Gebiete der Soziologie eine vorzügliche und gleichzeitig anregende Probe für pünktliches und den Tatsachen entsprechendes Arbeiten. Die Theorien werden nicht bestehen bleiben. Warum sollten sie es auch? Sie haben weder in der Mathematik, noch in der Physik, noch in der Chemie standgehalten. Aber auch die einzelnen Daten haben das nicht getan. Jede Wissenschaft, sei es die Soziologie oder eine andere, ist ein organisches Gebilde: „Eine Reihe von ständig revidierten Urteilen bildet den unbestrittenen Fortschritt der Wissenschaft. Wir müssen an diesen Fortschritt glauben; aber zu der jeweiligen Form dürfen wir immer nur ein begrenztes Vertrauen haben“¹.

Es ist heute dringender als je, für die Soziologie geeignete Methoden und Grundlagen zu schaffen, da sich die sozialen Umwälzungen schneller vollziehen, als früher, und die Physik und Biologie verhältnismäßig rasch fortschreiten. Die Ereignisse von 1914—1918 zeigen z. B., daß die Staatsmänner, die Soziologen und die moralischen und religiösen Lehrer Europas, deren höchste Pflicht die Erhaltung des Friedens gewesen wäre, völlig versagt haben; die Leiter und Erfinder in den Naturwissenschaften hatten es ihnen zu ihrer Hauptpflicht gemacht, so viele Feinde zu töten, wie möglich, und das mit geradezu großartigem Erfolg. In zwanzig Jahren kann sich genau dasselbe wiederholen, und wenn sich bis dahin die beiden in Betracht kommenden Disziplinen nicht geeinigt haben, wird die halbe Bevölkerung Europas und ihr ganzer Besitz mit noch viel größerer Gründlichkeit zerstört werden“².

So lange sich die Welt langsam, über viele Jahrhunderte hin, entwickelte, konnten die Menschen ihren Weg rein gefühlsmäßig gehen oder sich auf Grund von Erfahrungen anpassen, ohne daß sie es merkten. Die jahrhundertelange Unterdrückung, die nur eine langsame und begrenzte Weiterentwicklung erlaubte, ist jetzt aber weitgehend behoben worden. Die Gesellschaft muß handeln, und zwar möglichst vernünftig, und wenn sie das nicht kann, unvernünftig, blind, selbstsüchtig und impulsiv. Dabei muß das Schwergewicht und das Ansehen der Universität in die Wagschale der Vernunft geworfen werden. Welche Anstalten

¹ DUCLAUX, *Pasteur — The History of a Mind* (ins Englische übersetzt von SMITH und HEDGES, Philadelphia und London, 1920), S. 111.

² GRAHAM WALLAS, *Physical and Social Science (Huxley Memorial Lecture, 1930, London)*, S. 1. Das Zitat ist nicht ganz wortgetreu.

könnten oder sollten hier wohl eingreifen, wenn es die Universität nicht täte? Wo sollte es wohl in der heutigen Welt, die aus guten und schlechten Traditionen, aus Rassenmischungen, aus nationalistischen und internationalen Bestrebungen, aus Geschäftsinteressen, aus materiellen Kräften mit unglaublicher Macht zum Guten und Bösen, aus freien Arbeitern und Bauern, aus ruhelosen Orientalen, lärmenden Städten und widerstreitenden Philosophien zusammengesetzt ist — wo sollte es wohl in dieser Welt, die unter und um uns wankt, Platz und Gelegenheit geben, soziale und wirtschaftliche Probleme zu erforschen, Theorien und Tatsachen zu vergleichen, die Wahrheit zu verkünden, sei sie willkommen oder unerwünscht, und Männer auszubilden, die die Wahrheit suchen und verbreiten wollen — wo sollten wohl, soweit es überhaupt möglich ist, bewußte und überlegte Gedanken über die Reform unserer Welt nach eignen Wünschen geäußert werden können, wenn nicht an erster und wichtigster Stelle in der Universität? Eine andere dafür geeignete Einrichtung hat der Geist des Menschen bisher noch nicht erdacht.

Die Dringlichkeit, mit der wir diese Dinge brauchen, ist, wie ich schon sagte, keineswegs gefahrlos. Die Geschichte der leichter übersehbaren Wissenschaften sollte uns vor Fehlern warnen; und es wird gut sein, wenn der Soziologe diese Warnungen nicht unbeachtet läßt. Die Chemie hat keine Fortschritte gemacht, solange man nur darauf bedacht war, unedle Metalle in Gold zu verwandeln; sie kam vielmehr erst voran, als man von ihrem praktischen Nutzen absah. Heute befruchten sich Theorie und Praxis in der Chemie ununterbrochen. Auch die Medizin stand fast still, bis die vorklinischen Wissenschaften abgetrennt und selbständig gemacht wurden, und bis sie sich frei entwickeln konnten, ohne auf ihren praktischen Nutzen Rücksicht nehmen zu müssen. Neuerdings hat sich auch bei der Klinik dieselbe Entwicklung gezeigt; es ist höchst wahrscheinlich, daß man das Wesen der Krankheiten verstehen lernen wird und sie schließlich mit Erfolg bekämpfen kann, wenn man sie als Phänomene betrachtet. Patienten und Fragestellungen müssen nach den Interessen des Klinikers ausgesucht werden, wenn er sich überhaupt mit Forschungen beschäftigt. Die Soziologie ist noch nicht weit genug entwickelt, um als anerkannte Wissenschaft zu gelten. Ein wohlwollender Beobachter könnte auch befürchten, daß an ihre zarte theoretische oder wissenschaftliche Struktur praktische Anforderungen gestellt werden könnten, die sie nicht ertragen kann. Der Soziologe muß sein Material natürlich im täglichen Leben suchen. Als Wissenschaftler darf er aber keine diplomatischen Rücksichten nehmen, sondern muß seine Fragen ausschließlich vom Gesichtspunkt der Wissenschaft aus stellen und bearbeiten. Die Universität darf weder in den sozialen noch in den physischen Wissenschaften auf die Wirkung und praktische Anwendung der

Wahrheit Rücksicht nehmen, wenn sie die Phänomene verstehen lernen will. Vielleicht werden sich Theorie und Praxis im Lauf der Entwicklung auch in der Soziologie gegenseitig helfen können; vielleicht wird sich auch herausstellen, daß das angewandte Experiment der einzig gangbare Weg für die Soziologie ist. Aber selbst dann werden es zwei ganz verschiedene Dinge sein, ob man die Verantwortung für eine Politik übernimmt, oder ob man ein Experiment einleitet, um die Wahrheit festzustellen oder eine Theorie zu prüfen. Die moderne Universität darf sich weder vor der Welt fürchten, noch sich für deren Verhalten verantwortlich fühlen.

Ich habe verlangt, daß die Universitäten mit der Wirklichkeit Fühlung behalten und dabei auch weiterhin frei von Verantwortung bleiben sollen. Sind diese beiden Forderungen unvereinbar? Können die Universitäten wirklich eine objektive Stellung zu den sozialen, politischen und ökonomischen Fragen einnehmen? Können sie solche Phänomene studieren, ohne den gesetzgebenden Körperschaften, den Gemeinden, den städtischen Behörden oder den Handelskammern vorschlagen zu wollen, was sie gegebenen Falles in irgendeiner Sache tun sollen? Ich glaube, sie können und müssen es. Es handelt sich dabei nur um eine Frage der Ideale und der Organisation¹. Zu Versuchszwecken dürfen sie Vorschläge machen und die Resultate beobachten, ohne ihre intellektuelle Unantastbarkeit einzubüßen. Damit verwalten sie ja noch keine Stadt oder führen etwa eine politische Partei, wobei prinzipielle, mit kühnem Denken unvereinbare Kompromisse unvermeidbar wären. Die oben erwähnte Analogie mit der medizinischen Klinik ist zwar nicht vollgültig, aber anregend. Der Professor der Medizin braucht Patienten, wie der Soziologe seine Umgebung. Der Professor der Medizin sollte durch und durch Mensch und sich völlig bewußt sein, daß er mit Menschenleben zu tun hat, und daß er für sie verantwortlich ist. In erster Linie sollte er aber Forscher und Erzieher sein. Er hat nicht die geringste Verpflichtung, möglichst viele Kranke zu versorgen; im Gegenteil, in dem Augenblick, wo er seine Aufgabe in der Sorge um immer mehr Kranke sieht, wird er aufhören, seine Pflicht gegen die Universität zu erfüllen — seine Pflicht zu forschen, in der Literatur auf dem Laufenden zu bleiben, zur Forschung eigene Beiträge zu liefern und Männer zu erziehen, die wieder Gelehrte oder Forscher werden wollen. Der größte und erfolgreichste Denker unter den amerikanischen Chirurgen lebte sein ganzes wissenschaftliches Leben nach diesen Grundsätzen. Er war rücksichtsvoll und

¹ Die augenblickliche englische Regierung hat einen beratenden Ausschuß für Wirtschaftsfragen gebildet (*Economic Advisory Council*), der sich aus Akademikern zusammensetzt, die vom akademischen oder theoretischen Standpunkt aus wirtschaftliche und politische Fragen besprechen; dieser Ausschuß trifft aber keine politischen Entscheidungen, sondern das bleibt der Regierung überlassen.

menschlich im Betreuen seiner Patienten; er erzog eine Schar von ungewöhnlich fähigen Chirurgen. Aber in der Mitte seines Denkens und Handelns stand immer die Forschung. Eine Frage nach der anderen öffnete ihm ihr Geheimnis. Aber wenn er eine Frage gelöst hatte, so beschäftigte er sich auch nicht weiter mit ihr, sondern überließ das anderen. Er selbst strebte nach neuen, wichtigen und unbekanntem Dingen weiter. „Wir tasten noch immer, wie Sie wissen, mehr oder weniger im Dunkeln,“ schrieb er einmal, „und werden es immer tun, wie ich glaube; sonst wäre die Medizin auch reizlos. Es gibt indessen helle Stellen hinter uns, wo es früher dunkel war.“¹ Aus diesen Worten spricht der Universitätsprofessor — der Professor der Chirurgie, der inneren Medizin, des Rechts, der Wirtschaftslehre, kurz aller Wissenszweige.

Die Industrie hat Wege gefunden, um die reinste wissenschaftliche Forschung praktisch verwertbar zu machen. Von der Universität verlangt sie das aber nicht. Die Medizin sucht nach einem ähnlichen Bindeglied; denn sie wäre ruiniert, sollte sie beiden Zwecken dienen. Die Soziologie muß von der Leitung von Politik und Geschäften und von allen möglichen Reformen befreit werden, wenn sie sich zu einer wirklichen Wissenschaft entwickeln soll. Daneben muß sie aber auch dauernd mit dem Geschäftsleben, der Politik und der Gesellschaft in Verbindung bleiben.

V.

Bei den sogenannten exakten Wissenschaften ist die Lage nicht wesentlich anders, wenn auch die Universitäten in den energischeren westlichen Ländern für ihre Pflege um ihrer selbst willen mehr getan haben. Diese Wissenschaften — ich meine damit die Mathematik, Physik, Chemie und Biologie — haben im letzten Jahrhundert größere Fortschritte gemacht als in vielen vorhergehenden. Aber trotzdem stecken sie noch in ihren Kinderschuhen. In ihrer sogenannten reinen Form — ich meine damit ihre Pflege ohne Rücksichtnahme auf ihre praktische Anwendung — sind sie, wenigstens theoretisch, so fest begründet, daß ich ihre Bedeutung nicht besonders hervorzuheben brauche. Es ist aber nicht so allgemein anerkannt, daß sie, ob rein oder angewandt, für gewöhnlich zu viel mehr Fragen führen, als sie zu lösen vermögen. In der Theorie und Philosophie, um sie zuerst zu nennen, haben wir immer mehr erkannt, wie schmerzlich und abgründig unsere Unwissenheit ist. Vor 50 Jahren hätte kein Wissenschaftler erkennen können, daß er wirklich so wenig wußte, wie es heute jeder erstklassige Forscher von sich weiß. Noch vor kurzer Zeit glaubten wir, daß NEWTON auf Felsenfundament gebaut habe! Der Wechsel von der beschaulichen Betrachtungs-

¹ Auszug aus einem Brief von Dr. WILLIAM S. HALSTED, Professor der Chirurgie, *Johns Hopkins Medical School*, 1889—1922.

weise jener Zeit zur Einstellung von CHARLES PEIRCE, der die Naturgesetze als Gewohnheiten oder Sitten bezeichnete, ist beunruhigend; oder etwa der Wechsel zur Einstellung von GILBERT LEWIS, welcher fragt: „Können wir nicht einsehen, daß exakte Gesetze, wie alles andere Definitive oder Absolute, Märchengebilde sind, wie der Topf mit Gold am Ende des Regenbogens?“¹. Die theoretischen Folgen wissenschaftlicher Entdeckungen können demnach recht verwirrend sein. Der Forscher, der vielleicht nur seine eigene Neugier befriedigen will, zerstört regelmäßig in gewissen Zeitabständen die Grundlagen, auf denen zu bauen sich die Wissenschaft und Gesellschaft gerade gewöhnt hatten. Wir lauschen heutzutage nicht nur *einem* KOPERNIKUS — einer Stimme, die aus der Wüste ruft — sondern wir hören viele Stimmen, und ihr Laut wird verstärkt und in unsere gesamte soziale und geistige Welt übertragen. Physik und Chemie werden, vom Gesichtspunkt des Intellektuellen aus, keine konstanten Gebilde bleiben. Sie werden vielmehr dem Forscher „zwischen den Fingern durchschlüpfen“.

Ich habe von den theoretischen Folgen des Fortschritts der Wissenschaften gesprochen, und von der Notwendigkeit eines Ortes, an dem sie ruhig und philosophisch durchdacht werden können. Jetzt wollen wir uns einmal mit den praktischen Folgen des wissenschaftlichen Fortschritts beschäftigen, mit den Problemen, die daraus entstehen, und mit der Frage, wie notwendig wir eine Gelegenheit brauchen, sie bearbeiten und lösen zu können. Ein einleuchtendes Beispiel dafür ist die Medizin. Die Menschen studieren die Krankheitserscheinungen entweder aus menschlichem oder aus wissenschaftlichem Interesse. Was kommt dabei heraus? Sie lösen eine Frage, z. B. die Frage dieser oder jener Infektion oder Ansteckung. Daraus ergeben sich ganz unerwartete Folgen. Nachdem eine Frage gelöst ist, tauchen andere auf. Es gelingt z. B., das Leben zu verlängern. Dadurch stehen wir vor einer Fülle von neuen Krankheiten, die man so gut wie vernachlässigen konnte, solange die Kindersterblichkeit noch groß war, und man nicht erwarten konnte, länger als 30—40 Jahre zu leben. Die drückenden Aufgaben der medizinischen Wissenschaft sind dadurch schließlich vergrößert anstatt verringert worden. Damit sind die Folgen aber noch nicht erschöpft. Die Menschen leben länger und auch sicherer. Sie leben in riesigen Städten gesünder und zufriedener als in kleinen Dörfern oder auf dem Lande. Hieraus ergeben sich sofort ernste soziale Probleme über Erziehung, Regierung, Gesetz und Moral, die in dem Zusammendrängen der Bevölkerung infolge der verbesserten sanitären Verhältnisse begründet sind. Aber selbst das ist noch nicht alles. Die Menschen vermehren sich mehr und mehr. Sie müssen ernährt und gekleidet

¹ G. N. LEWIS, *The Anatomy of Science* (Yale University Press, 1926), S. 154.

werden. Sie brauchen Rohmaterial. Der Überschuß an Fertigwaren muß verkauft werden. Die Konkurrenz wird immer schärfer — die Konkurrenz um Rohmaterial, um Kolonien und um Märkte. Der Krieg bringt keine Lösung mehr — er bringt nur noch neue Probleme. So führt uns die Wissenschaft gerade durch die Lösung von Fragestellungen zu immer neuen Problemen. Das sind die Folgen des Fortschritts, den ein Teil der physischen und biologischen Wissenschaften in einem kleinen Winkel der westlichen Welt gemacht hat. Es ist unvermeidlich, daß die Wissenschaften gründlicher und ausgedehnter gepflegt werden. Was für neue Schwierigkeiten dadurch entstehen werden, können wir nicht ermessen. Soviel ist aber klar: während die reine Wissenschaft den *Geist* des Menschen revolutioniert, ist es das Schicksal der angewandten Wissenschaft, das *Leben* des Menschen zu revolutionieren. Wir stehen erst am Anfang einer neuen Epoche und nicht an ihrem Ende. Daher die Fülle der Probleme, die uns bedrängen — Probleme, die teils auf Unwissenheit beruhen und teils die Folge unserer Erkenntnis sind. Bevor sie nicht gelöst sind, kann nicht vernünftig gehandelt werden. Damit, daß wir von der Hand in den Mund leben, ist uns nicht gedient. Wer wird alle diese Probleme studieren? Und wo ist Gelegenheit zu solchen Studien? Es wird natürlich von Zeit zu Zeit einen einsamen MENDEL oder DARWIN geben, der alleine epochemachende Entdeckungen machen wird. Aber immer mehr wird der Forscher Mitarbeiter und Hilfskräfte brauchen, die ihn bei seiner Arbeit unterstützen. Er wird auch einen Boden brauchen, auf dem er gedeihen kann. Das Licht des Genies mag noch so weit vordringen, und doch wird Forschen und Lehren hauptsächlich auf der Universität geleistet werden müssen — wenn die Universitäten sind, was sie sein sollten.

VI.

Unsere Welt besteht aber nicht nur aus Demokratie und Naturwissenschaften. Wenn wir zu irgend einem kulturellen Gleichgewicht kommen wollen, muß auch den humanistischen Disziplinen, einschließlich der Philosophie, eine noch größere Bedeutung beigelegt werden. Bei den humanistischen Disziplinen denke ich nicht nur an die klassischen Sprachen und Literatur als Ding an sich, sondern hauptsächlich an die menschlichen Werte, die in einer tiefgehenden Kenntnis dieser Wissenschaften verborgen sind. Während des schnellen Fortschritts der Naturwissenschaften haben sich die Philosophie und der Humanismus wie hinter einer Wolke versteckt. Wenn sie sich einmal zeigen, so möchten sie sich am liebsten gleich entschuldigen, und zwar damit, daß sie auch Wissenschaften seien oder es wenigstens sein könnten. Sicherlich sind sie das und können das auch. Ich werde gleich darauf zurückkommen. Aber ganz abgesehen davon, daß die Welt immer natur-

wissenschaftlicher geworden ist, hat sie doch den rein humanistischen Geist, der den menschlichen Werten nachgeht, die Liebe zum Schönen und das Interesse für ideale Ziele noch keineswegs verloren, und sie wird es auch nicht tun, wenn sie nicht jeden Geschmack verlieren sollte. Die Naturwissenschaft birgt nämlich eine große Gefahr in sich, wenn sie auch unser Gesichtsfeld erweitert, unser Wohlbefinden mehrt und unsere Probleme löst. Man kann sich nämlich so sehr in ihren Fortschritt verlieben, wie ich schon betont habe, daß man jede Perspektive, jeden Sinn für Geschichte, jeden philosophischen Weitblick und den Sinn für die entsprechenden Kulturwerte verliert. So oder ähnlich ergeht es vielen, und wohl den meisten jener begeisterten, klaren, vorwärtsstrebenden, vielleicht zu einseitig vorwärtsstrebenden und zu sehr spezialisierten jungen Leuten, die sich der Naturwissenschaft weihen. Ihre Kultur klingt häufig dünn und metallisch. Ihre Ausbildung ist mehr technisch als wissenschaftlich umfassend. Die Wissenschaft darf, wie ich verlangt habe, kein Interesse an praktischer Nutzbarmachung haben. Geschmack und Vernunft hingegen behindern den Forscher nicht in der Suche nach Wahrheit. Wohl aber beeinflussen sie den Gebrauch, den die Menschen von den Kräften machen, welche der Forscher freimacht. Ich möchte behaupten, daß es manchmal so scheint, als ob unsere jungen Gelehrten an Menschlichkeitswerten verloren hätten. Das gilt auch für manche Humanisten. Je intensiver die Wissenschaft betrieben wird, um so dringender wird in der modernen Universität die Notwendigkeit, die Gesellschaft für die Ziele verantwortlich zu machen, denen das vermehrte Wissen und die größere Erfahrung dienen soll. Damit wächst die Bedeutung der Philosophen und Kritiker, und zwar um so mehr, je komplizierter — teils vernünftiger und teils unvernünftiger — das Leben durch die Naturwissenschaft wird.

Die modernen Universitäten müssen den Humanismus aber auch noch aus anderen Gründen fördern. Der Humanismus ist nämlich nicht nur eine Frage des Geschmacks, sondern er hat, ähnlich wie die Naturwissenschaft, auch Folgen. Was könnte auf den ersten Blick harmloser sein, als die Wiederauferstehung einer toten Sprache? Und doch kann jedesmal, wenn eine tote Sprache ausgegraben wird, eine neue Nationalität geschaffen werden. Für die Balkanisierung von Osteuropa und für das Wiederaufleben des keltischen Gedankens sind nicht nur die Türken, die Politiker oder Zeitungen verantwortlich, sondern mindestens zum Teil auch die Humanisten. Der Humanist, wie der Naturwissenschaftler, löst nicht nur Fragen, sondern er führt auch zu neuen Problemen. Er hilft mit bei der Befreiung der Serben und Griechen vom türkischen Joch, und bei dem Aufrollen und Lösen des *Home Rule* Problems in Großbritannien, ohne eigne Verantwortung dabei zu haben. Er wirkt mächtig mit bei der Erweckung des Selbstbewußtseins in

Indien, Ägypten, China und unter den amerikanischen Negern. Er ist eine der Ursachen, die zur Verschärfung des Nationalismus und des Rassenbewußtseins geführt haben, für die bisher niemand Milderung oder Heilung finden konnte. Ich möchte noch einmal betonen, daß er für alle die Schwierigkeiten, die er verursacht, keineswegs verantwortlich gemacht werden kann. Es ist vielmehr seine Aufgabe und seine Pflicht, seine Unabhängigkeit und seine Unverantwortlichkeit zu wahren. Er darf aber nicht aufhören zu denken; und das ist seine ernsteste Verantwortung. Vielleicht führt gerade die Freiheit seiner Gedanken, wenn die Zeit erfüllt ist, ohne daß er es beabsichtigt hat, zu wichtigen Erfindungen oder übt einen starken Einfluß auf die Lösung der Probleme, wie es auch schon früher geschehen ist.

Selbst wenn es mir der Raum erlaubte, könnte ich es nicht wagen, alle die Gründe aufzuzählen, die eine lebendige Wiedergeburt des humanistischen Studiums wünschenswert machen. Ich möchte nur noch einen weiteren Punkt streifen. Während des letzten Jahrhunderts haben uns die Paläontologen und Historiker gezeigt, wie wenig wir von der Geschichte und Entwicklung des Menschen auf unserem Planeten wissen. Die Lücke unseres Wissens, die die Archäologen, Philologen und Paläontologen ausfüllen sollen, — Forscher der griechischen und lateinischen Kultur, die in den Bibliotheken und an den Fundstellen arbeiten, und Orientforscher, die in Megiddo, im Niltal, in Dura und anderswo graben — ist noch sehr groß. Man wird die Geschichte des athenischen Reiches auf Grund der neuentzifferten und aus Stücken zusammengesetzten Scherben einiger weniger griechischer Tafeln neu bearbeiten müssen. Wer weiß, was geschehen wird, wenn die Agora ihre Geheimnisse offenbart? Wir würden vielleicht zu ganz neuen Anschauungen über den Ursprung, die Entwicklung und Ausbreitung unserer Kultur kommen, wenn die Sprachen der Hetiter, Sumerer und Malaien richtig gepflegt würden. Ich brauche nicht weiter fortzufahren; auf die Bedeutung der humanistischen Forschungen über Mittelalter und Neuzeit brauche ich gar nicht erst einzugehen. Es genügt zu sagen, daß ein weiteres Studium der mittelalterlichen und neuzeitlichen Kunst, Literatur, Musik und Geschichte die Ideen, welche auf den unvollkommenen Daten beruhen, die bisher unser Denken beherrscht haben, notwendigerweise revidieren muß.

Ich halte es für die allerwichtigste Aufgabe der modernen Universität, unter den denkbar günstigsten Bedingungen die Phänomene der physischen, sozialen und ästhetischen Welt gründlich zu studieren und sich unaufhörlich zu bemühen, alle diese Dinge miteinander in Beziehung zu bringen. Wir werden mit der physischen Welt weiter kommen als mit der sozialen oder ästhetischen. Ihre Unterschiede sind aber nur gradueller Natur. Sie sind alle wichtig und der Mühe wert. Sie sind

schon an sich wertvoll und ferner auch deshalb, weil sie wichtige Hinweise, Andeutungen und Anwendungsmöglichkeiten in sich bergen. Die Universität wird aber ihre Aufgabe nicht allein durch Anhäufen von Wissen erfüllen können. Sondern an derselben Anstalt, an der fleißig Tatsachen gesammelt werden, wird auch der Verstand walten und Tatsachen zusammenfügen, Schlüsse ziehen und Theorien aufbauen müssen. Es wird einen RUTHERFORD geben müssen, der die Atome zertrümmert, und einen WHITEHEAD oder EDDINGTON, der die Bedeutung der Dinge zu erfassen sucht. Ein VIRCHOW wird die Zellulärpathologie demonstrieren, und ein BANTING wird von den vier Enden der Welt die Teilchen holen müssen, die zusammen das Insulin ergeben. Als man den verstorbenen JACQUES LOEB fragte, ob er Chemiker oder Physiologe sei, soll er geantwortet haben: „Ich untersuche Probleme“. Es ist gerade Mode, auf die Spezialisierung zu schimpfen. Und doch ist es gerade die Spezialisierung, die uns dahin gebracht hat, wo wir jetzt stehen, und nur eine noch größere Spezialisierung kann uns weiter bringen. Spezialisierung allein genügt allerdings nicht, sondern es müssen auch Geister an die Universität herangezogen werden, die außer dem Spezialisieren auch verallgemeinern können. Es muß auch einen philosophisch geschulten Verstand geben, der sich betätigt, der neue Zusammenstellungen ausprobiert und, wenn es auch umsonst sein sollte, die Dinge in ihren Zusammenhängen zu erfassen versucht, während neue Einzeldaten angehäuft werden. Alles das sollte an der Universität mit besseren Ergebnissen ausgeführt werden können als sonst irgendwo, da die Universität im Mittelpunkt der Forschung und Überlegung steht und unter ihrem Dach die verschiedensten Intelligenzen vereinigt.

VII.

Die moderne Universität widmet sich demnach rückhaltslos und mit ganzer Kraft dem Fortschritt des Wissens, dem Erforschen von Problemen verschiedenster Art und der Erziehung von Menschen. Sie tut alles das mit höchstmöglicher Anstrengung. Sie beschäftigt sich mit der Konstitution der Sterne, mit der Konstitution des Atoms und mit den Konstitutionen von Oklahoma, Danzig und Kenya, sie studiert die Vorgänge und Geschehnisse auf den Sternen, im Atom und in Oklahoma, und sie untersucht die sozialen und politischen Folgen, die daraus entstehen, daß sich die Politiker mehr und mehr überleben, während die Geschäftsleute und Idealisten in der Entwicklung der Gesellschaft eine immer größere Rolle spielen. Alles das sind wichtige und wissenswerte Fragen. Es ist aber nicht Sache der Universität, in irgendeine dieser Fragen tätig einzugreifen. Die Universität ist nicht in der Lage, das Wetter auf dem Mars zu regulieren, Geschäfte zu leiten oder West-

minster oder Washington unmittelbar zu beeinflussen. Sie darf aber auch nicht abseits stehen.

Die Modernisierung von Universitäten in dem von mir gebrauchten Sinn ist mit Gefahren verbunden. Es ist klar, daß eine moderne Universität dieser Art mehr zu bedenken hat, als eine mittelalterliche Anstalt, an der nur ARISTOTELES, die Kirchenväter und die klassischen Philosophen ausgelegt wurden. Aber gerade weil die modernen Universitäten so viele Interessen haben, müssen sie gegen jeden, der Ansprüche an sie stellt, außerordentlich kritisch sein. Nicht immer können die Menschen — und zwar besonders die mittelmäßigen — das Ernste vom Banalen, und das Bedeutende vom Unwichtigen unterscheiden. Einer Universität, die versucht, modern zu sein, Theorien zu entwickeln und Probleme zu lösen, kann es deshalb leicht passieren, daß sie durch Beschäftigung mit gleichgültigen Dingen sich ihre Aufgabe erschwert und ihre Energie und Mittel vergeudet.

Es droht aber noch eine weitere Gefahr. Jedesmal, wenn ein guter Gedanke auftaucht oder eine neue Methode entwickelt wird, freut sich der Mittelmäßige und floriert die Pseudowissenschaft. Die Gelehrsamkeit ist sicherlich noch niemals frei von Pedanterie und Oberflächlichkeit gewesen. Aber die moderne Welt mit ihrem Überfluß an Publikationsmöglichkeiten und mit ihrer lächerlichen Neigung zu „gelehrten“ Titeln ist viel schlimmer dran, und man kann sagen, daß sie unter einem geradezu tropischem Wachstum des Scheinbaren leidet. Man muß diese Tendenz, wie auch die Neigung zum technischen oder mechanischen Spezialisieren, bekämpfen und daran erinnern, daß die Universitäten von Ideen und von großen Männern abhängen. Ein einziger VIRCHOW, PASTEUR oder WILLARD GIBBS kann in seiner jeweiligen Sphäre die gesamte intellektuelle Ordnung über den Haufen werfen. Große Männer sind Individuen, und Individuen und Organisationen liegen beständig in Konflikt. Die Universität ist eine Anstalt und kann nicht auf der einen Seite ungeformt und ungeordnet sein und auf der anderen Seite blühen und gedeihen, wenn sie nicht elastisch genug ist, die verschiedenen Gelegenheiten zu bieten, die die verschiedenen schaffenden Individuen für notwendig halten. Es mag sich auch herausstellen, daß diese Gelegenheiten nicht nur die Produktion, sondern in gleichem Maße auch die Schlafmützigkeit fördern. Es macht aber wenig aus, ob ein paar Menschen schlafen, wenn nur genug andere wach sind und sich mit aller Kraft betätigen. Ob ein paar Menschen schlafen, faulenzten oder nichts leisten, ist unwichtig. Die Hauptsache ist, daß ein HERTZ, ein MAXWELL, ein MOMMSEN oder ein GILDERSLEEVE in der Universität die Gelegenheit findet, die ihm persönlich zusagt — Bedingungen, die seiner eigenen Entwicklung und der einer verschieden großen Schar von Mitarbeitern förderlich sind.

VIII.

Ich will hier nicht vorwegnehmen, was ich über die amerikanischen, englischen und deutschen Universitäten zu sagen habe. Es wird dem Leser aber bereits klar sein, daß meine Kritik an zwei Punkten angreifen wird, nämlich erstens an dem, was die Universitäten heute nicht leisten, und zweitens an ihrer Beschäftigung mit Dingen, die sie nichts angehen. Dem von mir angedeuteten Programm einer idealen Universität fehlt es weder an Ausdehnung noch an Schwierigkeiten, und eine erfolgreiche Durchführung würde mehr Begabung und mehr Geld verlangen, als sie heute irgendeine Universität besitzt. Außerdem verlangt die Art der Arbeit, die solche Universitäten leisten sollten, geeignete Arbeitsbedingungen, d. h. Bücher und Laboratorien natürlich, aber ferner auch Ruhe, Würde, Freiheit von kleinlichen Sorgen, Verkehr auf einer hohen sozialen und intellektuellen Ebene und ein ausgefülltes und abwechslungsreiches Leben, das den persönlichen Neigungen voll angepaßt ist. Wir werden in den folgenden Kapiteln noch Gelegenheit haben festzustellen, mit wie großem Geschick die Universitäten diese Fragen heutzutage lösen. Ausschließlich aus Diskussionsgründen will ich zugeben, daß alles, was die Universitäten tun, an sich wert ist, getan zu werden. Ich mache damit eine sehr große Konzession. Aber darf man daraus folgern, daß sich die Universitäten auch mit allen diesen Dingen beschäftigen sollen? Folgt daraus, daß sie es überhaupt können? Wenn die Universitäten wirklich die hohen Aufgaben haben, die ich aufgezählt habe, so werden sie gut daran tun, sie mit Nachdruck auszuführen, Männer zu suchen und Geld zu sammeln, und die nötige Arbeitsgelegenheit zu beschaffen. Ich glaube, zeigen zu können, daß die Universitäten diese Aufgaben noch nicht erfüllen, und daß sie Verpflichtungen übernommen haben, die unbedeutend und unwürdig sind. Wenn die Aufgaben, die ich hier abgrenzen möchte, wirklich wert sein sollten, ausgeführt zu werden, müssen andere Wege für ihre Erfüllung gefunden werden. Die drei oder vier traditionellen Fakultäten und die traditionellen Arbeitsgebiete sind natürlich keineswegs sakrosankt. Mit der Änderung der Welt haben sich neue Fakultäten als notwendig erwiesen, und sind von Zeit zu Zeit neue Arbeitsgebiete erschlossen worden. Aber selbst in der modernsten Universität müssen diese Fragen klar umrissen werden, auch wenn nur aus dem Grunde, daß die Ausdehnung der Universitäten eine Vermehrung der Professoren und Studenten bedeutet. Erstere sind nämlich schwer zu bekommen, und die letzteren können schon allein durch ihre Menge den organischen Charakter der Universität zerstören. Die Entscheidung dieser Fragen, wie ich sie sehe, muß von dem geistigen Wert der vorgeschlagenen Fakultäten oder Arbeitsgebiete abhängen. Praktische Bedeutung genügt nicht, um akademische Anerkennung beanspruchen zu können, und falls sie das Beste

ist, was für sie angeführt werden kann, so haben wir sogar einen guten Grund, sie abzulehnen. Die Universität ist nämlich kein allgemeiner Abladeplatz. Universitäten, die sich an ihre eigentlichen Aufgaben halten, sind auch gar nicht in der Lage, anderen Zwecken zu dienen. Es mag deshalb nötig werden, die Erziehung weitgehend zu reformieren. Man wird dabei in keinen zwei Ländern zu demselben Resultat kommen. Selbst in einem einzigen Lande mag man ganz verschiedene Resultate haben. Aber wie dem auch sein mag, die Reform der Universitäten mit dem Ziel optimaler Leistung auf den Gebieten, die wohl nur sie allein beherrschen können, mag viel Erfolg haben, wenn sie gleichzeitig zur Reform des übrigen Erziehungssystems drängt.

IX.

Nach dem, was ich gesagt habe, gehören Forschung und Wissenschaft in die Universität. Was gehört weiter dorthin? Höhere Schulbildung, technische und berufliche Ausbildung oder allgemeine Erziehung gehören sicherlich nicht dorthin. Sie sind selbstverständlich wichtig, und sicherlich muß die Gesellschaft geeignete Anstalten für sie schaffen. Man darf aber nicht zulassen, daß dadurch die Universität von ihren Zielen abgelenkt wird.

Mit der Auseinandersetzung über technische und berufliche Ausbildung oder über die allgemeine Erziehung werden wir keine Schwierigkeiten haben. Der Ausdruck „höhere Schulbildung“ ist hingegen so unbestimmt, und wird so verschieden gebraucht, daß ich dem Leser auseinander setzen muß, was ich in diesem Buche darunter verstehen will. Der Unterschied zwischen höherer Schulbildung und Universitätserziehung ist für mich derselbe wie der zwischen Unreife und Reife. Die höhere Schule ist für den Schüler persönlich verantwortlich, für seinen Unterrichtsstoff und selbst für seine Art zu arbeiten, zu leben und sich zu betragen, für seine Manieren, für seine Moral und für seinen Geist. Die Universität hat hingegen keine so komplizierten Verpflichtungen. An der Universität hat der Student eignes Risiko, und zwar nicht nur für sich selbst, sondern auch für sein Studium und seine Art zu arbeiten. Die Freiheit der Universität bedeutet weder, daß der Professor kein Interesse für den Studenten hat, noch daß der Student gleich von Anfang an auf eigne Faust zu forschen anfangen soll. Im Gegenteil, obgleich der Student frei ist, muß er sich zunächst durch eine schwierige Lehrzeit durcharbeiten, bevor er Selbständigkeit erlangen kann. Ebenso wenig braucht der Aufbau der höheren Schulen gleichförmig zu sein. Mit dem Heranwachsen der Schüler können Freiheit und Verantwortung vergrößert werden, und der Schulcharakter kann mehr und mehr verschwinden, je näher die Universität rückt. In jedem Falle wird es aber einen Bruch, einen Stoß oder eine Krise geben, genau so, wie es einen

Bruch gibt, wenn ausgewachsene Jungens oder Mädchen das Elternhaus verlassen. Es ist nicht Aufgabe der Erziehung, jeden Bruch, jeden Stoß oder jede Krise zu vermeiden. Im Gegenteil, wenn aus dem Jungen ein Mann geworden ist, zeigt ein Stoß, wer er ist. Nur wenn er ihn übersteht und dabei noch an seelischer und geistiger Kraft gewinnt, ist die Universität der rechte Ort für ihn; denn die Universität darf nicht einmal aushilfsweise eine höhere Schule sein¹.

Bei den berufsbildenden Fakultäten liegen die Dinge, wenigstens für Jura und Medizin, klar auf der Hand, wie ich glaube²; nicht aber für die konfessionelle Theologie, die mit Vorurteilen arbeitet, vielleicht auch nicht für die Pädagogik und bestimmt nicht für Geschäft, Journalismus, Privat- und Bibliotheks-, „wissenschaft“, auf die ich im Einzelnen noch zurückkommen werde³. Die meisten Ärzte und Anwälte sind tatsächlich nur Handwerker. Man kann mit Recht sagen, daß ihre Ausbildung hauptsächlich darauf hinaus zielt, sie zu Praktikern zu erziehen. Man könnte sogar noch weiter gehen und sagen, daß eine unproduktive juristische oder medizinische Fakultät keineswegs berechtigt ist, einer Universität angegliedert zu sein. Sie haben dort nichts zu suchen und sie würden mit Rücksicht auf die Gesellschaft und auf ihre Studenten besser daran tun, unabhängige Berufsschulen zu sein.

Wonach sollen wir die Berufe, die auf die Universität gehören, von denen unterscheiden, die nicht dorthin gehören? Die Kriterien dafür sind leicht zu finden. Berufe sind ihrer Geschichte nach, und zwar völlig mit Recht, „gelehrte Berufe“. Ungelehrte Berufe gibt es nicht. Ungelehrte Berufe sind ein Widerspruch in sich selbst und würden eher Neigungen oder Beschäftigungen sein. Berufe müssen gelehrt werden, weil sie tief im Boden der Kultur und Ideale wurzeln. Ihr Hauptcharakter hängt außerdem im Wesentlichen vom Verstande ab. Der Chirurg braucht natürlich seine Hände, der Arzt braucht ein Hörrohr und der Anwalt einen Schreiber und Bücher-Revisor. Aber das sind Nebensächlichkeiten. Das Wesen dieser beiden Berufe liegt vielmehr im Gebrauch des freien und erfindungsreichen Verstandes, mit dem die Probleme erfaßt werden können, die Probleme der Krankheiten und des Lebens der menschlichen Gesellschaft, die uns durch die Geschichte überliefert worden sind, und die mit der Entwicklung immer komplizierter werden. Wenn die juristischen und medizinischen Fakultäten nicht in einer Atmosphäre von

¹ Die amerikanische *high school* deckt sich natürlich nicht mit dem, was ich unter höherer Schule verstehe, sondern in den Vereinigten Staaten gehört nicht nur die *high school* zur „höheren Schule“, sondern auch der größte Teil der *colleges*. Cf. S. 36.

² Die juristischen und technischen Schulen werden in diesem Buche nicht besprochen, einfach aus dem Grunde, weil ich sie niemals studiert habe. Diese Unterlassung soll keinerlei Meinung bedeuten.

³ Siehe S. 122.

Ideal und Forschung leben, sind sie überhaupt keine eigentlichen Universitätsfakultäten.

Berufe können ferner durch ihre Einstellung zum Erfolg charakterisiert werden. Der Wissenschaftler oder Gelehrte in der Gestalt eines Arztes oder Juristen hat bestimmte Dinge zu verrichten. Die Erfüllung dieser Aufgabe verschafft ihm nebenbei den Lebensunterhalt. Aber der Lebensunterhalt ist wenigstens theoretisch (und Jahrhunderte lang ist es auch praktisch so gewesen) von sekundärer oder unwichtiger Bedeutung, wenn er auch für den Einzelnen sehr bedeutungsvoll sein mag. Berufe haben in erster Linie sachliche, intellektuelle und altruistische Ziele. Ein Beruf läßt sich deshalb mit einem Orden oder einer Kaste vergleichen, die zwar nicht immer frei von egoistischen Zielen sind, aber wenigstens in der Idee der Förderung von Zwecken dienen, die höher oder edler sind, als die Befriedigung von persönlichem Ehrgeiz. Manchmal hat der Beruf sogar einen Ehrenkodex, wie den geschichtlich eindrucksvollen Eid des HIPPOKRATES.

Im weiteren Verlauf dieser Abhandlung wird sich zeigen, daß die Auffassung, die ich umrissen habe, im Vergleich zur Theorie und Praxis von heutzutage sehr streng ist. Habe ich aus den Augen verloren, wie wichtig die Ausbildung ist, die Ausbildung von Lehrern, Schuldirektoren oder Kandidaten für Regierungsposten? Ich glaube nicht. Ich habe ja nur gemeint, daß aus einer echten Universitätserziehung Menschen mit einem durchgebildeten Verstand, mit reichlichem Wissen und kritischer und nicht pedantischer Schärfe hervorgehen, und daß solche Menschen später meist sich selbst überlassen werden können. Ich fürchte, wenn ich die Wahrheit sagen soll, daß Menschen, die eine umfassende Universitätserfahrung opfern, um Verwaltungskünste zu lernen, sich schließlich geistig und beruflich benachteiligt fühlen werden. Vom Standpunkt der praktischen Notwendigkeit gesehen, verlangt man augenblicklich von den Führern der Gesellschaft weniger eine spezielle Ausbildung, als gründliche Erfahrung, Interesse für Probleme, Geschick, den richtigen Weg zu gehen, und die geschulte Fähigkeit zur wirksamen Arbeit. Die Technik können Spezialschulen oder die Erfahrung vermitteln, wenn das das ist, was die Studenten suchen.

X.

Die Betonung, welche ich auf Denken und Forschen gelegt habe, könnte den Eindruck erwecken, als ob ich Forschungsinstitute und nicht Universitäten besprochen hätte. Das ist aber nicht der Fall. Die Forschungsinstitute, die wir kennen, unterscheiden sich in gewissen Punkten von den Universitäten, wie ich sie auffasse. Ein Forschungsinstitut steht und fällt in erster Linie mit seinem Erfolg in der Forschung, während ich beim Ausbau der modernen Universität Wert darauf gelegt habe, mit der

Forschung eine Ausbildung zu verbinden. Die Geschichte der Forschungsinstitute wirft hierauf ein helles Licht. Das moderne Forschungsinstitut wurde zuerst in Paris für PASTEUR geschaffen, weil es an der französischen Universität zur Zeit PASTEURS keine Gelegenheit zur wissenschaftlichen Forschung gab. Diese Bewegung dehnte sich dann in Deutschland aus, und zwar unter dem Einfluß des kraftvollen und fruchtbaren Verwaltungsbeamten FRIEDRICH ALTHOFF, der von 1882 bis 1907 der führende Geist im preußischen Kultusministerium war. ALTHOFF, der selbst zwar ein Jurist und Bürokrat war, interessierte sich besonders für die Medizin, und sein allgemeines Programm wurde wenigstens bis zu einem gewissen Grade durch seine Ideale von der medizinischen Ausbildung und Forschung beherrscht. Mit unermüdlicher Energie und glänzendem Erfolg strebte er danach, alle Fakultäten der preußischen Universitäten so auszugestalten, daß sie unter modernen Bedingungen die Auffassung von Ausbildung und Forschung, die zuerst in der Berliner Universität verkörpert war, verwirklichen und weiterentwickeln konnten. ALTHOFF sah aber auch, daß selbst unter idealen Bedingungen an der Universität die kleine Zahl ungewöhnlicher Genies ihre ungewöhnlichen Fähigkeiten, die auf Forschung konzentriert werden sollten, durch Unterricht und Verwaltung verschwenden konnten. So kam er dazu, eine Reihe Institute zu planen, in denen sich die fruchtbarsten Geister der Forschung widmen konnten, auf Gebieten, auf denen schon grundlegende Fortschritte gemacht und die grundlegenden Wissenschaften schon endgültig und fest begründet waren, auf denen ferner Fragestellungen theoretischer und praktischer Natur klar formuliert werden konnten, und für die es schon ein ausgebildetes Personal gab. Die Tätigkeit der Forschungsinstitute war dadurch ziemlich eng umrissen. Daraus, daß es Forschungsinstitute gibt, und sie für Physik, Chemie oder Medizin zeitgemäß sind, folgt aber noch nicht, daß sie auch für weniger entwickelte Gebiete zweckmäßig oder zeitgemäß wären, wenn auch das Bedürfnis nach ihnen dringend sein mag.

Diese Punkte deuten gleichzeitig die Stärke und die Schwäche der Forschungsinstitute an. Das Forschungsinstitut ist eine Art fliegende Truppe, die hierhin und dorthin geleitet werden kann, wo immer Ergebnisse erreichbar scheinen und Menschen mit ungewöhnlichen Eigenschaften zu bekommen sind. Gleichzeitig ist das Forschungsinstitut aber so sehr spezialisiert, daß seine besondere Tätigkeit nur von einer einzelnen Persönlichkeit oder einer kleinen Schar abhängen kann. Wie das Institut auch heißen mag, der Mittelpunkt seiner Kraft ist die Persönlichkeit. Es kommt bei ihm nicht auf die Fragestellungen an, sondern auf die Persönlichkeiten, welche sie bearbeiten. Verschwindet die Persönlichkeit, so verschwindet auch das Arbeitsgebiet. Wenn ein Universitätslehrstuhl frei wird, muß er gewöhnlich neu besetzt werden, und

zwar, wenn möglich, mit einem produktiven Gelehrten oder Lehrer, oder wenn kein produktiver Gelehrter zu bekommen ist, auch mit irgendeinem Gelehrten. Nicht so bei den Forschungsinstituten. Im Jahre 1911 wurde in Dahlem für WASSERMANN ein Institut für Experimentelle Therapie gegründet. Als WASSERMANN 1920 starb, fand sich kein Nachfolger, oder es hatten sich die Verhältnisse dementsprechend geändert. Sein Institut wurde Professor NEUBERG als ein Institut für Biochemie übergeben. Was geschah, war nicht, daß ein Institut aufgelöst und ein neues gegründet wurde, sondern daß WASSERMANN starb, und daß NEUBERG Gelegenheit geboten wurde, seine eignen Arbeiten fortzusetzen. Das Forschungsinstitut braucht natürlich nicht alle Zweige eines bestimmten Arbeitsgebietes zu studieren. Es kann ebenso leicht demobilisiert werden, wie mobil machen. Die Universität kann sich zeitweise mit Ersatz behelfen, das Forschungsinstitut kann das aber niemals.

Vom Standpunkt des Fortschritts unter günstigen Bedingungen sind das große Vorzüge. Man kann aber auch allerlei Nachteile nennen. BACON entwarf in *The New Atlantis* eine Gründung mit dem Zweck, „das Wissen um die Ursachen“ zu erforschen, und erdachte ein Institut mit allen Einrichtungen dafür samt *fellows*¹ und „Gesellen und Lehrlingen, damit stets Nachwuchs vorhanden wäre“. Die Universität hat eine Studentenschaft zur Hand, aus der sich die Professoren „Gesellen und Lehrlinge“ aussuchen können, von deren Fähigkeiten sich zu überzeugen sie Gelegenheit haben. Das Forschungsinstitut hat keine eigne Studentenschaft und muß irgendwo junge Leute finden, die die entsprechende Begabung und Ausbildung haben. Wenn es finanzkräftig ist, kann es das riskieren. Seine „Lehrlinge und Gesellen“ werden wohl selten bei der ersten Wahl richtig erkannt werden, wie es hingegen auf der Universität leicht möglich ist.

Bei der Vielseitigkeit der modernen Wissenschaften kann man ferner gar nicht voraussagen, aus welcher Quelle eine große Tat oder Erkenntnis kommen wird. Die breite Grundlage, auf der die Universität aufgebaut ist, vergrößert schon an sich ihre Produktionsfähigkeit um ein Beträchtliches. Das Forschungsinstitut kann durch seine Begrenzung infolge seiner starken Konzentration behindert sein. Zu hoch spezialisierte Institute haben besonders, wenn sie aufs Praktische eingestellt sind, die Neigung, unfruchtbar zu sein. ALTHOFF hat diese Gefahr vorausgesehen. In seiner kürzlich erschienenen Biographie² heißt es: „Wenn unter den selbständigen Anstalten solche verstanden werden sollen, die unabhängig von den Universitäten dem Kultusministerium unmittelbar unterstellt sind, so darf dieser Begriff nicht zu eng gefaßt werden. Alle diese An-

¹ Siehe Fußnote 1, S. 131.

² ARNOLD SACHSE, *Friedrich Althoff und sein Werk* (Berlin, 1928), S. 294.

stalten dienen auch wieder der an den Universitäten gepflegten Forschung und Lehre. Die preußische Unterrichtsverwaltung ist so überzeugt gewesen von der gesunden Entwicklung der Universitäten, daß sie fast alle neuen Organisationen in bewußter Weise mehr oder weniger eng an die Universitäten angegliedert hat.“ Ein Forschungsinstitut könnte dadurch, daß es einer modernen Universität angehört oder angegliedert ist, gewissen Einschränkungen entgehen, denen ein isoliertes Institut ausgesetzt ist.

Ich muß auch noch einen weiteren Punkt berühren. Das Forschungsinstitut erfreut sich, wie ich schon sagte, der Vorteile der Konzentration und Beweglichkeit. Trotzdem hatte ALTHOFF recht, wenn er von einer zu engen Begrenzung abriet. Eine zu strenge Auffassung oder Formulierung könnte leicht das Element der Überraschung ausschalten, das für Universität und Forschung gleich wichtig ist. Forschungsinstitute und Universitätslaboratorien befassen sich beide mit dem Lösen von Problemen und mit der Ausbildung von jungen Leuten. Der Vorstand einer Forschungsabteilung geht nicht etwa nur der Forschung nach, sondern er ist auch von einer Schar von Assistenten und jungen Leuten umgeben, die er sich aussucht und ausbildet, genau so wie es der Universitätsprofessor tut. Nur sind seine Schüler weiter fortgeschritten und sorgfältiger ausgesucht. Man könnte daher das Forschungsinstitut als ein spezialisiertes und fortgeschrittenes Universitätslaboratorium bezeichnen, das bestimmte, ganz ausgesprochene Vorzüge genießt und auf der anderen Seite nicht frei von Nachteilen ist. Erfolgreiche Forschungsinstitute können die Universitäten nicht ersetzen. Sie müßten sogar erfolglos sein, wenn ihnen die Universitäten nicht ein glänzend geschultes Personal lieferten. Diese Schuld zahlen sie, wie ich gleich hinzufügen möchte, dadurch zurück, daß sie Männer und Frauen weiter ausbilden, von denen viele wieder Universitätsprofessoren werden. Viel aussichtsreicher als die schnelle Vermehrung von Forschungsinstituten scheint mir im Augenblick die Befreiung der bestehenden Universitäten von Pflichten und Lasten, die sie drücken, und ferner ihre Entwicklung zu Instrumenten, die dazu geeignet sind, ihre eignen Aufgaben voll und ganz zu erfüllen.

XI.

Soviel über das Allgemeine. Ich fing damit an, daß ich sagte, daß ich in diesem Kapitel die ideale Universität besprechen wollte, die allen intellektuellen Anforderungen unserer modernen Zeit genügen würde. Ich habe von der Idee und nicht von der Organisation gesprochen. Die Bedeutung der Organisation wird leicht überschätzt. Und trotzdem ist die Organisation oder ihr Mangel nicht ohne Bedeutung. Wir werden noch in späteren Kapiteln sehen, wie der Verwirklichung der idealen

Universität in einem Lande eine übermäßige Organisation und in einem anderen eine ungenügende im Wege stehen. In allen Ländern wird jetzt die Universitätsreform ernsthaft diskutiert. In allen Ländern wird die Reform aber auch durch die Geschichte, durch Überlieferungen und eingewurzelte Interessen aufgehalten. Widerstand braucht nicht schlecht zu sein. Denn eine reiche und schöne Vergangenheit kann die Reform stören und gleichzeitig einen erheblichen Ausgleich bieten. Wenn daher die Zeit zum Handeln gekommen ist, muß man die gegebene Wirklichkeit gegen die klar umschriebenen allgemeinen Prinzipien abwägen. Wir werden beides sehen, und zwar in ganz verschiedenen Formen: Merkwürdigkeiten, die leicht beseitigt werden können, scharfe Kanten, die man vorsichtig umgehen muß, Vorurteile, die scharf bekämpft werden müssen, historische Werte, die nicht geopfert werden dürfen, und praktische Verpflichtungen, die nur allmählich auf andere Anstalten abgeschoben werden können. Wenn schließlich die Reform vollendet sein wird, werden wir kein einheitliches, sondern ein höchst mannigfaches Resultat sehen, das in keinen zwei Ländern gleich und in keinem einzigen Lande einförmig sein wird. Wir werden den Anforderungen des modernen Lebens besser genügen können, wenn wir Abweichungen und Unregelmäßigkeiten mit in Kauf nehmen können, auch wenn sie zum Teil unerträglich sein sollten. Die Grenze ist nicht leicht zu ziehen. Sie mag in verschiedenen Ländern und von verschiedenen Individuen an verschiedenen Stellen gezogen werden. Die Stelle, an der sie schließlich gezogen wird, ist ja auch von verhältnismäßig geringer Bedeutung, solange nur die Hauptaufgaben der modernen Universität mit genügender Deutlichkeit umrissen sind.

II. Die amerikanischen Universitäten.

I.

Das Leben in Amerika steht zur Zeit unter dem Zeichen von Kampf und Unbeständigkeit. Amerika hat keine Traditionen, die es in feste Bahnen lenken könnte. Es hat weder gute noch schlechte Traditionen und keine Überlieferungen, die den Fortschritt aufhalten oder kulturelle Ideale gedeihen lassen könnten. Ohne Hemmung stürmen die Winde über die weiten Ebenen der neuen Welt. Kein Windbrecher hält sie auf oder mindert ihre Gewalt. Diese Erscheinungen können größtenteils schon allein durch die Tatsache erklärt werden, daß in unverhältnismäßig kurzer Zeit Millionen von Menschen meist einfacher Herkunft, die aus ihrer Heimat entwurzelt und von irgendeiner Unterdrückung befreit waren, einen so weiten und reichen Kontinent besiedelt haben. Aber wenn man ihre naiven Begriffe von Demokratie in politischer, gesellschaftlicher und geistiger Hinsicht und ihren beispiellosen Reichtum bedenkt, der sie plötzlich überflutet hat, und ferner die Auflockerung ihrer ethischen und religiösen Vorstellungen und die Komplikationen, die sich aus der Anwendung der modernen Wissenschaft ergeben haben, und wenn man schließlich bedenkt, daß Europa durch den Krieg und die nachfolgende Verarmung wie gelähmt ist, so kann man nicht überrascht sein, daß Amerika einem brodelnden Chaos gleicht, in dem die Materie siegt und die Idee unterliegt. Es ist zwecklos, selbst die aller nächste Zukunft Amerikas vorauszusagen. Man kann unmöglich wissen, ob Amerika zur Zivilisation soviel beitragen wird, wie es seinen Mitteln und Möglichkeiten entsprechen würde. Es ist zweifellos schon eine große Leistung, daß es Millionen von Menschen ein angenehmes Leben und Möglichkeiten bietet, die sie sonst kaum hätten haben können. Aber angenehmes Leben, Möglichkeiten, Zahl und Größe sind nicht mit Zivilisation gleichbedeutend und sind nicht einmal ihr wesentlicher Bestandteil. Wären sie es, dann wären New York und Chikago zivilisierter als Florenz, Paris, Berlin, London oder Oxford, was sicherlich nicht der Fall ist. „Die Größe,“ schreibt ein scharfer englischer Kritiker, ist eine uninteressante Variation, die nur den Ungeistigen interessieren kann“¹.

¹ J. MIDDLETON MURRY, *The Evolution of an Intellectual* (London, 1927), S. 184. Mr. MURRY fährt fort: „Vierzig Meilen Kattun sind wirklich keiner größeren Begeisterung wert, als ein halber Meter; und wenn der Kattun auch noch so abscheulich bedruckt ist — *occidit miseros*. Es kommt nur auf die Unterschiede in der Qualität an.“

Nur wenige Europäer, die Amerika besuchen, verstehen diesen Punkt. Sie empfinden plötzlich eine unbekannte Hoffnung und ein allgemeines Wohlbefinden. Sie sehen einige prächtige Gebäude, Bequemlichkeiten verschiedener Art, einige Forschungsinstitute, ein paar Galerien und finden Amerika „wundervoll“. Die meisten Amerikaner teilen diese Ansicht. Einige wenige indessen, deren Zahl zunimmt, kritisieren Amerika immer lauter und ironischer; sie sind des kaleidoskopartigen Wechsels müde, und sind erschöpft von der Pulsation der ruhelosen und vertrauensseligen Energie Amerikas; sie entbehren die feste Kulturbasis der europäischen Gesellschaft, und wollen und können nicht die unaufhörliche Geschäftigkeit, die momentane Blüte und die wachsenden Zahlen mit Zivilisation identifizieren.

Es gibt also auch in Amerika verschiedene Ansichten. Der riesige Maßstab, mit dem im Geschäftsleben, in der Erziehung und in anderen Dingen gemessen wird, und die schnelle Entwicklung der Reklame-„wissenschaft“ ebnen den Weg für eine Standardisierung und Uniformierung, die auf einer verhältnismäßig tiefen geistigen Stufe steht. Andererseits ist es beruhigend zu sehen, daß es keine gesellschaftlichen Schranken gibt, die die Tüchtigen hemmen, daß die Kritik schärfer und die Individualität kühner und selbstbewußter wird, und zwar gerade wegen der straffen Organisation der materiellen Interessen und wegen der entmutigenden Vorherrschaft und Langweile von *Wall Street*, *Main Street*, *Middletown*, von Badewannen aus Emaille, von Zentralheizung, Autos, „Leistungsfähigkeit“ und von Mr. *BABBIT*¹. Wie die Dinge zur Zeit auch stehen mögen, immer dringender verlangen die nachdenkenden Elemente unter den Amerikanern, daß die Vernunft die Richtung beeinflussen möge, in welcher Amerika sich entwickeln soll. Ihre Aufgabe wird ihnen teils leichter, aber teils auch schwerer gemacht als den fortschrittlichen Führern anderer Länder: leichter, und zwar außerordentlich viel leichter, weil sie nicht mit Traditionen, Kasten oder Mangel an Mitteln zu kämpfen haben; schwerer, und zwar sehr viel schwerer, weil sie keiner vernünftig geleiteten Zentrale unterworfen sind und keine Anstalten besitzen, die Ideale haben und erhalten könnten. Amerika muß deshalb einem Chaos zutreiben, aus dem es schließlich einmal herauskommen mag.

Die nachdenkenden Amerikaner glauben bewußt oder unbewußt, daß Wissen und Vernunft unsere Entwicklung bestimmen müssen. Für die Vertiefung des Wissens, für die Betätigung der Vernunft und für das Schaffen und Erhalten echter Werte ist, oder sollte wenigstens, die Universität die wesentliche Triebkraft sein. Der Stand und Cha-

¹ Mr. *BABBIT* ist die Hauptfigur in dem Buche „*Babbit*“ von SINCLAIR LEWIS, in dem der Verfasser den Durchschnittsamerikaner der Mittelklasse zu charakterisieren versucht hat. (*Anm. d. Übers.*)

rakter der amerikanischen Universitäten sind deshalb zur Zeit ein besserer Wertmesser für den Stand und die Aussichten der amerikanischen Zivilisation als die Bevölkerungsziffer, die Kriegsschiffe, Wolkenkratzer, Flugzeuge oder die jährliche Produktion von Roheisen.

II.

Ich werde bei der Kritik der amerikanischen Universitäten viele Mängel aufzudecken haben. Darum will ich zunächst ihre guten Seiten hervorheben. Wir haben immer Gelehrte gehabt. Sie waren gewöhnlich Lehrer in altmodischen *colleges*, Pfarrer, Richter oder Rechtsanwälte. Eine Universität in meinem Sinne, d. h. eine Anstalt, die sich bewußt dem Streben nach Wissen, der Lösung von Problemen, der kritischen Würdigung des Fortschritts und der Ausbildung auf einer wirklich hohen Stufe widmet, — eine solche Universität haben wir nicht besessen, bis die Johns Hopkins Universität im Jahre 1876 ihre Pforten öffnete. Das ist kaum mehr als 50 Jahre her. Vor einem halben Jahrhundert war also in Amerika die Gelegenheit für eine höhere und kritische Erziehung sehr gering und begrenzt. Der Wandel seit jener Zeit muß jeden in Erstaunen setzen, und muß dem amerikanischen Volke ungemein hoch angerechnet werden — einem Volke, das in ein paar Generationen einen ganzen Kontinent unterwerfen, eine soziale und politische Ordnung schaffen, seine Einheit verteidigen und sich Einrichtungen für Erziehung und philanthropische, sanitäre und andere Zwecke ausdenken mußte, die den Bedürfnissen genügen konnten. Seit damals haben sich die Möglichkeiten vervielfacht, wenn auch meiner Meinung nach nicht in dem Maße, wie es nach außen erscheinen mag; dafür aber in fast jeder Richtung; in den älteren und neueren Disziplinen, in den Berufsschulen und in den privaten und staatlich unterstützten Anstalten. Es sind Summen angehäuft worden, von denen sich damals niemand hätte träumen lassen. Man hat Gebäude, Apparate und Bibliotheken beschafft. Unser Land kann natürlich Europa noch nicht entbehren, aber es ist wenigstens auf bestimmten Gebieten der höheren Erziehung zu Erfolgen gekommen, die auch Europa nicht länger übersehen kann. Auf Einzelheiten werde ich später eingehen. Hier am Anfang soll diese kategorische Aussage genügen, damit der Leser weiß, daß ich die vortrefflichen Leistungen unserer Universitäten voll und ganz anerkenne, trotzdem ich sie in mancher Hinsicht tadeln werde. Vielleicht können sie durch eine offene Kritik auf den rechten Weg zurückgeführt werden.

III.

Wie wichtig die Anpassung ist, habe ich bereits betont. Jede Zeit und jedes Land haben ihre eigenen konkreten Bedürfnisse und Ziele. Aus diesem Grunde kann es keinen einheitlichen Universitätstypus

geben, der sich im Wandel der Zeiten erhalten und von einem Land aufs andere übertragen werden könnte. Jedes Land und jede Zeit haben ihre eigenen Schöpfungen und Reformen. Wir sind deshalb aber keinem sinnlosen Wechsel preisgegeben. Es gibt vielmehr bestimmte geistige Maßstäbe, mit denen man die Qualität bestimmen kann. Die Arbeitsgebiete und Probleme mögen wechseln, die Ideale und Werte werden aber weiter bestehen. Der Unterschied zwischen Oberflächlichkeit und Tiefe, zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem und zwischen Bedeutendem und Unbedeutendem wird erhalten bleiben. Im Ganzen haben sich die Universitäten über eine lange Zeit, wie ich gezeigt habe, den Bedürfnissen und dem Druck des Lebens wirklich angepaßt. Gelegentlich haben sie auch die Führung übernommen, und die Gesellschaft mußte sich beilegen, um mit ihnen Schritt zu halten. Das gilt, wie wir sehen werden, besonders für Deutschland im 19. Jahrhundert. Man findet natürlich zu jeder Zeit in der Universität gute und schlechte Einrichtungen wie auch führende und hemmende Einflüsse. Die amerikanische Universität, die in enger Berührung mit den Fragen und Persönlichkeiten des täglichen Lebens stand, und die mitten in einer materialistischen Gesellschaft lebte, war in einer besonders exponierten Lage. Im Ganzen mußte sie sich dem Druck und den Notwendigkeiten fügen, wenn sie sich auch hier und da nur langsam angepaßt hat, und zwar dadurch, daß wichtige Stellen von individuellen Persönlichkeiten besetzt wurden. Die Gefahr, daß die amerikanische Universität am Ende ein Hindernis sein könnte, oder daß sie sich nicht anpassen würde, hat niemals bestanden. Wohl aber war Gefahr, daß sie sich keinen gesunden Sinn für echte Werte bewahren konnte oder wollte. Ich kann gleich vorwegnehmen, daß dies der Kernpunkt ist, an dem meine Kritik angreifen wird. An der amerikanischen Universität fehlt der gesunde Sinn für das Wertvolle. Um nicht falsch verstanden zu werden, fing ich meine Ausführungen damit an, daß die amerikanische Universität heute Einrichtungen und Möglichkeiten bietet, die gelehrte und wissenschaftliche Arbeit bester Qualität zulassen, und die vor einer Generation selbst der größte Optimist nicht hätte voraussagen können. Die amerikanischen Universitäten haben sich einerseits den Anforderungen und dem Druck der Zeit gut und richtig angepaßt. Andererseits haben sie aber auch in ganz unüberlegter und übertriebener Weise vergänglichem, vorübergehenden und momentanen Bedürfnissen stattgegeben. Sie haben die Bedeutung vieler Dinge und Ideen für die Zivilisation mißverstanden. Sie haben keinen Unterschied zwischen einem leichten Kräuseln und einer Welle gemacht und tun es immer weniger. „Die Tiefe der Seele schätzen die Götter und nicht ihren Aufruhr“. Die amerikanische Universität wird immer unbeherrschter. Unsere Universitäten haben also einerseits ihre wertvollen Einrichtungen und Möglichkeiten vermehrt,

und sind andererseits, ohne daß es nötig war, heruntergekommen und gewöhnlich und mechanisch geworden. Vielleicht sind die Erscheinungen, an die ich denke, nur vorübergehender Natur und Zeichen einer besseren Entwicklung. Wir wollen annehmen, daß es so ist. Für unsere Generation sind sie aber jedenfalls ernst und beunruhigend. Sollen wir den Weg des geringsten Widerstandes gehen, oder sollen wir so weit wie möglich auf den Charakter und die Qualität der amerikanischen Zivilisation einwirken? Wenn auch unsere Kräfte, an der Macht des Schicksals gemessen, schwach sein mögen, so bin ich doch durchaus für den letzteren Weg, d. h. für einen planmäßigen Versuch, den Charakter und die Qualität unserer Zivilisation nach unserem Geschmack zu formen. Die Universitäten sind wenigstens zum Teil dazu da, die Richtung unseres Denkens und Lebens zu beeinflussen. Ich will den Erfolg, den der amerikanische Gelehrte darin gehabt hat, nicht schmälern. Aber an denselben Universitäten, an denen solche Gelehrte wirken, gibt es auch viele Männer, die gerade das Gegenteil tun, die Dinge unterstützen, die unterdrückt werden sollten und damit denen, welche humane und zivilisierte Ideale haben, ihre Aufgabe erschweren und das Endergebnis in Frage stellen. „Und deswegen darf ich sie“, wie SOKRATES sagt, „mit Milde tadeln“.

IV.

Das Wort „Universität“ umfaßt in Amerika einen sehr weiten Begriff. Ich kann mich nicht damit aufhalten, alle die Kuriositäten, die unter diesem Namen zusammengefaßt werden, zu charakterisieren. Ich schlage vielmehr vor, daß wir unsere Aufmerksamkeit nur auf die besten und höchstentwickelten Anstalten Amerikas konzentrieren und uns fragen, was sie leisten, wie sie aufgebaut sind, und worin sie von dem mir vorschwebenden Ideal abweichen. Die anderen Anstalten, deren Zahl in die Hunderte geht, kann ich in diesem Buche unmöglich mit berücksichtigen. Man wird gelegentlich in ihnen Männer mit guten Köpfen und feinen Herzen finden. Viele von ihnen sind aber, und zwar besonders in den Süd- und Weststaaten — und selbst der Osten ist nicht frei davon — Brutstätten der Reaktion in politischer, industrieller und religiöser Hinsicht, ehrgeizig in ihren Ansprüchen und ärmlich in ihren Leistungen; und es ist überhaupt fraglich, ob sie die nationale Kultur fördern und ihr nicht eher im Wege stehen.

Die großen amerikanischen Universitäten, die ich besprechen will, bestehen aus drei Teilen: sie sind erstens höhere Schulen und *colleges*¹

¹ *Anm. d. Übers.:* Die amerikanischen Schulen sind folgendermaßen gegliedert: 1. Elementarschulen, 2. *high schools* (4 Jahre), 3. *colleges* (4 Jahre) und 4. *graduate schools*. Wenn man studieren will, müssen alle diese Schulen hintereinander besucht werden. Das *college*-Abschlußexamen wird mit ungefähr 20 Jahren gemacht und berechtigt zu dem Titel Bakkalaureus. Nach Ansicht von Professor TOUT

für Knaben und Mädchen, zweitens eigentliche Universitäten und Berufsschulen für fortgeschrittene Studenten und drittens Volkshochschulen für das allgemeine Publikum. Diese drei Teile sind nicht voneinander getrennt, sondern das *college* ist mit der Volkshochschule verbunden und reicht auch in die eigentliche Universität hinein; und die eigentliche Universität ist z. T. *college*, z. T. Berufsschule und z. T. eine Anstalt von Universitätsrang. Übersichtshalber will ich jeden Teil gesondert besprechen. Später wollen wir dann untersuchen, wie sonderbar die verschiedenen Teile miteinander verknüpft sind, und welche Folgen diese Verknüpfung gehabt hat.

V.

Das amerikanische *college* war ursprünglich eine Nachahmung des englischen *colleges*, wie es „zu jener Zeit“ war, „als in England die besten *colleges* die Universität in den Schatten stellten“¹. Es war eine höhere Lehranstalt und ist es so bis zum heutigen Tage geblieben. Wir können aber die höhere Lehrtätigkeit des *colleges* oder der Universität in Amerika nicht verstehen, wenn wir uns nicht zunächst einmal mit der amerikanischen *high school*² bekannt machen. Das ist nicht ganz leicht, da die amerikanischen *high schools* sehr ungleich aufgebaut und sehr verschieden groß sind. Die Zahl ihrer Lehrer z. B. variiert zwischen drei oder vier Lehrern — zu dieser Kategorie gehören die meisten amerikanischen *high schools* — und einem Lehrkörper von hundert oder mehr. Es mag dem Leser erstaunlich erscheinen, daß die drei Lehrer einer kleinen *high school* manchmal einen Lehrplan aufstellen, der auf dem Papier mit den Themen und der Ausdehnung der Kurse eines hundertköpfigen Lehrkörpers eine große Ähnlichkeit haben kann. Es gab eine Zeit, in der die *high school* als das *college* des Volkes angesehen wurde. Doch scheint sie jetzt eine Anstalt zu werden, in der ein ständig zunehmender Teil der amerikanischen Jugend Einblick in fast alle erdenklichen Gebiete bekommen kann, und wo ihm Kenntnisse vermittelt werden, die teils im trivialsten Sinne praktischer Natur und teils auch im besten Sinne kultureller Natur sind. Fächer, wie Latein, Mathematik oder Geschichte, und Fertigkeiten, wie Schreibmaschinenschreiben oder Kochen, werden auf Grund einer völlig trügerischen Theorie zu „Einheiten“, „Punkten“ und „Nummern“ kombiniert³, und wenn sich auf Grund einer einfachen

(siehe S. 56), DIBELIUS und anderen Fachleuten, entspricht es in der Qualität bestenfalls dem deutschen Abiturium. Weitere Einzelheiten siehe im Text.

¹ C. H. HASKINS, *The Rise of Universities* (New York, 1923), S. 30.

² Siehe Fußnote 1, S. 30.

³ „*Count*“ und „*credit*“ (hier mit „Nummer“ und „Leistungsnachweis“ übersetzt) sind Amerikanismen. Sie bedeuten, daß ein bestimmtes Fach in der Schule in so und so viel Wochenstunden, während so und so vieler Wochen oder Monate, studiert worden ist; am Ende dieser Zeit wird eine schriftliche Prüfung abgehalten.

Berechnung genügend „Punkte“ ergeben haben, und genügend Stunden und Jahre damit verbracht worden sind, dann hat der Schüler „eine vierjährige *high-school*-Erziehung“ abgeschlossen. Die Berechnung nach arithmetisch zusammengezählten „Punkten“ setzt aber, ohne daß es beabsichtigt ist, die geistige Leistung herab. Der vierjährige Kursus wird nämlich zunächst in Einzelkurse aufgeteilt, da es leichter ist, Teile zu meistern als ein Ganzes. Jeder Kurs wird mit „Punkten“ bewertet, und diese mehren sich von Jahr zu Jahr. *Divide et impera*. Die herrschende Schultheorie neigt dazu, ernste Arbeit in Mißkredit zu bringen. Die Individualität muß fraglos geachtet werden, und den schöpferischen Fähigkeiten des Kindes muß zweifellos Gelegenheit zur Entwicklung gegeben werden. Aber wenn erst mehrere solche Überlegungen im Spiel sind, wird die Selbstdisziplin vernachlässigt und untergraben.

Die *high school* war ursprünglich eine Anstalt, die bestimmte Elemente aussieben sollte. Siebe werden nun aber von der amerikanischen Demokratie abgelehnt. Sind Auswahl und Verteilung der Schüler auf Grund von Fleiß, Anlage und geistigen Fähigkeiten etwa nicht demokratisch? Sicherlich sind sie das. Trotzdem kann die *high school* nicht in diesem Sinne demokratisch sein. Sie ist vielmehr eine Art Laden für Gelegenheitskäufe, in dem ein freigebiges Publikum und ein überarbeiteter Lehrkörper mit jeglicher Art Waren handeln, wie mit Latein, Griechisch, Naturkunde, Landwirtschaft, Geschäft, Stenographie und Haushaltskunde, und wo es abgesehen von einigen Einschränkungen, die manchmal viel und manchmal wenig bedeuten, dem Schüler überlassen bleibt, an Hand von soviel Ratschlägen und Anleitungen, als er von seinen Lehrern, Eltern und aus den Aufnahmebedingungen des *colleges* bekommen kann, ein Arbeitsprogramm zusammenzustellen, daß am Ende der vier Jahre genügend „Nummern“ oder „Einheiten“ ergibt, um ein Diplom zu erlangen oder den Aufnahmebedingungen des *colleges*, in das er gerne eintreten möchte, zu genügen. Die Universität ist nicht darüber erhaben, dem Schüler in diesen kleinlichen Fragen zur

Studenten, die sie bestehen, sind mit dem betreffenden Fach fertig, und zwar gewöhnlich ein für alle Mal. Es ist unwahrscheinlich, daß sie je wieder etwas darüber hören werden, und sie dürfen es, wenn sie wollen, völlig vergessen. Die meisten amerikanischen *high schools* und *colleges* bestimmen hiernach die Leistung und Eignung für einen Titel, wenn sich auch neuerdings eine Reaktion dagegen bemerkbar macht.

Wenn in einem *college*-Prospekt steht, daß zur Aufnahme 15 „Einheiten“ *high-school*-Studiums verlangt werden, dann bedeutet die „Einheit“, nach der Definition der Aufnahmeprüfungskommissionen für *colleges* (*College Entrance Examination Board*) ungefähr ein einjähriges Studium in irgendeinem Fach der *high school*, das ungefähr ein Viertel des ganzen Jahresstudiums ausmacht. Ein vierjähriger *high-school*-Kurs ergibt demnach 16 „Einheiten“; und 15 „Einheiten“ genügen zur Aufnahme in ein *college*. Was für eine Beziehung hat die Erziehung zu dieser arithmetischen Berechnung von 15 mehr oder weniger zusammenhangslosen „Einheiten“?

Seite zu stehen, gerade als ob sie nicht ohnedies genug zu tun hätte. Die Universitäten von Wisconsin und Chicago halten z. B. Fortbildungs- oder Heimkurse ab, die der Qualität einer *high school* entsprechen und auf eine reguläre Immatrikulation vorbereiten. Für diese Fortbildungs- oder Heimkurse gibt es jedoch keine besonderen Aufnahmebedingungen¹.

Zweifellos hat die freie amerikanische *high school* auch ihre guten Seiten. SIR MICHAEL SADLER hat kürzlich erklärt, daß sie eine der wichtigsten Errungenschaften der modernen Gesellschaft sei. Sie ist die Verkörperung des löblichen Strebens, die Kinder davor zu bewahren, daß sie beruflich oder wirtschaftlich in eine Sackgasse geraten. Sie ist ein Teil des großen amerikanischen Schmelztiegels. Sie ist sozial wie physisch gesund. Die soziale Entwicklung der amerikanischen Jugend ist für die Theorie und Praxis der Erziehung von großer Wichtigkeit. Denn wenn es gelingen sollte, die amerikanische Jugend vernünftig und gesund zu erhalten, dann werden wir auch die soziale Spaltung vermeiden, die heute das große Problem der deutschen Erziehung ist. Wie wichtig es ist, Schule und Gesellschaft zu identifizieren, mußte noch vor einer Generation besonders betont werden, wie es z. B. Professor DEWEY² tat. Heute ist das nicht mehr nötig. „Die Amerikaner sind wie Kinder,“ sagt Professor DE MADARIAGA³, und er meint damit auch die Erwachsenen. Die Schulen könnten ihre Aufmerksamkeit heute wohl auf andere Fragen richten. Sicher gibt es auch heute *high schools* und *high-school*-Lehrer, die Intelligenz und Wissen zu schätzen verstehen und die großartig eingerichtet und vorzüglich geleitet sind. Es ist jedenfalls eine große Leistung, daß die *high school* vier Jahre lang — vom 13. bis zum 17. Lebensjahr — allen Klassen der Bevölkerung ihre Pforten öffnet. Aber die *high school* ist zu elementar, zu unorganisch und zu vielseitig, um den meisten Schülern mehr als eine elementare Erziehung geben zu können. Über die Qualität ihrer Leistungen hat sich noch niemals ein Volk so sehr getäuscht wie die Amerikaner. Gerade hat der Erziehungskommissar für die Vereinigten Staaten (*United States Com-*

¹ Um in die Heimstudiumabteilung (*Home Study Department*) der Columbia Universität aufgenommen werden zu können, muß man sich eine schriftliche Erlaubnis vom Aufnahmedirektor beschaffen. Columbia kündigt folgendes an: „Unsere Heimstudiumabteilung gewährleistet eine vollständige *high-school*-Erziehung und Vorbereitung zum *college* mittels Kurse, die dasselbe Gebiet umfassen, wie vier Jahre auf der *high school*.“ (*New York Times*, 20. Juli 1930.) Die Universität Chicago annonzierte 1929/30: „Es ist nur selten nötig, die Bewerber für einen Heimstudiumkursus zu prüfen, oder Zeugnisse über frühere Ausbildung zu verlangen (S. 7). Jeder Schüler kann jede beliebige Anzahl der 15 „Einheiten“ des *high-school*-Studiums, die für die Zulassung zur Universität nötig sind, in der Heimstudiumabteilung erwerben (S. 11).“

² JOHN DEWEY, *The School and Society* (Chicago, 1900).

³ In einem glänzenden Aufsatz mit dem Titel „Die Amerikaner sind Kinder“ (*Harpers Magazine*, Juli 1928).

missioner of Education) in einer Versammlung der Schulvorstände des ganzen Landes versichert¹, daß die ganze Welt den Fußstapfen der Vereinigten Staaten folge. Haben nicht wir das Radio und den Sprechfilm in die Schulen eingeführt? Beträgt nicht bei uns der Prozentsatz der Schüler in den *high schools* ein Mehrfaches von dem anderer Länder? Was würde aber wohl aus diesen Statistiken werden, wenn man die ungenügend besetzten Schulen fortfallen ließe, wie es eigentlich geschehen sollte, und wenn nicht etwas Unterricht in Kochen und Maschinenschreiben mit Geschichte, Literatur und Naturkunde gleichgesetzt würde? Die Besteuerung für Erziehungszwecke hat allerdings mit Riesenschritten zugenommen. Die Gebäude und Einrichtungen sind allgemein verbessert worden. Aber trotzdem gibt es, abgesehen von ein paar erfreulichen Ausnahmen, nur wenig Staaten und noch weniger Großstädte, in denen die Leitung der Erziehung nicht mit Parteipolitik und Vetterleswirtschaft verquickt ist. Die großen Städte sind am schlimmsten. Die Schulen von New York und Chicago sind wie mit Schlamm und Schmutz bedeckt². Daß es hier und da bei den Verwaltungsbehörden und Lehrkörpern kultivierte und gut erzogene Männer und Frauen gibt, habe ich schon mit Genugtuung berichtet. Gelegentlich sind Fleiß, Begabung, Hochherzigkeit und Gelehrsamkeit in merkwürdiger Weise mit Mittelmäßigkeit und Unfähigkeit verquickt. Es wäre aber unverzeihlich und falsch dargestellt, wollte man diese Eigenschaften auch nur zu einem beträchtlichen Teil dem schnell wachsenden Lehrkörper zuschreiben. Das große Publikum verlangt Erziehung, ohne zu wissen, was es will, und glaubt auch daran. Für die Schwierigkeiten und den Ernst der Erziehung hat es jedoch kein Verständnis. Wie mäßig die Erfolge sind, kommt erst später ans Licht, wenn ein kritischer *college*-Professor oder Arbeitgeber, wie Diogenes seine Lampe nimmt, und auf die Suche nach einem Absolventen der *high school* oder des *colleges* geht, der die Rechtschreibung³, die Grundzüge der Mathematik, ein naturwissenschaftliches Gebiet oder eine moderne Sprache⁴ beherrscht. Das

¹ Siehe die *New York Times* vom 25. Februar 1930.

² Der aufrechte und furchtlose Superintendent der Schulen von Chicago, Mr. WILLIAM MCANDREW, ist kürzlich durch eine schamlose politische Intrige aus seiner Stellung vertrieben worden; der ebenso furchtlose und intelligente Superintendent, Dr. JOHN L. TILDSLEY, wurde vor ein paar Jahren abgesetzt, weil er Mut und Intelligenz bewiesen hatte. Er deckte den empörenden Tiefstand der New Yorker Schulen auf, der seiner Meinung nach hauptsächlich auf die „Parteipolitik“ zurückzuführen ist.

³ „Ich habe Universitätsstudenten und selbst Promovierte ein Englisch schreiben sehen, das an einer englischen Elementarschule streng gerügt worden wäre.“ EDWIN DELLER, *Universities in the United States* (London, 1927), S. 36.

⁴ Alle die Prüfungen, die über das Wissen des *high-school*-Schülers angestellt werden, zeigen nur, wie mittelmäßig er ist. Man vergleiche die Beispiele, die der

braucht niemanden zu überraschen. Das Ergebnis konnte ja gar nicht viel anders ausfallen. Denn eine Generation konnte unmöglich genügend ausgebildete Lehrer und intelligente Eltern heranwachsen lassen, die die Schüler unterstützen können, besonders nicht in einem Lande voller materieller Anziehungskräfte. Vielleicht darf man nicht einmal entmutigt sein. Man wäre es auch nicht, wenn man bei den führenden Universitäten irgendeinen einheitlichen Versuch wahrnehmen könnte, den intellektuellen Charakter der Erziehung hochzuhalten.

Es wird mit Recht betont, daß die amerikanische *high school* sich nicht an das Vorbild der europäischen höheren Schulen halten kann. Sie kann sich nicht nur mit einer begrenzten Schar von Schülern abgeben, um gewisse hochwertige Ziele zu erreichen. Denn eine immer größere Zahl von Jungens und Mädchen strebt nach einer *high-school*-Erziehung, und zwar für ganz verschiedene Zwecke. In einem demokratischen Lande kann und darf ein solcher Wunsch nicht unberücksichtigt bleiben. Wohl aber vernachlässigen unsere Schulmänner, wie ich glaube, einen anderen Punkt. Geben wir zu, daß unsere *high schools* manches tun müssen, worum sich die europäischen Schulen noch nicht viel zu kümmern brauchen. Auf der anderen Seite beschäftigen sich aber die europäischen Schulen mit Dingen, die uns Amerikaner ungemein viel angehen. Wir haben nämlich bei unserem Bemühen, den verschiedenen Geschmack und die wechselnden Bedürfnisse der Menge zu befriedigen, zur Zeit in erheblichem Maße vergessen, wie wichtig es ist, die Begabten gründlich und zusammenhängend auszubilden, ohne daß wir uns dabei an ein starres Schema zu halten brauchen. Wir haben versucht, in den *high-school*-Lehrplan jede Art Lehrstoff und Betätigung intellektueller, beruflicher und technischer Natur aufzunehmen, und wir werden sehen, daß die Universitäten denselben Fehler gemacht haben. Das kann aber unmöglich, oder nur auf Kosten einer wirklich guten Erziehung, durchgeführt werden. Die amerikanische *high school* hat deshalb keinen geistigen Wert und ist weder gründlich noch vorsichtig in der Wahl ihrer Schüler; die Schüler der *high school*, die im Juni ihr Reifezeugnis bekommen — Schüler, die meist schlecht ausgebildet und nicht ausgesiebt sind, und die meist kein zusammenhängendes Wissen haben, wenn sie auch hier und da etwas gelernt haben mögen, das oft nicht einmal geistigen Wert besitzt und sie praktisch zu keinem Beruf befähigt — diese *high-school*-Absolventen und diejenigen, die aus Fortbildungs- und Korrespondenzkursen kommen, werden im Herbst *college*-Studenten.

so optimistische Professor BRIGGS angeführt hat: T. H. BRIGGS, *The Inglis Lecture*, 1930 (*Harvard University Press*, 1930), S. 124—136.

VI.

Im *college* suchen weit mehr Studenten Aufnahme, als aufgenommen werden können. Man versucht deshalb eine Auswahl zu treffen. Das ist aber nicht gut durchführbar. Denn die *colleges* wissen vor allem selbst nicht, was sie wollen: wollen sie Verstand oder wollen sie Fleiß? Wollen sie Gelehrsamkeit, Charakter oder „Führereigenschaften“? Sie treiben blind und hilflos von einem zum anderen. Selbst wenn sie wüßten, was sie wollten, würden sie die Studenten nicht bekommen können, die sie gerne haben möchten. An der *high school* gibt es so viele Fächer und Richtungen, und ihr Lehrkörper ist so weitgehend dadurch beansprucht, daß er Dinge lehren muß, von denen er selbst nichts versteht¹, daß Zeugnisse so gut wie wertlos sind. Die *colleges* können sich auch nicht auf „Leistungsnachweise“ aus den *high schools* oder auf Aufnahmeprüfungen verlassen, da ihnen im allgemeinen jede verlässliche Verbindung mit den *high schools* fehlt. Sie experimentieren daher zur Zeit mit psychologischen Analysen. Die Ergebnisse dieser Experimente werden als hoffnungsvoll und aussichtsreich bezeichnet. Vielleicht mag das richtig sein. Aber amerikanische Erzieher zählen so oft unausgebrütete Eier mit, daß man besser abwartet, ehe man sich zu sehr begeistert.

Die *college*-Erziehung der amerikanischen Universität befaßt sich mit den Studenten, welche ich eben beschrieben habe. Sie bleiben hier ebenfalls vier Jahre. In der Hauptsache bekommen sie in diesen vier Jahren dieselbe Erziehung, wie in der *high school*, wenn auch auf einem höheren Niveau, da sie jetzt älter sind und mehr wissen. Das *college* ist eine zweite Periode im Laden der Gelegenheitskäufe. Auf dem Ladentisch findet der Student noch einmal eine Auswahl aller erdenklichen Artikel, wie Latein, Griechisch, Geschichte, Naturkunde, Geschäft, Journalismus, Haushaltskunde, Maschinenbau, Landwirtschaft, militärische Ausbildung, und eine Mischung von Fächern und Richtungen, die sich nicht allgemein charakterisieren lassen. Es sind dem Studenten einige Dinge mehr verboten, und diese Verbote sind in letzter Zeit in einigen Anstalten sogar noch strenger geworden. Er nippt wieder an einer großen Menge von „Kursen“ — vier Monate hieran, sechs Monate daran, und so viele Stunden an diesem, und so und so viele Stunden an jenem, er macht so und so viele „Punkte“ hier und so und so viele dort — mit einem unklaren Ziel, das aber glücklicherweise von Jahr zu Jahr geschlossener wird, bis er am Ende der vier Jahre wieder die nötige Zahl „Leistungsnachweise“ oder „Punkte“ beisammen hat, die ihm den Rang eines Bakkalaureus verleihen. Was alles bei der Erteilung des A. B.-Titels² oder der sogenannten kombinierten Titel mitzählt, über-

¹ E. A. FITZPATRICK und P. W. HUTSON, *The Scholarship of Teachers in Secondary Schools* (New York, 1927).

² Englische Abkürzung für *Bachelor of Arts* (Bakkalaureus der Künste).

steigt die Grenzen des Glaubwürdigen. Man sollte annehmen, daß sich die Erziehung — die *college*-Erziehung, die freigeistige Erziehung, oder wie man sie nennen will — hauptsächlich damit befassen müßte, die Kraft und den Verstand der heranreifenden Jugend zu wecken, zu fördern und in richtige Bahnen zu lenken, ihren Geschmack zu bilden und sie zu kultivierten Menschen zu erziehen — Kultur ist übrigens ein durchaus gutes Wort, das bei den amerikanischen Berufserziehern leider verpönt ist; man sollte auch annehmen, daß ein geübter Verstand, der mit Wissen gepaart ist, es auch heute in unserer komplizierten Welt noch leicht haben sollte, sich zurecht zu finden. Viele Dinge braucht man überhaupt nicht zu lehren; andere Dinge müssen vielleicht gelehrt werden, doch sicher nicht am *college* oder an der Universität.

Ich will nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß eine Reaktion eingesetzt hat auf die quantitative Bewertung, nach der eine Stunde militärischen Drills so erzieherisch wie eine Stunde Rechnen sein soll, und daß es glücklicherweise durchaus lebendige und fortschrittliche *colleges* gibt, die auch die kulturellen Gesichtspunkte noch nicht aus den Augen verloren haben¹. Aber für die überwiegende Mehrzahl der *colleges* und *college*-Studenten bleibt meine Beschreibung zu Recht bestehen.

VII.

Nach dem Eintritt ins *college* verbringt der Student zwei Jahre oder mehr mit Arbeiten, die in eine gute *high school* gehören, und die in Ländern, in denen die höheren Schulen gesund entwickelt und mit geeigneten Lehrern besetzt sind, auch dort ausgeführt werden. Ich möchte hier ausdrücklich betonen, ohne mich in diesen Zusammenhang ausführlich damit auseinanderzusetzen, daß ein ernster Student im *Columbia College*, z. B. ausgiebig Gelegenheit hat, Naturwissenschaften, Mathematik, Sprachen, Literatur, Geschichte, Philosophie, Volkswirtschaft — kurzum fast jedes erdenkliche Fach zu studieren, das einen gesunden geistigen Wert hat, und zwar unter der Leitung von geeigneten und teilweise sogar ausgezeichneten Lehrern und in wunderbar eingerichteten Laboratorien und Bibliotheken. Und trotzdem verraten die Studenten, die nach vier Jahren als *A. B.* oder *B. S.*² das *college* verlassen, daß sie ungenügend vorgebildet waren und aus einer nüchternen Umgebung stammten. Man kann das selbst bei sehr fleißigen Studenten beobachten. Das *Columbia College* hat immerhin für die besten Studenten alles getan, was in seiner Macht steht, und sollte damit zufrieden sein. Doch leider gibt es sich damit nicht zufrieden. Der Verfälschungs- und Verwässerungsprozeß begann, wie ich ausgeführt habe, schon vor

¹ Siehe S. 44—46.

² *Anm. d. Übers.*: Englische Abkürzung für *Bachelor of Science* (Bakkalaureus der Wissenschaft).

dem Eintritt des Studenten: er hat möglicher Weise einen erheblichen Teil der Immatrikulationsbedingungen durch Fortbildungs- oder Korrespondenzkurse aus einer Heimatstudiumsabteilung (*Home Study Department*)¹ erfüllt. Ein ernster Student kann fraglos gelegentlich ohne eine ununterbrochene Schulerziehung auskommen; aber es wäre absurd, anzunehmen, daß man der ganzen Horde von Fortbildungs- und Heim- schülern, die in Columbia eingeschrieben sind, eine solche Gelegenheit bieten könnte, ohne das Niveau zu senken, und zwar trotz aller Aufnahmeprüfungen und trotz aller psychologischer Tests, die nachher zur Anwendung kommen. Aber damit ist der Mißbrauch noch nicht erschöpft. Wie gesagt, hat der Student im *Columbia College* Gelegenheit, ernsthafte Studien zu treiben. Er kann den Bakkalaureustitel aber auch dadurch bekommen, daß er in seinen Stundenplan „Die Grundzüge des Reklamewesens“, „Das Verfassen von Reklametexten“, „Das Aufziehen einer Reklame*²“, „Reklameforschung“, „Praktische Hühnerzucht*“, „Die Buchführung eines Sekretärs*“, „Englische Geschäftssprache“, „Anfangsgründe der Stenographie“, „Die Zeitungspraxis“, „Die Bericht- erstattung“, „Die Herausgabe von Zeitungen“, „Geschichtschreiben“, „Bücherbesprechung“ und „Ringens, *Judo* und Selbstverteidigung*“ aufnimmt. Als fortgeschrittener Student in der Schule der Praktischen Künste (*School of Practical Arts*) kann er auch Kurse vom Lehrer-college (*Teachers College*) — einer selbständigen, zu Columbia gehörenden An- stalt — für ein Examen in Columbia verwerten, wie „Die grundlegenden Vorgänge beim Kochen“, „Grundlegende Fragen der Bekleidung“, „Kleiderschmuck“, „Die bürgerliche Küche“, „Neuere Forschungs- ergebnisse in der Kochkunst“, „Die Etiquette der Mahlzeiten und die Gastlichkeit“, „Die Grundzüge der Hauswäsche“, „Das gesellschaft- liche Leben im eigenen Heim“, „Gymnastik und Tanz für Männer, mit praktischen Anleitungen im Holzschuhtanz“ und „Anleitungen für Schulorchester und -kapellen, für Anfänger und Fortgeschrittene“.

Ist das nicht erschreckend? Nach Columbia kommen hunderte von unreifen und schlecht unterrichteten, aber strebsamen Jungens und Mädchen von 18—20 Jahren, um eine gute Erziehung zu genießen. Ihre eignen Wünsche spielen keine wichtige Rolle, wohl aber ihre wirklichen Bedürfnisse. Was sie brauchen, ist eine gründliche höhere Erziehung auf kultureller Basis. Wenn sie nicht in diesem Sinne erzogen werden können, und wenn ihr Geist nicht geweckt und geleitet werden kann, haben sie an Columbia nichts zu suchen. Es wäre dann besser, wenn sie statt- dessen ein Handwerk oder Gewerbe erlernen würden — wo und wie, geht Columbia nichts an. Denn das *Columbia College* ist keine Berufs-

¹ Siehe Fußnote 1, S. 33.

² Die mit * versehenen Kurse dürfen nur mit Erlaubnis des Dekans oder Di- rektors für Examina angerechnet werden.

schule; die Berufsausbildung mag noch so wichtig sein, das Durcheinander von allen möglichen Ausbildungen, wie beruflicher, häuslicher, wissenschaftlicher oder kultureller Art, wie man es an den *high schools* und im *college* hat, kann ihnen allen ja nur gleich viel schaden und den besten von ihnen am meisten. Dieser Zustand wird mit der Begründung verteidigt, daß Amerika ein demokratisches Land sei, das aus wichtigen sozialen Gründen keine Unterschiede machen dürfe. Aber Amerika macht sehr wohl Unterschiede, nur nicht in den wichtigsten Dingen. Auch mit allem Gewicht seines Reichtums und seiner Zahlen kann es nicht Kochen, Ringen und Schreibmaschinenschreiben mit Musik, Naturwissenschaft, Literatur und Volkswirtschaft auf die gleiche Stufe stellen oder das Durcheinander aller dieser Dinge eine vernünftige Erziehung nennen.

Auf dem Gebiet des Geschäftslebens oder Zeitungswesens kann Columbia den Studenten nichts bieten, was ihre Zeit und ihr Geld wert wäre. Denn die Studenten können hier nicht einmal die Tricks lernen, die im Geschäft und bei der Zeitung nötig sind; und wenn sie es versuchen würden, würden sie die Erziehungsmöglichkeiten versäumen, die Columbia fraglos besitzt. Sagt ihnen das die Columbia Universität, die Verkörperung und Beschützerin der geistigen und intellektuellen Ideale? Sie denkt nicht daran. Sie nimmt das Geld der Studenten, verbraucht ihre Zeit und verleiht ihnen am Ende von drei oder vier Jahren das Bakkalaureat, das weder eine gründliche höhere Erziehung noch eine gründliche Berufsausbildung bedeutet. Es gibt allerdings, wie ich wiederholen möchte, einige wenige, die sich nicht irreführen lassen, und die unter Leitung begabter und ernster Lehrer auf wertvollen Arbeitsgebieten tätig sind, obwohl es ihnen das System der „Einheiten“ und „Leistungsnachweise“ ungemein erschwert. Aber was nützt das denen, die ihre Schulzeit mit wertlosen Arbeiten verbringen, unter der Leitung von Lehrern, die selbst nicht gut erzogen sind? Anstatt unserem zusammengewürfelten Volk, das so dringend einer Aufklärung über relative und echte Werte bedarf, einen klareren Begriff von Erziehung zu geben, gestattet Columbia, daß „Kochen und Tippen“ zur Erlangung eines *college*-Titels ausreicht.

Man sollte annehmen, daß *Columbia College* die Probleme, die mit seinen Studenten in den theoretischen Fächern, im Geschäft und Journalismus verknüpft sind, schwierig genug finden würde; denn diese Probleme sind noch keineswegs gelöst und sind noch nicht einmal einer Lösung nahe. Die Universität hat einen ungleichmäßigen Lehrkörper, einen unmöglichen und geradezu absurden Lehrplan und ungenügende Mittel. Und was tut sie? Sie dehnt sich aus! Obgleich Columbia in New York City nur einen mäßigen Erfolg hat — einen Erfolg, der im Augenblick wohl nicht besser sein kann — greift sie trotzdem auf Brooklyn über, und

verlangt von dem bereits überlasteten Lehrkörper von *Morningside Heights* in New York, daß er das neu gegründete *Seth Low Junior College* jenseits des Flusses mit übernimmt, das einen so umfangreichen Lehrplan hat, daß die Studenten dieses *colleges* nach zwei Jahren in irgendeine berufliche, technische oder geisteswissenschaftliche Schule der Universität selbst eintreten können. Aber auch damit ist die Verwaltungsgeschicklichkeit und die pädagogische Leistungsfähigkeit der Universität noch keineswegs erschöpft. 95 Meilen von New York entfernt liegt ein unbedeutendes kleines *college*, das weder leben noch sterben kann. Es heißt *St. Stephens* und ist eins von Hunderten im Lande. „Die Fakultät und die Studenten tragen zur Kirche, im Unterricht und bei anderen offiziellen Gelegenheiten die Tracht der Studenten von Oxford“ — diese Tracht muß übrigens im *college*-Laden für 8 \$ gekauft werden — ein Kompliment, das Oxfords kaltem Herzen wohlgefallen mag. Dieses weit entfernte *college*, das lange „auf Bergeshöhen, mit dem Blick auf das *Catskillgebirge*“ isoliert lag, schmiegt sich jetzt behaglich an den weiten Busen der Columbia Universität. Seit dem 1. Juli 1928 ist es „ein *college* der Columbia Universität auf gleicher Basis mit *Columbia* und *Barnard College*. Das Bakkalaureat, welches dort erteilt wird, steht mit dem der Columbia Universität auf gleicher Stufe“. Aber es ist ausdrücklich festgesetzt, daß „die Universität damit keinerlei Verpflichtungen, Verantwortungen oder eine Haftpflicht irgendeiner Art für den Unterricht, die Unterstützung, Leitung oder Verwaltung von *St. Stephens College* oder für Ausgaben aus ihrem Einkommen übernimmt.“ Die Titel von Columbia werden also Studenten verliehen, die in einer entfernten Anstalt studiert haben, für deren „Unterhalt, Leitung oder Verwaltung“ Columbia jede Verantwortung ausdrücklich ablehnt! Und diese Titel sind gleichwertig mit denen, die die Columbia Universität ihren eigenen Studenten verleiht, die sozusagen unter ihren Augen im *Barnard* und *Columbia College* arbeiten! Eine New Yorker Zeitung¹ machte folgende kluge Bemerkung über das Imperium Columbias: „Columbia ist schon so vielseitig und aus so vielen Teilen zusammengesetzt, daß eine Abteilung mehr oder weniger keinen großen Unterschied mehr machen kann.“ Und wenn die Columbia Universität, ohne finanzielle oder pädagogische Verantwortung zu haben, weitentfernte *colleges* mit *college*-Idealen durchdringen kann, wird es leicht verständlich, daß „es nicht den leisesten Grund dafür gibt, daß sich eine Universität auf eine einzige medizinische, juristische oder Ingenieur-Fakultät beschränken soll“². So ist durch Columbia und, wie wir weiter sehen werden, auch durch die Medizin-

¹ *The New York Herald-Tribune*.

² *Columbia University Bulletin of Information, Report of the Praesident, 1928, S. 25.*

schule der Universität Chicago das Filialensystem in die höheren Schulen der Vereinigten Staaten eingeführt worden.

VIII.

Columbia ist zwar berüchtigt, aber es ist keineswegs der einzige Sünder. Zur Aufnahme in die *colleges* der Universität Chicago werden 15 „Einheiten“ verlangt, von denen mehr als der vierte Teil (ein, zwei, drei oder vier „Einheiten“) aus Stenographie, Schreibmaschinenschreiben und Buchführung bestehen darf. Welche Vorbereitung für eine vernünftige, kulturelle oder berufliche Ausnutzung der vier *college* Jahre! Hauswirtschaft und Landwirtschaft, wie sie in den *high schools* gelehrt werden, werden auch angerechnet. Stenographie und Buchführung haben, offen gesagt, für die *college*-Immatrikulation wirklich nicht mehr Sinn als Manicure, Haarschneiden oder Spitzentänze. Sie haben mit Intelligenz und Geschmack nichts zu tun. Solange diese Fächer „angerechnet“ werden, nimmt die Universität von Chicago in ihr *college* Studenten auf, die nur 11 statt 15 „Punkte“ gemacht haben; diese traurige Situation muß jeder Vereinheitlichung und Verbesserung des Standards entgegenwirken. Außerdem ist die Universität von Chicago ebenso wenig wie Columbia darüber erhaben, mit den staatlichen *high schools* zu konkurrieren, und sie bietet für Immatrikulationszwecke Korrespondenzkurse von der Qualität einer *high school* an. Die Korrespondenzkurse will ich später ausführlicher besprechen. Aber warum soll die Universität Chicago in einer Zeit, wo der Staat durchaus in der Lage ist, die Elementar- und *high-school*-Erziehung zu übernehmen, ihre eigene Verwaltung komplizierter machen und ihrer Würde — denn es gibt eine geistige Würde — dadurch Abbruch tun, daß sie „Leistungsnachweise“, die durch ein Korrespondenzstudium in Buchführung, in den Anfangsgründen von Französisch, Spanisch oder Deutsch, in elementarer Algebra oder in anderen Fächern erworben sind, bis zu der zur Immatrikulation nötigen Zahl anrechnet? Es muß ein eigenartiger Eindruck sein zu hören, wie Jungens oder Mädchen eine fremde Sprache aussprechen, die sie durch die Universität Chicago mittels eines Korrespondenzstudiums erlernt haben! Wenn die Studenten einmal als Kandidaten für das Bakkalaureat zugelassen sind, können sie sich, wie bei Columbia, ernsten kulturellen oder intellektuellen Studien widmen. Die Universität Chicago ist dafür ebenso üppig eingerichtet wie Columbia. Sie rechnet aber gleichzeitig für das Bakkalaureat auch Kurse an, die auf eine technische oder Berufsschule gehören, aber nicht auf eine Universität und nicht einmal auf eine gute höhere Schule. Mit noch größerer Konsequenz und Nachsicht als Columbia, die ja Heimkurse nicht anrechnet, wenn sie auch „streng auf der Höhe der Universitätsvorlesungen“¹ gehalten werden,

¹ Bekanntmachung von 1927/28, S. 12.

erlaubt die Universität Chicago sogar, daß die Hälfte der „Einheiten“ für das Bakkalaureat durch Heimstudien gemacht werden dürfen, zu denen zahlreiche praktische, kulturelle und theoretische Kurse gehören, auf die ich bald zurückkommen werde.

IX.

Wenn schon Stiftungsanstalten, die sich rühmen, „Schrittmacher“ auf dem Gebiet der *college*-Erziehung zu sein, sich so weit vergessen, daß sie wegen solchen Unsinn die Erziehung der heranreifenden Jugend in ihren fruchtbarsten Jahren vernachlässigen, dann ist es kein Wunder, wenn die staatlichen Universitäten, die von Steuern und Erfolg abhängen, es ebenso machen. Die Universität von Wisconsin rechnet für die Erlangung eines *A.-B.*-Grades Kurse in „Zeitungsreportage“, „Korrekturenlesen“, „Kleinhandelsreklame“ und „Die Gemeindezeitung“ an, und für den *B.-S.*-Titel Kurse in „Krankenpflege“, „Drogerieleitung“, „Erste Hilfe bei Unglücksfällen“, „Das gesellige Leben der Gemeinden“, „Kinesiologie“, „Elementarunterricht im Kleiderentwerfen“, und „Grundzüge des Trainings“. Der Student kann seine Zeit und Kraft zwar wirklich wertvollen Fächern widmen; er kann aber auch einen großen Teil dieser wertvollen und unwiederbringlichen Jahre mit dem reinsten Unsinn verschwenden wie mit „Der Geschäftsbrief“, „Verkaufsmethoden“, „Verkaufsleitung“, „Kleinhandelsreklame“, „Der nationale Reklamefeldzug“, „Grundzüge des Journalismus“, „Töpferei für Anfänger“, „Probleme der Angestellten und ihre Ausbildung zu Unternehmern“ usw.¹. Damit sich der junge Student von vornherein all der Hindernisse bewußt ist, die den reinen Genuß dieser Erziehungsmöglichkeiten stören könnten, begrüßt ihn die Universität offiziell mit einem Einführungsheft², in dem steht, daß seine „Wirtin“ in „9 von 10 Fällen“ vom „rechten Schlag sein werde, wenn er nur *fair* mit ihr umgehen würde“. Er wird vorm Bummeln und Abschreiben, vor Gottlosigkeit, Spiel, Trinken und Unzucht gewarnt — denn „ein Schürzenjäger ist der Abscheu eines wirklich männlichen Mannes“. Zum Schluß heißt es, daß „das Gasthaus an der Landstraße, daß die „Hippers“³ versorge, die mo-

¹ Die kürzlich im Weißen Haus abgehaltene Konferenz über „Schutz und Gesundheit des Kindes“ (*White House Conference on Child Health and Protection*) schlägt als neues *college*-Fach „Die Ausbildung zur Elternschaft“ vor. Siehe die Erziehungsbeilage der *New York Times* vom 13. Juli 1930.

² „Das graue Buch“ (*The Gray Book*) genannt.

³ Im großen Oxford-Wörterbuch gibt es das Wort „hippers“ nicht. Für alle Nichtamerikaner und viele Amerikaner sei gesagt, daß ein „hipper“ jemand ist, der eine Flasche mit dem in Amerika verbotenen Whisky in der Hüfttasche seiner Hosen (*hip pocket*) trägt. Bei einer solchen Sprache in offiziellen studentischen Dokumenten und Veröffentlichungen braucht man sich nicht mehr zu wundern, daß die amerikanischen *college*-Absolventen nur selten ihre Muttersprache fließend, gepflegt und mit Würde sprechen oder schreiben können.

dernste Höhle der Verworfenheit sei, die noch gerissener und lasterhafter sei als die ehemaligen Kneipen“. Aus was für Familien stammen die Studenten der Universität Wisconsin? Was für *high schools* haben sie besucht? Wer sind ihre Eltern und Freunde? Mit was für Absichten oder mit welchen Idealen kommen sie auf die Universität?

Ist es denn ein Wunder, daß sich das breite Publikum in Amerika nicht vorstellen kann, was Erziehung eigentlich bedeutet, welchen Zwecken das *college* dient, und wo man die Grenze zwischen Kunstgriffen, Berufsausbildung, praktischer Erfahrung und geistiger Entwicklung ziehen soll, wenn sich die großen Universitäten dazu hergeben, auf Grund der beschriebenen Leistungen den Titel eines *A. B.* oder *B. S.* zu verleihen? Ich meine damit nicht die Ausbildung zu technischen oder zu freien Berufen¹, die der allgemeinen *college*-Erziehung nachfolgen kann, sondern einfachere Anstalten, die das *college* der Kunst und Wissenschaft ersetzen und ihm gleichgeordnet sind. Denjenigen, die für den Niedergang des amerikanischen *colleges* verantwortlich sind, fehlt es nicht nur an intellektueller Redlichkeit, sondern — und das ist eher noch schlimmer — auch an Sinn für Humor. Die meisten jener absurden Fächer, die ich aufgezählt habe, bedürfen überhaupt keiner Lehre. Einiges davon könnte aber weniger intelligenten Menschen in anspruchslosen Berufsschulen beigebracht werden. Das *college* darf keins dieser Fächer berücksichtigen; und noch weniger darf das eine Lehranstalt.

Man darf nicht dagegen einwenden, daß die Strebsamen trotz alledem ihren Weg machen könnten, wenn sie wollten. Denn ist es für die Ausbildung der Intellektuellen wirklich das Beste, mit Studenten zusammenarbeiten zu müssen, die jeden Augenblick in nichtige Kurse über Geschäft oder Journalismus abschwenken können? Ist nicht das Streben nach Kultur mit der Zweckerziehung für einen einfachen Broterwerb unvereinbar? Leiden nicht Lehrer und Hörer gleich viel, wenn sie beide gemeinsam unterrichten müssen? Gänzliche Bummler sind leicht zu ertragen, da sie nicht mehr als leere Schulbänke schaden. Aber das Durcheinander von Studenten, die Geschichte oder Griechisch studieren, und von grünen Zeitungsreportern und unreifen Aktienverkäufern ist unerträglich. Ein englischer Schriftsteller hat in Gedanken an seine Zeit in Eton die Frage aufgeworfen, ob es überhaupt möglich sei, „den Verstand anzuregen, und gleichzeitig und unter derselben Leitung den Charakter zu festigen. . . . Wenn man beide einzeln betrachtet . . . könnte man zu dem Schluß kommen, daß sie ihrer Natur nach diametral entgegengesetzt sein müssen“². Wenn Mr. LUBBOCK von dem japanischen Jonglieren wüßte, das man von einem *college*-Lehrer in den Vereinigten

¹ Auf die Schulen, welche zu technischen oder freien Berufen ausbilden, werde ich später eingehen. Siehe S. 59 ff.

² PERCY LUBBOCK, *Shades of Eton* (London, 1920), S. 219.

Staaten verlangt, und wenn es ihm bekannt wäre, daß er nicht nur mit einem Ball, sondern gleichzeitig mit einem Dutzend spielen muß, so würde er wieder mehr Vertrauen zu Eton bekommen.

X.

Man kann mit Genugtuung feststellen, daß nicht alle amerikanischen *colleges* schlecht sind. Harvard — ich spreche jetzt nur von der *college*-Tätigkeit dieser Anstalten — Yale, Princeton, Swarthmore, Vanderbilt, Amherst, Williams, Barnard, Bryn Mawr, Smith und Wellesley — um nur ein paar zu nennen — zählen die oben beschriebenen Kurse bei der Aufnahme in die Universität oder bei der Verleihung eines Universitäts-titels nicht mit. Sie bieten allen Studenten, welche eine Erziehung suchen, einen abwechslungsreichen und gediegenen Lehrplan kultureller Natur. Bei ihnen gibt es keine verfrühte oder triviale Berufsausbildung, die den Ablauf der Erziehung stören könnte. Und doch sind auch diese Institute nicht frei von Fehlern, die teils vermieden werden könnten und teils unvermeidlich sind. Sie müssen Schüler von *high schools* und anderen Vorschulen aufnehmen, die zu einer solchen Ausbildung ungeeignet sind. Sie können daran nichts ändern. Ihr größter Fehler ist aber das Fehlen von geistigem Hintergrund und Horizont bei der Studentenschaft. Und auch dafür kann man die Universitäten nicht verantwortlich machen. Die meisten Studenten haben keine geistigen Interessen und entwickeln sich während ihrer vier *college*-Jahre nur wenig weiter. Es ist schwer zu sagen, wie man das ändern soll. Es ist jedenfalls ein gutes Zeichen, daß man sich immer mehr Gedanken darüber macht. Wo in Klassen unterrichtet wird, sind die Klassen für gewöhnlich zu groß. Die Zeit der jungen Lehrer wird zu sehr durch korrigieren und zensieren von meist schlecht geschriebenen Arbeiten in Anspruch genommen¹. Bis auf einige wichtige Ausnahmen, die ich später nennen will², rechnen die *colleges* nach „Punkten“, „Einheiten“ und „Leistungsnachweisen“ — ein miserables System, das jedem objektiven und kontinuierlichen Arbeiten im Wege steht. Dabei könnte es jedes *college* sofort mit Stumpf und Stiel ausrotten. Sie sind alle wild hinter Sportwettspielen her und wagen nicht, ihren Schülern zu sagen, daß übertriebenes Sportinteresse auf eine mittelmäßige Kultur schließen läßt und demoralisierend auf die folgenden Klassen wirken muß, da viele Schüler ein Interesse heucheln müssen, das sie gar nicht haben. Das *college* kann die höheren Schulen nur sehr langsam verbessern; denn es sind ihre eignen Absolventen — und zwar gewöhnlich nicht die energischsten, gelehrtesten und ehr-

¹ Neulich fragte ich einen unserer besten jungen griechischen Sprachforscher, wieviele seiner Studenten „wertvoll“ seien. Er antwortete: „Von denen, die das *college* absolviert haben, niemand, und von den *college*-Studenten 10%.“

² Siehe S. 45—46.

geizigsten —, die wieder *high-school*-Lehrer werden. Sie können selbst ihren eigenen Lehrkörper nur langsam verbessern, da seine Qualität von Erziehung, Gehältern und gesellschaftlichem Ansehen abhängt, die man alle nur langsam und mit großer Mühe bessern kann. Aber wenn sie genügend Mut und Einsicht hätten, würden sie offen eingestehen, daß ihnen ihre Aufgabe durch die hemmungslosen Sportorgien ungemein erschwert wird, mit denen sie ein Publikum unterhalten und befriedigen müssen, das sich weitgehend aus ihren eigenen Schülern zusammensetzt¹. Es gibt aber in Amerika kein einziges *college* und keine Universität, die den Mut hätte, den Sport dorthin zu verweisen, wo er, wie jeder gut

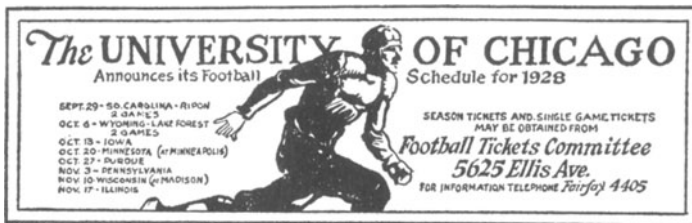


Abb. 1. Ankündigung des Fußballspielplans der Universität Chicago für 1928. Es ist darin angegeben, wann und wo die Spiele stattfinden werden, und wo man die Eintrittskarten erhalten kann.

weiß, hingehört. Wir werden im Gegenteil sehen, daß das *college* für den Sport verhältnismäßig mehr Geld ausgibt, als für die Fächer, welche wirklich ins *college* gehören². Die Studenten und das Publikum kennen gewöhnlich den Fußballtrainer besser als den Präsidenten, und die Professoren haben gewöhnlich kleinere Bezüge als er. Die Universität und das *college* dürfen natürlich so etwas nicht dulden. Aber sie dulden es nicht nur, sondern sie machen auch noch „Reklame“ damit. Vor zwei oder mehr Jahren waren an zwei der wichtigsten Plätze von Chicago große gemalte Reklameschilder von 4,5 Meter Höhe und 15 Meter Breite angebracht, auf denen das Fußballprogramm angepriesen wurde. (Siehe Abb. 1). Sie waren 2½ Monate lang ausgestellt und kosteten der Universität monatlich je 500 \$³. Duldet die Universität damit ein unvermeidliches Übel, oder nutzt sie damit einen demoralisierenden Instinkt aus?

XI.

Einige amerikanische *colleges* versuchen, wie ich eben schon sagte, davon loszukommen, Titel auf Grund von Berechnungen zu verleihen,

¹ Weiteres siehe in: *Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching, American College Athletics, Bulletin No. 23.*

² Siehe S. 147.

³ Die Unkosten wurden aus den Eintrittsgeldern bestritten, doch tut das nichts zur Sache.

und bemühen sich ernsthaft, zur Konzentration und zur Gelehrsamkeit zu erziehen. Die Zahl der *Anstalten*, die sogenannte „Ehren“kurse („*honours*“ *work*) eingeführt haben, ist auf dem Papier schon verhältnismäßig groß. Aber es gibt nur wenig Anstalten, denen es finanziell und sonst gut genug geht, um sie richtig durchführen zu können. Ich möchte nur auf Swarthmore, auf Harvard, auf einige Abteilungen von Columbia, Barnard, Bryn Mawr, Smith und auf das Versuchs-college (*Experimental College*) von Wisconsin aufmerksam machen, wo es den ernsteren und begabteren Studenten ermöglicht wird, dem tödlichen Gleichmaß der Klassen und der tödlichen Herrschaft der Leistungsnachweise zu ent-rinnen und in enger Fühlung mit kompetenten Lehrern ihre Energie auf ein beschränktes Gebiet zu konzentrieren. Das kleine *Swarthmore Col-lege*, das jährlich nur 175 Studenten aufnehmen kann, sucht sich seine Schüler mit größter Sorgfalt unter mehr als 1000 Bewerbern aus und muß trotzdem noch zwei Jahre damit zubringen, sie auszugleichen, ihnen Disziplin beizubringen und sie nochmals auszusieben, ehe es einer kleinen Elitegruppe in den letzten zwei Jahren ihres Studiums eine selbst-ständige und konzentrierte Ausbildung ermöglichen kann. Nach Ablauf der letzten zwei Jahre werden sie dann von auswärtigen Examinatoren geprüft. Harvard hat für viele Fächer *tutors*¹ angestellt, die die Lektüre der begabteren Studenten überwachen und sie durch „umfassende Prü-fungen“ dazu zwingen sollen, mehr zu lesen, als in den oben kritisierten „Kursen“ gebracht wird. Ich möchte damit nicht gesagt haben, daß das Heil nur auf diesem Wege gefunden werden kann. Genau so viel, wie sich für den *tutor* sagen läßt, kann man auch für die Vorlesung anführen. WILLIAM JAMES z. B. hielt nur Vorlesungen ab, und zwar vor einer großen Schar von Studenten, von denen zweifellos wenigstens einige bei der Philosophie geblieben sind, die es ohne seine Anregung wahrschein-lich nicht getan hätten. Es gibt nicht nur *einen* richtigen Weg, um Wissen, Erziehung und Kultur zu erwerben, wie es auch nicht nur *eine* richtige Lehrweise gibt. Außer den *colleges*, die ich nannte, gibt es auch noch andere Anstalten, die zum Teil bescheiden und unscheinbar sind, in denen begabte Studenten eine Erziehung bekommen können, die manchmal weit besser ist, als die übliche höhere Schulbildung. Im Ganzen ist es aber auch heute noch richtig, daß die amerikanischen *college*-Studenten nach Abschluß der vier Jahre, was ihre Intelligenz betrifft, eine ungesiebte und unausgebildete Schar von allerdings anziehenden Jungens und Mädchen darstellen, die größtenteils noch nicht einmal eine gründliche höhere Schulerziehung haben². Der Dekan von *Columbia*

¹ *Anm. d. Übers.*: Das *tutor*-System ist englischer Herkunft. Der *tutor* ist ein Lehrer, der eine Anzahl Studenten bei ihrem Studium und in ihrer Freizeit über-wacht und anleitet.

² „Ich finde, daß der französische Student mehr arbeitet als der Amerikaner“,

College, der die amerikanische *college*-Jugend sicherlich gut kennt, sagte kürzlich: „Ich bin überzeugt, daß unsere *college*-Jugend zur Zeit moralisch, gesellschaftlich und geistig gleich unreif und unentwickelt ist.“ Das kommt zum Teil daher, daß das *college* sie zu sehr verwöhnt, wie es schon die *high school* tat. Sie werden vor jedem Ruck und Stoß bewahrt. Die Studenten müssen „orientiert“ werden, und sie müssen bei der Auswahl ihrer Vorlesungen und bei ihrer Berufswahl „beraten“ werden. Wie kann man Menschen erziehen, die sich niemals ihre Finger verbrennen dürfen, und die in den unteren und oberen Klassen elegant und teuer untergebracht werden müssen, damit sie die richtigen Bekanntschaften machen und die richtigen gesellschaftlichen Beziehungen anknüpfen können, die ferner vor einem Risiko wie vor der Pest geschützt werden und schließlich ihren Weg machen, ohne eine Ahnung zu haben, wie schwer es ist, sich geistig zu stählen?

XII.

Ich habe schon mehrere Gründe für die schlechte Qualität der *college*-Erziehung angeführt. Ich muß aber noch einen weiteren, sehr wichtigen Grund nennen, der für den Ton und Geist des amerikanischen Lebens charakteristisch ist. Der Amerikaner will vorwärts kommen. Das ist der Grund, weshalb seine Eltern oder Großeltern nach Amerika gekommen sind. In ihrer Heimat standen sie wie vor einer unüberwindlichen Steinmauer und wanderten deshalb nach Amerika aus. Sie sind wirklich vorwärts gekommen, und sie haben ihren Kindern etwas Geld und ein intensives Streben nach Fortschritt hinterlassen. Die Kinder wollen nicht nur finanziell vorwärts kommen, sondern auch auf anderen Gebieten, die zum Teil mit ihrem Reichtum in Beziehung stehen. Sie wollen alle die Wünsche befriedigen, die ihre Eltern in der alten Welt nicht befriedigen konnten. Sie wünschen sich Freunde, Reisen, Macht, Vergnügen, Stellung, Erziehung und Entwicklung. Da es ein Leichtes ist, geistig vorwärts zu kommen, wenn man den nötigen Verstand dazu hat, halten sich die wenigen, die Verstand haben und Ziele vor sich sehen, an ihre Bücher und kommen in der amerikanischen *college*-Universität wirklich geistig vorwärts. Um nun aber auch sonst voran zu kommen, braucht man Freunde, Bekanntschaften, oder gesellschaftliche oder sportliche Auszeichnungen. Und das *college* ist besonders dazu geeignet, Freundschaften und Bekanntschaften zu vermitteln, teils durch gemeinsame Studien, teils durch Klubs, Gesellschaften oder Verbindungen, und teils auch dadurch, daß man sich eng zusammenschließt, sich gleich anzieht und voller „*college*-Geist“ zusammen dieselben Dummheiten macht.

sagte kürzlich HENRI BERGSON bei einem Besuch der amerikanischen Universitäten.

Dieses gesellschaftliche Motiv, das zweifellos die Grenzen der Vernunft überschreitet, muß natürlich das intellektuelle Niveau senken. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß die meisten *college*-Studenten das *college* nur als eine Gelegenheit betrachten, die es ihnen ermöglichen soll, im Leben voran zu kommen, und daß sie das *college* hauptsächlich als eine gesellschaftliche und sportliche Angelegenheit ansehen. Geistige Konzentration würde viel zu viel Zeit beanspruchen. Der Student müßte dann seinen gesellschaftlichen Verkehr einschränken. Aus diesen Gründen muß das *college* für die meisten Studenten ein niedriges Niveau behalten. Aber einige Studenten arbeiten wirklich, studieren ernsthaft und bekommen Erziehung, Kultur und Anregung. Es gibt also ein paar Gerechte. Das gilt besonders für die Studenten in den letzten beiden *college*-Jahren. In den ersten beiden Jahren fallen noch viele um, und in den letzten beiden Jahren vollzieht sich dann eine mehr oder weniger scharfe Trennung. Auch dann gibt es noch Mitläufer, die auch weiterhin nur nippen und spielen, aber eine kleine Gruppe ernsthafter Arbeiter treibt dann wirklich ernsthafte Universitätsstudien.

Ich muß noch eine weitere sehr merkwürdige Erscheinung nennen, die für das niedrige Niveau mit verantwortlich ist. Wir Amerikaner glauben, wie alle Pioniere, an die Initiative. Wenn Pionierarbeit geleistet werden soll, müssen starke Männer bald diese und bald jene Arbeit verrichten. Diesen Pioniergeist haben wir noch nicht verloren. Wir vertrauen noch immer auf die angeborenen Fähigkeiten mehr, als auf die Fachausbildung. Ein gewöhnlicher Arbeiter, der hervorragende Fähigkeiten hat, kann in wenigen Jahren an der Spitze einer großen Eisenbahngesellschaft stehen. Ein intelligenter Botenjunge kann mit 40 Jahren das Haupt eines großen Industrieunternehmens sein. Ein Anwalt vom Lande kann Präsident werden. Fast keiner von den jetzigen Führern ist für seinen Posten ausgebildet worden. Wer wirkliche Fähigkeiten hat, kann alles werden. Er kann Bankier werden, hoher Beamter, General, Diplomat, Gelehrter, Forscher, Verleger u. a. mehr. Aber immer mehr — und ich finde das merkwürdig — dringt von der *high school* an aufwärts genau die entgegengesetzte Ansicht in die Erziehung ein. Die Personalfachmänner und die Betriebswissenschaftler haben die kürzeste Zeit und den geringsten Aufwand berechnet, den ein Klempner oder eine Stenotypistin für ihre Ausbildung braucht, und sie ziehen daraus ohne Weiteres den Schluß, daß sie mit der Arbeitsanalyse auch die tiefen Geheimnisse der Intelligenz und Persönlichkeit enthüllen können, und daß sie in der Lage sind, die Fähigkeiten genau anzugeben, welche für die höchst differenzierten Tätigkeiten erforderlich sind¹. Anstatt, daß die *colleges* zum Humanismus und zur Gelehrsamkeit erziehen, gründen sie in erstaunlichem Umfang neue Abteilungen und kündigen „Kurse“ an, die

¹ Über Personalfachleute siehe S. 27—73.

bestimmte Studenten zu einer stark spezialisierten Tätigkeit befähigen sollen. Die Vorlesungsverzeichnisse der amerikanischen Universitäten sind oft voll von solchen „*ad-hoc*“-kursen, die Tricks, Kunstgriffe und Gepflogenheiten vermitteln sollen. Anscheinend darf nichts dem Zufall oder der allgemeinen Ausbildung überlassen bleiben. Jede Tätigkeit, jedes Gewerbe und jeder Beruf muß analysiert werden, um Lehrpläne ausarbeiten zu können, die nicht eine gute Erziehung vermitteln, sondern auf einen Beruf vorbereiten. *Colleges* und Universitäten müssen sehr anpassen, daß ihre Lehrpläne mit den Analytikern Schritt halten, die mittels Rundfragen schnell voran kommen. Kann man von einem gebildeten jungen Mädchen erwarten, daß es lernen kann, wie man ein Baby wäscht und füttert, und wie man es anzieht? Nein. Scheinbar gibt es keine Erfahrung, mit der ein gebildeter Mensch auskommen könnte! Die Erziehung der jungen Mädchen muß unterbrochen werden oder aufhören, damit ihnen diese Dinge unter künstlichen Voraussetzungen vielleicht von alten Jungfern gezeigt werden können. Kann man einem gebildeten jungen Manne zutrauen, daß er verkaufen, einkaufen oder Reklame machen kann? Nein. Die Erziehung muß schon wieder unterbrochen werden oder aufhören, damit er die „Grundzüge“ der Ein- und Verkaufstechnik von einem *Ph. D.*¹ lernen kann, der noch niemals etwas verkauft oder eingekauft hat.

Die „*Ad-hoc-ness*“ beeinflußt nun nicht nur die vorhandenen oder zukünftigen Kurse und Lehrpläne, sondern auch die Besetzung der Lehrstühle. Neben den Lehrstühlen, wie man sie in Berlin oder Cambridge findet, hat die Columbia Universität, die im „preziösen Osten“ liegt, auch einen Professor für außerplanmäßige Fächer² in dem Lehrkörper ihres *Teachers Colleges*. *Rollins College* hat einen Professor für Bücher³, die Universität Chicago einen Professor für Polizeiverwaltung und *Dartmouth College* einen Professor für Biographien, als ob ein gebildeter junger Mann mit seiner Intelligenz, Initiative und seinen Fähigkeiten nicht selbst den Weg zur Bibliothek, zum Bücherladen oder zu einer Beschäftigung finden könnte, die seine Freizeit ausfüllt, oder als ob gute Vorlesungen seine Wißbegierde nicht von alleine wecken würden. Die Universität Michigan hat einen Lehrstuhl für Bio-Linguistik geschaffen. *Vassar College* mit seinen 18 bis 20jährigen Studenten hat „Sommerinstitute für Euthenik für Fortgeschrittene“ eingerichtet. Was ist überhaupt „Euthenik“? Euthenik ist die „Wissenschaft vom rationellen Leben“. Sie ist kunstvoll aus einigen Kapiteln geistiger Hygiene, Kindererziehung, Ernährung, Sprachentwicklung und -verbesserung, Familienprobleme, Vermögens-

¹ *Anm. d. Übers.*: *Ph. D.* ist die englische Abkürzung für Dr. phil.

² Er wird in der Liste als Professor für Erziehung geführt.

³ Das *Minneapolis Journal* macht sich darüber lustig, und schlägt vor, auch „wenigstens eine Vorlesung über die edle Kunst des Zurückgebens“ abzuhalten.

verwendung, rationelles Kochen, Haushaltstechnik und Gartenbau zusammengesetzt. Eine Krippe und ein Kindergarten sind angeschlossen. Und diese Anstalt wird tatsächlich noch in einer Arbeit¹ durch die tief-sinnige Frage einer jungen Studentin zu rechtfertigen versucht, die gefragt haben soll, „was die Beziehung zwischen *Shakespeare* und Kinderkriegen sei.“ Das Vassar Institut für Euthenik (*The Vassar Institute of Euthenics*) füllt diese Lücke aus.

Auf die Zweckkurse werde ich später bei Gelegenheit zurückkommen. Ich habe sie in diesem Zusammenhang nur aus zwei Gründen erwähnt, erstens, um zu zeigen, wie unsere *colleges* die Begriffe der allgemeinen Erziehung und der Fachausbildung durcheinander werfen, und zweitens, um zu beweisen, auf einem wie niedrigen geistigen Niveau — und das ist die unvermeidliche Folge der vorzeitigen Beschäftigung mit dem Praktischen — unsere *colleges* zum Teil arbeiten. Ich sage absichtlich „zum Teil“; denn dasselbe *college*, das dem einen Studenten einen Kurs in „Kinesiologie“ oder „Pfadfinderkünsten“ gibt, ermöglicht einem anderen jedes ernsthafte Studium unter der Leitung geeigneter und kompetenter Lehrer. Wir dürfen vor allem jene *colleges* nicht vergessen, die noch immer einen steilen und schmalen Pfad wandeln.

XIII.

Ich komme jetzt zu der *graduate school*², die der bei weitem wertvollste Teil der amerikanischen Universität ist. Vieles von dem, was in den *graduate schools* geleistet wird, hat wirklichen Universitätswert im engsten Sinne des Wortes.

Die angesehenste *graduate school* Amerikas³ wurde 1876 in Baltimore gegründet, und zwar im Wesentlichen nach dem Muster der deutschen Universitäten. Sie fing mit einer philosophischen Fakultät an, der bald darauf eine einzelne Berufsfakultät, nämlich eine medizinische Fakultät angegliedert wurde. Beide standen unter der Leitung eines bedeutenden und gelehrten Präsidenten. Die Johns Hopkins Universität war bei ihrer Gründung und während der folgenden 20 Jahre diejenige Anstalt in Amerika, die einer Universität am nächsten kam⁴. Die Fakultäten waren

¹ *The Meaning of Euthenics, Vassar College, 1929, S. 7.*

² Siehe Fußnote 1, S. 30.

³ Die *Harvard Graduate School* wurde dem Namen nach im Jahre 1872 gegründet; ihre endgültige Entwicklung begann aber erst 1877/78. Siehe C. H. HASKINS in *Morison's The Development of Harvard University 1869—1929* (*Harvard University Press* 1930), S. 454. In Yale wurde die *graduate school* 1847 gegründet.

⁴ Es wurde auch ein bescheidenes *college* gegründet, weil es damals keine wissenschaftlich vorgebildeten Studenten gab. Heute ist das *college* aber überflüssig und schadet der Universität mehr, als es ihr nützt, weil es der Anstalt ihren einheitlichen Charakter nimmt. Hätte man das *college* wieder aufgegeben und statt dessen die *graduate school* besser entwickelt, dann könnte ich heute eine andere Geschichte erzählen.

klein, aber bedeutend. Die Studentenschaft war auch nur klein, aber strebsam. Sie waren alle voller Lerneifer. Wie in Deutschland, zerfiel der Unterricht in Vorlesungen für größere Gruppen und in Seminare, in denen der Professor mit einer beschränkten Anzahl fortgeschrittener Studenten gründlich arbeiten und forschen konnte, so wie es jetzt in allen amerikanischen *graduate schools* gehandhabt wird. Zu jener Zeit übte Johns Hopkins den größten Einfluß aus, den die höhere Erziehung in Amerika je gehabt hat, einen Einfluß, der außer aller Proportion zu der Größe der Anstalt war, und der nur der Stoßkraft einer kleinen einheitlichen Gruppe zu danken war, die ohne Kompromisse auf dem denkbar höchsten Niveau arbeitete. Ihre Dr. phil. waren im ganzen Lande als Lehrer gesucht. Diese höhere Universitätsausbildung wurde dann in vielen Anstalten aufgenommen und hat sich unerhört schnell ausgebreitet. Nachdem der Versuch in Baltimore geglückt war, wurden auch in Harvard, Yale, Columbia, Princeton und anderswo *graduate schools* gegründet, und zwar aus den vorhandenen *colleges* heraus oder in Verbindung mit ihnen. Die Universität Chicago, die Anfang der 90er Jahre gegründet worden ist, richtete gleich eine sehr große *graduate school* ein. Seit jener Zeit haben sich die Möglichkeiten für fortgeschrittenes Studium fraglos sehr wesentlich verbessert, und auch ihr Umfang hat fraglos zugenommen. Mathematik, Physik, Englisch, Geschichte, Nationalökonomie und sogar mittelalterliche und klassische Forschungen stehen heute auf einer Höhe, von der man sich vor 50 Jahren nicht hätte träumen lassen. Denken wir nur an die Namen von CHARLES PEIRCE, WILLARD GIBBS, MICHELSON, MOORE, BREASTED, MANLY, MILLIKAN, RICHARDS, GILDERSLEEVE, TURNER, SHAPLEY, ROSTOVITZ, CAPPS, R. L. JONES und viele andere. Auf einigen Gebieten waren wir von Anfang an tüchtig und originell. Ich nenne nur die Nationalökonomie, Hygiene, Biologie und experimentelle Medizin und Namen wie TAUSSIG, WESLEY, MITCHELL, WELCH, ABEL, MALL, MORGAN, VAN SLYKE und LOEB. Ein bekannter englischer *Chaucer*-Forscher sagte kürzlich, daß zur Zeit nicht London oder Oxford in der *Chaucer*-Forschung führend seien, sondern Chicago. Und der große schottische Gelehrte Sir WILLIAM CRAIGIE, der mit Professor ONIONS zusammen das Oxforder Wörterbuch herausgegeben hat, schreibt zur Zeit ein schottisches Wörterbuch an der Universität Chicago, und nicht etwa in Aberdeen oder Edinburgh. Alle diese Männer wurden sicher hauptsächlich im Ausland ausgebildet. Aber Amerika nahm sie herzlichst auf und gab ihnen die Arbeitsgelegenheit, die ihrer Forschungs- und Lehrtätigkeit angemessen war. In geradezu phantastischem Maße sind Laboratorien und Bücher für Forscher und Gelehrte beschafft worden. Kein anderes Land verfügt über Laboratorien, die an Zweckmäßigkeit die großen wissenschaftlichen Laboratorien von Harvard, Yale, Columbia, Chicago, Pasadena, Michigan,

California, Wisconsin und anderen staatlichen Universitäten übertreffen. Man könnte höchstens sagen, daß sie zu vollständig, zu bequem und zu gut ausgestattet sind. Denn es ist schon öfter vorgekommen, daß gute Köpfe durch die Ausdehnung und Möglichkeiten ihrer Hilfsmittel und durch ihre Lehr-, Verwaltungs- und Überwachungspflichten unterdrückt worden sind¹.

Bei den hergebrachten Wissenschaften, wie Mathematik, Physik, Chemie und Biologie, haben wir natürlich die gleichen Wege eingeschlagen, wie andere Länder, weil diese Wissenschaften im letzten Jahrhundert überall die gleiche moderne Form angenommen haben. Dasselbe gilt für die humanistischen Fächer. Den Nachteil, den wir durch unsere weite Entfernung von Europa und Asien haben, haben wir durch den Ankauf von Manuskripten und alten Ausgaben, durch photographische und andere Reproduktionen, durch die Gründung von Schulen in Rom, Athen, Bagdad, Jerusalem und Luxor, und durch Expeditionen nach Italien, Griechenland, Ägypten und Mesopotamien ausgeglichen. Auf diese Weise haben Harvard, Chicago, Yale, Princeton, Pennsylvania, Michigan und andere Universitäten die archäologische und mittelalterliche Forschung tätig gefördert. Die besten Arbeiten auf dem Gebiete der Soziologie kann man wohl sogar als sehr bedeutend und als originell amerikanische Errungenschaft bezeichnen: die Psychologen haben die Grenzen der Philosophie durchbrochen und das Heranwachsen der Kinder, ihre erzieherische Entwicklung und die Reaktionen des reifen Mannes auf seine Umwelt studiert. Die Nationalökonomien haben die reine Abstraktion aufgegeben und studieren den Kreislauf des Handels, die Arbeitslosigkeit und die Finanzen. Die Staatswissenschaftler haben die philosophische und historische Betrachtungsweise verlassen und studieren heute jede Phase der Regierungsgeschäfte. Die Modernisierung der Universität zeigt sich nirgends in einem besseren Lichte. Ich will damit nicht behaupten, daß die Soziologie nur in Amerika Fortschritte gemacht hat; aber mit solcher Energie und in solchem Ausmaß hat sie das in keinem anderen Lande getan, wie mir ausländische Autoritäten versichert haben.

Wenn man den heutigen Stand mit der Lage von 1876 vergleicht und bedenkt, daß kaum ein halbes Jahrhundert dazwischen liegt, kann man nur überrascht sein, wie enorm und unvoraussehbar sich die Arbeitsgelegenheit für Unterricht und Forschung in den neuen, wie auch in den hergebrachten Fächern verbessert haben.

Den Bibliotheken will ich einen besonderen Absatz widmen. Nach *Carlyle* ist die wahre Universität eine Sammlung von Büchern. Aber je größer die Sammlung ist, um so besser muß sie untergebracht und geordnet werden, und bequem zugänglich sein. Vor ungefähr 50 Jahren

¹ „Es kommt nicht auf den Käfig an, ob ein Vogel singen kann.“

hatte Amerika keine eigentlichen Bibliotheken. Es ist weniger als 60 Jahre her, daß DANIEL C. GILMAN, der bald darauf Präsident der Johns Hopkins Universität wurde, seine Stellung als Bibliothekar an der Yale Universität aufgab, weil er keinen Assistenten bekommen konnte und selbst jeden Morgen den Ofen heizen mußte. Noch vor so kurzer Zeit wurde ein so feuergefährliches Gebäude mit Öfen geheizt, und es gab kein ausgebildetes Personal und keine Zentralheizung. Heute sammeln die Universitäten, die Gemeinden und die höheren und Elementarschulen Bücher und Zeitschriften um die Wette, um sie dem Leser leihweise, schnell, unentgeltlich und bequem zur Verfügung zu stellen. Die Bibliotheken sind jetzt wirklich gut organisiert, die Bibliotheksgebäude sind immer besser geworden, und die Universitätsbibliotheken sind dem Leben und der Tätigkeit der Universitäten heute so gut angepaßt, daß das Literaturstudium in normalen Grenzen, wenigstens technisch, ohne Umstände, Mühe oder Verzögerung betrieben werden kann. So haben sich gesunde Erziehungsideale in Stahl und Stein verkörpert. Der fortgeschrittene Leser braucht Zutritt zum Katalog und zu den Regalen und kann ihn jederzeit haben. Er braucht einen ruhigen Winkel, in dem er jeder Zeit ungestört arbeiten kann, und hat ihn zur Verfügung. Der Professor kann seine Studenten in einem gewöhnlichen Auditorium mit Stühlen, Katheder und Wandtafel oder in einem öffentlichen Saal unterrichten. Er braucht aber auch, besonders für seine fortgeschrittenen Studenten, ein Seminarzimmer, das alles, was für sein Fach nötig ist, enthält. Es werden ihm deshalb Bücher an die Hand gegeben und für ihn und seine Studenten eine angemessene Arbeitsstätte geschaffen. Die amerikanische Universität hat diese Fragen besser gelöst als irgendeine andere und es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß keine Universität an den Bau einer Bibliothek gehen sollte, ohne vorher die ständig zunehmenden Fortschritte Amerikas auf diesem Gebiete zu studieren. Ein großer englischer Gelehrte, der verstorbene Professor T. F. TOUT, berichtet¹ über „die hervorragende Qualität und Handlichkeit der amerikanischen Bibliotheken und über die zunehmende Anhäufung großer Mengen handschriftlichen Materials in Amerika und zwar über die europäische und besonders englische Geschichte. Ich beneide den amerikanischen Gelehrten mit am meisten um die bewundernswerte Organisation der großen Universitätsbibliotheken der Neuen Welt. Wir in Europa haben vielleicht mehr kostbare Raritäten, aber drüben verstehen sie es besser, die Bibliothek so zu ordnen, daß sie der Forscher bequem benutzen kann. Ich kenne keine Universitätsbibliothek, die das Studium so erleichtert, wie die große Bibliothek von Harvard, wo jeder Professor sein eignes Zimmer hat, und dem anspruchsloseren Studenten

¹ *History and Historians in America*, Präsidentenrede vor der *Royal Historical Society*, gehalten am 14. Februar 1929 (London, 1929), S. 10/11.

ein kleiner Raum zur Verfügung steht, in dem er, falls er ernsthaft arbeiten will, sein unentbehrliches Werkzeug, das er ständig braucht, um sich haben kann. Jedermann hat Zutritt zu den gut geordneten Regalen, die so angeordnet sind, daß die Bücher über den gleichen Stoff so bequem wie möglich nebeneinander stehen. In New Haven durfte ich Pläne für eine noch prächtigere und praktischere Bibliothek sehen, die sich die Yale Universität baut und die sicher inzwischen in Stein verwirklicht wird, mit dem Vertrauen und der Begeisterung, die für alle großen Wissenszentren in Amerika charakteristisch ist. Aber Yale und Harvard stehen damit nicht allein. In den neusten Universitäten des Westens und des Mittelwestens werden die Bibliotheken mit einem Eifer und mit Mitteln gefordert, welche die neueren englischen Bibliotheken in den Schatten stellen. Die größeren amerikanischen Bibliotheken sind glänzend mit Büchern ausgestattet, und für eventuelle Mängel steht immer die wundervolle Kongreßbibliothek (*Library of Congress*) in Washington zur Verfügung, oder die enorme öffentliche Bibliothek (*Public Library*) in New York, die eine ganze Gruppe von Sammlungen in sich birgt, und schließlich die eindrucksvolle Bibliothek der Columbia Universität. In diesen großen Bibliotheken kann der amerikanische Student im allgemeinen alle die Bücher finden, die er braucht. Manuskripte und alte seltene Bücher fehlen eher einmal, wie man sie auch sonst überall nur schwer bekommen kann. Aber diesem Mangel wird bald abgeholfen sein, da viele Behörden und Millionäre diese Lücke auszufüllen suchen.“

Auch die Universitätsdruckerei hat sich weiter entwickelt, so daß das Veröffentlichen gegen früher sehr erleichtert ist. Ich möchte es jedoch nicht versäumen, auf zwei Schattenseiten hinzuweisen. Die Universitätspresse in Amerika bekommt fast gar keine Stiftungen und muß deshalb als ein kaufmännisches Unternehmen aufgezogen werden. Es wird deshalb Schund gedruckt, nur weil man sich Profit davon verspricht, und es ist vielleicht noch betrübender, daß grade wichtige, rein theoretische Arbeiten deshalb häufig unveröffentlicht bleiben, wenn sich nicht ein ausländischer Verlag ihrer erbarmt.

Obleich die Universitätsbibliotheken vergrößert und verbessert worden sind, können sie mit den Ansprüchen der ständig wachsenden und so mannigfaltig zusammengesetzten Studentenschaft doch nicht Schritt halten. Kein Lesezimmer ist für längere Zeit groß genug, um die Horden von Studenten mit und ohne Examen Sommer und Winter aufnehmen zu können. Keine Bibliothek kann so viele Duplikate beschaffen, wie verlangt werden.

Trotzdem wird die hoch qualifizierte Universitätsarbeit oft sehr geschickt gefördert. Die Männer, die ich schon nannte, und ihresgleichen führten das Seminar und die individuelle Forschung ein, worin der Einzelne tun kann, was er will. Als der Druck der großen Menge zunahm

— aus Gründen, die ich noch erörtern werde — wurden vielfach Schritte unternommen, um den qualifizierten Universitätsprofessor zu schützen. Gelegentlich ernannte man ihn zum Forschungsprofessor und nahm ihn aus dem Getriebe der *colleges* und der *graduate schools* heraus; oder man verkürzte auch seine Unterrichtsstunden. Chicago hat neuerdings eigene Gebäude für die höhere Lehrtätigkeit und Forschung der modernen Sprache und Soziologie eingerichtet. Michigan hat ähnliche Einrichtungen für Physik und Biologie geschaffen. Auf diese Art haben sich „Inseln“ gebildet.

Die Wissenschaft und Forschung haben auf diese Weise manche bedeutenden Fortschritte gemacht. Wie sehr sie gedeihen, kann man an der Zahl der Veröffentlichungen in Gestalt von Büchern, Monographien, Zeitschriften und Verhandlungsberichten ermessen, wie auch an der Zahl und Begeisterung für gelehrte und wissenschaftliche Gesellschaften. Auch hier war die Johns Hopkins Universität führend. Sie gründete *The American Journal of Philology*, *The American Journal of Mathematics*, *Modern Language Notes*, *Studies in Historical and Political Science* und *The Journal of Experimental Medicine*. Heute gibt es kaum noch ein Gebiet, auf dem man die amerikanischen Veröffentlichungen unberücksichtigt lassen kann, und kaum ein Gebiet, auf dem nicht amerikanische Gelehrte und Denker zu Konferenzen und Diskussionen zusammenkommen¹.

Aber leider gibt es auch Kehrseiten, die man nicht übersehen darf. Die amerikanische *graduate school* leidet zunächst unter der seltsamen kulturellen Dürre des amerikanischen Lebens. Man studiert zwar Griechisch, Philosophie oder Medizin unter der Leitung bedeutender Lehrer, aber es fehlt doch etwas — etwas, das zwar zart und ungreifbar ist, aber doch lebendige und wirkliche Gestalt hat. Ein begabter Student der amerikanischen Akademie in Rom sagte mir einmal, daß er es „als notwendig empfinde, alle paar Jahre für ein Jahr nach Europa zu gehen, da er sonst ersticken müsse“. Das ist nun einmal so und mag mit der Zeit besser werden. Vielleicht können wir den Prozeß aber auch beschleunigen, wenn wir diese Tatsache anerkennen und gewissen herrschenden Strömungen im amerikanischen Leben entgegentreten. Es wandern auch kultivierte Menschen nach Amerika aus; aber ihre Kinder werden bald farblos und auf den amerikanischen Standard herabgedrückt. Der Schmelztiegel hat zwar seine Vorzüge, aber er kommt uns auch teuer zu stehen.

¹ Professor TOUT (loc. cit., S. 2) macht darauf aufmerksam, daß von den 800 Mitgliedern der *Royal (British) Historical Society* über 100 Amerikaner und Kanadier sind, und daß von den 300 Bibliotheken, die von dort ihre Bücher beziehen, $\frac{1}{3}$ „jenseits des Atlantiks“ liegen. Von der „*Bibliography of Modern History*“, die eins „unserer ehrgeizigsten Unternehmen“ ist, wurde der Band über das 16. Jahrhundert in Philadelphia und der über das 17. in Chicago abgeschlossen.

Außer diesen mehr allgemeinen Mängeln leidet die *graduate school* auch besonders an der minderwertigen Ausbildung der *high-school*- und der *college*-Studenten. Selbst ein so freundlicher und wohlwollender Kritiker wie Professor TOUR muß zugeben¹, daß „die amerikanischen Schulen nach amerikanischem Urteil weniger gründlich, und das Resultat ihrer Arbeit weniger dauerhaft ist, als bei den besseren britischen Schulen. Das gänzliche, oder bestenfalls teilweise Fehlen von Zwang, sowohl in der Schule, wie im *college*, führt zur Vernachlässigung der Sprachen; und es ist eine der schwächsten Seiten des angehenden amerikanischen Historikers, daß seine Unkenntnis in der Sprache seiner Quellen oft noch schlimmer ist, als bei seinen englischen Kollegen. Wenn ich dies sage, soll man nicht glauben, daß ich mir über die Sprachkenntnisse der jungen englischen Geschichtsforscher irgendwelche Illusionen mache! Aber ich muß zugeben, daß die Fremdsprachen, und zwar besonders Latein, für manche Amerikaner ein noch schlimmeres Hindernis bedeuten, als das Fehlen jener breiten Basis allgemeiner Geschichtskennntnisse, die fast jede englische „Ehren“-klasse (*honour course*) besitzt. Vielleicht wird man mit zunehmendem Alter konservativer. Meine Erfahrungen in Amerika haben mich jedenfalls gelehrt, daß sich für die „Ehren“-klasse und den obligatorischen Sprachunterricht mehr sagen läßt, als ich es mir in meinem jugendlichen Eifer je hätte träumen lassen. Ich habe auch eingesehen, daß die Dissertationen, die gute Dienste leisten können, nicht überschätzt werden dürfen, und daß es manchmal geradezu fehlerhaft ist, die Dissertationen zu wiederholen. Wenn Amerika für seine Schüler und *college*-Studenten etwas ähnliches, wie die englischen „Ehren“-kurse hätte, und wenn die Dissertationen für die *Ph. D.s* reserviert würden, dann könnte man die Vorteile beider Systeme genießen und ihre Nachteile praktisch ausschalten. Als die amerikanischen Reformatoren vor ein bis zwei Generationen das deutsche Dissertationssystem gar zu weitherzig übernahmen, vergaßen sie, daß der junge Deutsche, der die Universität bezieht, das Gymnasium hinter sich hat und damit eine gute altmodische, in sich abgeschlossene Erziehung. Er hat ein Examen bestanden, das sehr wohl mit dem britischen oder amerikanischen *college*-Abschlußexamen verglichen werden kann.“

Die Vermengung von *graduate school* und *college*, auf die ich bereits hingewiesen habe, ist die natürliche Folge der mangelhaften Ausbildung, von der Professor TOUR gesprochen hat. Wenn die Studenten ihr Bakkalaureusexamen² gemacht haben, sollten sie den Vorlesungen der *graduate school* folgen können. Manchmal sind sie soweit, und gelegentlich erreichen sie die Reife durch Fleiß und Glück auch schon, bevor sie ihr Examen gemacht haben. Aber meistens sind die Studenten der *graduate*

¹ Loc. cit., S. 4/5.

² Siehe Fußnote 1, S. 30.

school für das höhere Studium ungeeignet. Man braucht deshalb dreierlei Vorlesungen und Kurse, nämlich erstens für diejenigen, die ihr Examen noch nicht gemacht haben, zweitens für die, welche es bestanden haben, und drittens solche, die für beide gehalten werden. Es ist unmöglich, daß ein und dieselbe Anstalt, ein und dieselbe Fakultät oder ein und derselbe Professor diese drei verschiedenen Aufgaben zur Zufriedenheit erfüllen kann.

Der Dekan der *graduate school* von Chicago gibt zu, daß an manchen Universitäten von den Fortgeschrittenen „recht ordentliche Arbeit“ geleistet wird (ich selbst würde sogar noch weiter gehen), und daß „die eine Universität auf einem Gebiet und die andere auf einem anderen wertvolles leistet. Aber an keiner Universität, und nicht einmal an der besten, wird von den Studenten so gute Arbeit geleistet, wie es möglich wäre, wenn die Anstalt keine *high-school*- oder *college*-Pflichten hätte.“¹

Bisher hatten wir SORBYS Lebensregel noch nicht kennengelernt. SORBY sagt: „Man muß eine Maschine so konstruieren, daß sie ihre Spezialarbeit einwandfrei verrichtet, und nicht so, daß sie vielerlei Dinge machen kann, die dann schlecht werden.“²

Schließlich muß ich auch noch die Schwierigkeiten erwähnen, die sich aus der großen Zahl der Studenten ergeben, und auf die ich noch ausführlich zu sprechen kommen werde³. Die amerikanischen Jungens und Mädchen strömen in großen Mengen ins *college*, teils aus gesellschaftlichen Gründen und teils, um vorwärts zu kommen. Aus denselben Gründen kommen sie später in die *graduate school*, da sich ein *A. M.*⁴ oder *Ph. D.* bezahlt macht. Denn mit einem besseren Titel bekommt man auch höhere Gehälter. Die *graduate schools* werden somit von Leuten überschwemmt, die nur Prädikate suchen. Um diesen Bedürfnissen genügen zu können, hat die *graduate school* eine besondere Organisation und Verwaltung eingeführt, die mit einem ernsthaften Studium nichts zu tun hat. Denn für diese Art Studenten ist die *graduate School* nur eine Art höheres Lehrerseminar mit Kursen, Lehrplänen, Unterrichtsmethoden und Leistungsnachweisen, gerade so, wie das *college* eine bessere *high school* ist. Dekan LAING schreibt darüber:

„Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß jedes Jahr zahlreiche Bakkalaurei das *college* verlassen, ohne das leiseste Verständnis

¹ DEAN GORDON J. LAING, *The Standards of Graduate Work*, eine Rede, abgedruckt in den *Problems in Education*, *Western Reserve University Press*, 1927, S. 201.

² *The Endowment of Research*, von verschiedenen Verfassern (London, 1876), S. 165.

³ Siehe S. 133 ff.

⁴ *Anm. d. Übers.*: *A. M.* ist die englische Abkürzung für *Master of Arts* (Meister der Künste).

für höhere Kultur zu haben, und ohne daß sie es jemals bekommen werden. Viele betrachten ihren Titel als ein vergoldetes Lehrerdiplom, und studieren nicht weiter, wenn sie es haben. Mit anderen Worten: sie haben es erreicht! Wer meine Aussage bezweifelt, kann die Veröffentlichungen unserer Lehrer an den höheren Schulen einsehen (dort findet man nämlich die meisten Bakkalaurei), und sie mit den entsprechenden Veröffentlichungen aus England, Deutschland und Frankreich vergleichen. Er wird finden, daß sich unsere Lehrer nur sehr schlecht neben ihren europäischen Kollegen sehen lassen können. Gutes leisten sie nur in der Methodik. So liegen die Dinge jedenfalls auf meinem eigenen Gebiet, bei den Klassikern, und ich kann kaum annehmen, daß es auf anderen Gebieten besser ist. Natürlich gibt es bemerkenswerte und vortreffliche Ausnahmen; aber sie sind selten“¹.

Studenten mit einer solchen Ausbildung taugen natürlich nicht einmal zu *high-school-* oder *college-*Lehrern. Für diese Zustände werden gerne die „Spezialisierung“ und „der Mangel an Ausbildung in den *high-school-* und *college-*Lehrmethoden“ verantwortlich gemacht. Das geschieht, meiner Meinung nach, ganz zu Unrecht. Denn in der *graduate school* läßt sich die Spezialisierung nicht umgehen; aber sie müßte von einer breiten kulturellen Basis ausgehen. Und „Methoden“ sind nutzlos, wo es auf das Beherrschen des Stoffs und auf Persönlichkeitswerte ankommt. Wenn Johns Hopkins mit seiner Gründung eines Lehrstuhles für chemische Unterrichtsmethoden Nachahmung finden sollte, wird die *graduate school* eher schlechter als besser werden. Dann wird die Universitätskarriere auch noch ihren letzten Reiz verlieren. Die *graduate school* braucht sich wirklich keine Sorgen über die Ausbildung von Lehrern zu machen. Das ist nur ein weiteres Zeichen für unseren übertriebenen Eifer, den *high-school-* und *college-*Schülern alles so leicht wie möglich machen zu wollen. Es wäre ihnen viel besser, das Studium so zu erschweren, daß sie für sich selbst sorgen müssen. Sie können aber mit Recht verlangen, daß ihr Lehrer eine Persönlichkeit ist und über ein großes Wissen verfügt².

Über die Zahl der Studenten haben sich in letzter Zeit mehrere akademische Verwaltungsbeamte klar und eindeutig ausgesprochen. „Selbstverständlich kann man auf der *graduate school* eine ganze Reihe wirklich tüchtiger und intelligenter Köpfe finden,“ schreibt z. B. Präsident

¹ Loc. cit., S. 199.

² GRAHAM WALLAS, *The Art of Thought* (London, 1926), ist ein wertvoller Beitrag zu diesem Thema. Für den Amerikaner sind besonders die Stellen interessant, wo er sagt, daß „Fleiß“ nicht immer mit „Denken“ gleichbedeutend sein muß, und daß „Ruheperioden, in denen man nicht bewußt über seine Probleme nachdenkt“, für das Denken geradezu lebenswichtig sind.

LOWELL von Harvard¹, „die Mehrzahl ist aber recht mittelmäßig; und es wäre besser, sie wären überhaupt nicht da.“ Ähnlich äußert sich auch Professor WOODBRIDGE, der langjährige Dekan der *Columbia Graduate School*: „Nur ein Viertel (der *graduate-school*-Studenten) kommt für Wissenschaft und Forschung ernsthaft in Betracht“².

XIV.

Ich kann unmöglich alle die *graduate schools* der amerikanischen Universitäten und ihre verschiedenen Fakultäten einzeln besprechen. Ich wäre auch gar nicht in der Lage dazu. Ich möchte nur auf die medizinischen und philosophischen Fakultäten etwas genauer eingehen. Die Medizinschulen bestanden lange Zeit nur aus Gruppen von ortsansässigen praktischen Ärzten, die, wenn überhaupt, nur pro forma mit der Universität in Verbindung standen. Erst im Jahre 1869, als MR. ELIOT nach Harvard kam, trat eine deutliche Aufwärtsbewegung ein. MR. ELIOT war der erste, der die Notwendigkeit erkannte. Und während seiner langen und glänzenden Laufbahn schuf er aus einer Schule, die minderwertig und nur zum Teil eine Lehranstalt war, und nicht einmal die elementarsten Anforderungen für die Immatrikulation stellte, die heutige *Harvard Medical School* in ihrer ganzen imposanten Größe. In seinen *Harvard Memories*³ beschreibt er seine ersten Reformversuche und die Opposition dagegen, die mit der Undurchführbarkeit schriftlicher Prüfungen begründet wurde. Der Chirurg, „der die ganze Medizinschule leitete“, sagte dem jungen Präsidenten, „daß er nichts über die Fähigkeiten der Medizinstudenten von Harvard wisse; mehr als die Hälfte von ihnen könne kaum schreiben; sie könnten deshalb auch keine schriftlichen Prüfungen ablegen Dr. BIGELOWs Bemerkung über die Qualität der damaligen Medizinstudenten war nicht sehr übertrieben.“

Weitgehend infolge von MR. ELIOTS klugem Rat wurde zwischen Mitte der 80er und dem Anfang der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts auch in Johns Hopkins ein vorzüglicher Anfang gemacht. Es fand sich eine medizinische Fakultät zusammen, die zwar unvollständig war, aber sich so gleichmäßig aus hervorragenden Gelehrten zusammensetzte, wie es in den Vereinigten Staaten wohl niemals wieder an einer Hochschule vorgekommen ist. Die Schüler der Medizinschule von Johns Hopkins haben einen bedeutenden Einfluß auf die Gründung und Entwicklung des *Rockefeller Institute for Medical Research* und vieler medizi-

¹ Briefliche Mitteilung vom 8. Januar 1930, mit Erlaubnis zitiert. Die Zahl der Studenten und ihre Begrenzung bespricht Präsident LOWELL in seinem *Annual Report* für 1927/28, S. 16—18.

² *Annual Report of the Dean of the Graduate Faculties, Columbia University*, 1927, S. 14.

³ *Harvard Memories* (Harvard University Press, 1923), S. 28.

nischer Fakultäten gehabt. Man hat selbstverständlich auch aus dem Auslande Mediziner berufen, und in den letzten Jahren haben sich auch andere Institute, wie besonders Harvard, beteiligt. Es hat sich aber innerhalb einer einzigen Generation eine Wandlung vollzogen, wie sie noch kein anderes Land in so kurzer Zeit erlebt hat.

Trotzdem dürfen wir uns auch in der Medizin keiner Täuschung hingeben. In den beiden Jahrzehnten, die der Eröffnung der *Johns Hopkins Medical School* folgten, sind zwar die Einrichtungen und der Lehrkörper der vorklinischen Fächer gründlich verbessert worden, und sie sind heute in vielen Universitäten nicht nur befriedigend, sondern sogar glänzend vertreten. Aber die Klinik ist heute noch nicht so weit entwickelt. Zwischen den Universitäten und den Hospitälern, in denen sich der klinische Unterricht abspielt, bestehen oft durchaus lebendige Beziehungen, und die Ärzte werden von der Universität bestimmt. So ist es in Harvard, Yale, Chicago, Rochester, Cornell, Vanderbilt, Washington (St. Louis) und in gewissen anderen Anstalten. Bei der Wahl ihrer medizinischen Professoren sind die Universitätsideale und -methoden ebenso ausschlaggebend, wie bei der Berufung des Professors für Griechisch, ob das Hospital der Universität gehört, wie in Rochester und Vanderbilt, oder ob es nur kontraktlich mit ihm verbunden ist, wie in Yale oder Cornell. Sie können ihre Professoren aus der ganzen Welt berufen, und es ist die Schuld der Universität, wenn sie nicht die Besten beruft, was natürlich manchmal vorkommt. Aber in gut vier Fünfteln aller unserer klinischen Fakultäten besteht die enge Beziehung zwischen Universität und Krankenhaus, selbst wenn sie schriftlich niedergelegt ist, nur zum Scheine, und sind ortsansässige praktische Ärzte als Professoren angestellt. Die klinischen Lehrer widmen ihren Schülern heute aber zweifellos mehr Zeit und Kraft, als sie es vor einer Generation getan haben. Für die wichtigsten klinischen Fächer sind an manchen Universitäten wieder sogenannte „*full-time*“-Lehrkörper angestellt worden, die ein festes Gehalt bekommen und sich nur mit Lehren, Forschen und mit der Behandlung von Kranken an ihrem eignen Hospital beschäftigen dürfen¹. Ihnen stehen genügend gut geschulte Assistenten zur Seite, die der Universität nur einen Teil ihrer Zeit widmen und beim Unterricht, bei den Patienten und zuweilen auch bei der wissenschaftlichen Arbeit mit-helfen. Der „*full-time*“-Plan, der zuerst an Johns Hopkins eingeführt und später von Yale, Rochester, Iowa, Cornell und anderen Universitäten übernommen worden ist², verschafft einer Anzahl Gelehrter in jedem

¹ Ich habe den „*full-time*“-Plan und seine bisherigen Resultate ausführlich besprochen in *Medical Education, A Comparative Study* (New York, 1925), S. 55 bis 58, 322/23.

² Auch die medizinischen Kliniken von Columbia und Vanderbilt stehen auf „*full-time*“-Basis, und zwar in dem im Text gebrauchten Sinn.

der wichtigsten klinischen Fächer ein ausreichendes Einkommen. Es ist ihnen keineswegs verboten, auch andere wissenschaftlich oder als Lehrmaterial interessante Fälle zu behandeln. Es ist aber vorgesehen, daß solche Patienten, falls sie wohlhabend sind, ein bescheidenes Honorar zahlen, das dem allgemeinen Fonds der medizinischen Fakultät zu Gute kommt. Der Lehrkörper kann dadurch voll und ganz seinen Universitätspflichten nachgehen. Die Einnahmen, die die Universität von dieser Seite hat, sind nur gering. An der medizinischen Fakultät von Johns Hopkins z. B., an der die *full-time*-Organisation schon seit 15 Jahren besteht, betrug die Einnahme für Operationen im Jahre 1928/29 4770,00 \$. In Yale betragen die Einnahmen nach fast 10 Jahren 10 241,00 \$, an der Universität Rochester nach 6 Jahren 6650,00 \$ und an der Universität Washington, St. Louis, nach 13 Jahren 4680,00 \$.

Leider wird in Amerika der Ausdruck „*full-time*“ auch auf Modifikationen des ursprünglichen Hopkinsschemas angewandt, die nur geeignet scheinen, seinen einheitlichen Charakter zu zerstören. Die klinischen Professoren der Stanford Universität z. B., die ihre Privatpraxis auf der Privatstation des *Stanford Hospitals* versehen, wo jeder so viel Patienten haben kann, wie er mag, beziehen außer ihrem Gehalt als Universitätsprofessor auch Honorar für ihre Privatpraxis. Diese „*full-time*“-Professoren widmen zwar ihre ganze Zeit dem Hospital, sie widmen aber nur einen Teil ihrer Zeit dem medizinischen Unterricht. Als einzige Sicherheit hat sich die Universität das Recht vorbehalten, ihnen im Falle von Mißbrauch die Professur zu entziehen, was auch in zwei oder drei Fällen vorgekommen ist. In Harvard kann man überhaupt kaum von einem „System“ reden. Einige Professoren der inneren Medizin, Chirurgie und Kinderheilkunde haben eine begrenzte Konsularpraxis, die zum Teil ganz unerheblich ist. Andere haben ein paar Betten in irgendeinem Hospital. Dadurch stehen tatsächlich manche ganz oder größtenteils auf *full-time*-Basis, während andere von gleichem Rang fast ihr gesamtes Einkommen aus ihrer Praxis beziehen. Unter den jüngeren Leuten sind glücklicherweise viele, die ihre gesamte Zeit der medizinischen und chirurgischen Lehrtätigkeit widmen.

Die medizinische Erziehung der Universität Chicago läßt sich, so viel ich weiß, mit keiner anderen in der ganzen Welt vergleichen. Sie ist nur im Hinblick auf ihre Geschichte zu verstehen. Im Jahre 1837 wurde das *Rush Medical College* gegründet, und zwar als eine unabhängige staatlich geschützte Anstalt. Es nahm die Entwicklung, die die etwas wohlhabenderen und staatlich geschützten Schulen in Amerika für gewöhnlich nehmen. Seine „Fakultät“ setzte sich aus einer Reihe angesehener ortsansässiger Ärzte zusammen. In den Jahren 1875 bis 1895 wurden einige Laboratorien eingerichtet. Im Jahre 1887 wurde es die medizinische Abteilung der Lake Forest Universität, die ein unbedeutendes

college war. Diese Verbindung war jedoch rein formeller Natur, und die Medizinschule blieb selbständig. 1898 löste Rush seine Verbindungen mit Lake Forest und gliederte sich an die inzwischen gegründete Universität Chicago an, an der die vorklinischen Fächer bereits gelehrt wurden. So bekam die Universität Chicago eine zweiteilige Schule: in Anatomie, Physiologie, Biochemie und Pathologie gab sie wirklichen Universitätsunterricht, und zwar auf dem Universitätsgelände; und in den klinischen Fächern — d. h. in Medizin, Chirurgie und anderen Fächern — begnügte sie sich mit der Leistung von *Rush Medical College*, das von den einheimischen Ärzten geleitet wurde und in einem entlegenen Teil der Stadt lag.

Diese Einrichtung war niemals voll befriedigend. Ihre Mängel machten sich mehr und mehr bemerkbar, je mehr die Arbeiten der Laboratorien und Kliniken voneinander abhängig wurden, und sich neue Geldmittel für Unterricht und Forschung als notwendig erwiesen. Während der letzten 30 Jahre hat sich nämlich zweierlei gezeigt: erstens können die Anatomen, Physiologen und Biochemiker nicht räumlich von den Kliniken getrennt sein ohne Nachteil für beide Teile, und zweitens braucht man Geldspenden, wenn man klinischen Unterricht und Forschung betreiben will. Die früher räumlich getrennten Medizinschulen, die nur auf Kollegelder angewiesen waren, versuchten deshalb, die Laboratorien und Kliniken räumlich zusammenzulegen und dafür zu sorgen, daß die Kliniker nicht nur unter den ortsansässigen Ärzten, sondern im ganzen Lande ausgesucht wurden. Sie bemühten sich ferner um entsprechende Stiftungen für Klinik und Laboratorium.

Damit auch Chicago dahin kommen konnte, wurde Rush, die klinische Abteilung der Medizinschule, im Jahre 1916 aufgegeben und in eine *post-graduate school*¹ verwandelt, die den praktischen Ärzten Gelegenheit bieten sollte, sich von Zeit zu Zeit Spezialkenntnisse erwerben zu können. Um die Schule auf dem Universitätsgelände zu ergänzen, wurde vorgeschlagen, ein Universitätskrankenhaus in engster Verbindung mit all den anderen medizinischen Instituten zu errichten. Dieses Krankenhaus, das auf diese Weise mit den besten medizinischen und naturwissenschaftlichen Laboratorien in engem Zusammenhang stehen sollte, sollte nicht nur den Ärzten eine vorzügliche Ausbildung vermitteln, sondern auch ermöglichen, die Krankheiten ohne direkten Zusammenhang mit der Praxis rein wissenschaftlich zu studieren. An keiner anderen amerikanischen Universität ist dieses Problem so glücklich gelöst worden. Kaum war es bekannt geworden, daß die Medizinschule auf dem Universitätsgelände errichtet werden sollte, so liefen

¹ *Anm. d. Übers.*: *post-graduate-schools* sind Fortbildungsschulen für im Berufsleben stehende Akademiker.

auch schon Stiftungen dafür ein, die zunächst einmal den Anfang ermöglichten. Unerwartet schnell folgten dann weitere großmütige Stiftungen, so daß man den Bau noch über den ursprünglichen Plan hinaus ausdehnen konnte. Auch jetzt ist noch nicht alles vollendet, so daß manche Spezialausbildung noch improvisiert werden muß. Aber ich werde gleich zeigen, daß das auch für alle anderen Medizinschulen in Amerika zutrifft.

Das Geld wurde der Universität ursprünglich für den oben genannten Zweck gestiftet. Um den Plan ausführen zu können, brauchte man die gerichtliche Genehmigung, die auch ordnungsgemäß beschafft wurde¹. Wenn sich die Universität an die Ziele gehalten hätte, die sie den ursprünglichen Stiftern geschildert hatte, und die vom obersten Gerichtshof des Staates (*Supreme Court of the State*) genehmigt worden waren, dann hätte die Universität heute auf der anderen Seite der Stadt ein gut eingerichtetes Hospital, in dem Fortbildungskurse abgehalten werden könnten, und auf ihrem eigenen Gelände eine Reihe von modernen Kliniken in unmittelbarer Nähe der theoretischen Institute, um Ärzte ausbilden und wissenschaftliche Forschung treiben zu können. Stattdessen schloß man aber einen jämmerlichen Kompromiß, mit dem Erfolg, daß die Universität heute zwei Schulen für die medizinische Ausbildung hat, die durchaus verschieden sind und zweierlei medizinische Titel verleihen, nämlich einen von *Rush Medical College* und den anderen von der *Ogden Graduate School of Science*. Wenn Rush und seine Verbindung mit der Universität Chicago gut genug war, um den Dr. med. der Universität Chicago verleihen zu können, war es Unsinn, auf dem Universitätsgelände eine zweite Medizinschule zu gründen, die ebenfalls den Dr. med. verleiht. Wenn Rush aber nicht gut genug war, wie es während des ganzen Propagandafeldzuges behauptet wurde, dann hätte man es jetzt auch aufgeben und in der vereinbarten Weise verwerten müssen.

In den Kliniken auf dem Universitätsgelände wurden am *full-time*-Plan plötzlich Änderungen vorgenommen, deren Berechtigung noch keineswegs feststand. Die Universitätskliniken nehmen möglichst viele Patienten auf, die ihre Spalkosten ganz oder teilweise bezahlen können, wenn auch der Aufnahmebeamte im Einverständnis mit den Ärzten keine Patienten ohne wissenschaftliches oder Unterrichtsinteresse zuläßt. Andererseits werden alle Patienten, die mit dieser Einschränkung aufgenommen worden sind, von den vollbezahlten Ärzten behandelt, und die Rechnung richtet sich nach den Leistungen der Klinik und der Zahlungsfähigkeit der Patienten. Für die Aufnahme von interessanten Patienten, die nichts bezahlen können, ist ebenfalls trefflich gesorgt.

¹ *Trustees of Rush Medical College versus University of Chicago, Illinois Report*, Vol. 312, S. 109.

Auf diese Weise hat die chirurgische Abteilung (*Departement of Surgery*) in einem einzigen Jahr über 80 000 \$ für die Medizinschule (*Medical School*) verdient. Es werden keine übermäßigen Gehälter bezahlt, aber die Einrichtung scheint mir reichlich Gelegenheit für ein Nachlassen der Qualität und für Mißbräuche zu bieten, so daß man sie nicht auf die gleiche Stufe mit der *full-time*-Einrichtung in Baltimore, New Haven und anderen Universitäten stellen kann. Wie ich schon gesagt habe, wurde mit dem *full-time*-Plan beabsichtigt, die Kliniker von jeglicher Routinearbeit zu befreien, sie in der Wahl ihrer Patienten unabhängig zu machen und ihnen möglichst viel Zeit für Unterricht und Forschung zu geben. Dieser Plan kann aber nur dann dauernd durchgeführt werden, glaube ich, wenn die Geldspenden für die Abteilungen groß genug sind, um auf Nebeneinnahmen verzichten zu können. Von den bemittelten Patienten muß man natürlich ein gewisses Honorar verlangen, wäre es auch nur wegen der ortsansässigen praktischen Ärzte. Sobald aber diese Honorare bedeutend werden, bilden sie, vom akademischen Standpunkt aus, eine ernste Gefahr. Wenn das wissenschaftliche Budget eines klinischen Departements einmal von den Einnahmen der Ärzte abhängt, werden sie zwar wahrscheinlich, so lange es geht, interessante Fälle bearbeiten, aber, wenn es nötig ist, andere Patienten vorziehen. Meiner Meinung nach ist die wissenschaftliche Arbeit an den Kliniken erst dann sichergestellt, wenn genügend Geld da ist, um die *full-time*-Angestellten vom Geldverdienen so unabhängig zu machen, als wären sie Sanscrit-Lehrer. Wenn ein so reiches Land, wie Amerika, die medizinische Wissenschaft fördern will, so kann es auch sicherlich die Mittel aufbringen, die dazu nötig sind, das höchst mögliche wissenschaftliche Niveau zu schaffen, ohne Kompromisse machen zu müssen.

Gerade die Abweichungen vom *full-time*-System — die ich besser Kompromisse nennen sollte — sind die schlagendsten Beweise für die Güte des *full-time*-Plans, wie er in Baltimore, Rochester, New Haven und St. Louis durchgeführt ist. Meiner Meinung nach hätte keine von diesen Abweichungen aufkommen können, ohne die Anregung und das Vorbild des strengeren Typus. Und ich glaube auch, daß nicht eine von ihnen so gut bleiben wird, wie jetzt, wenn sie sich nicht völlig dem strengeren Vorbild anpaßt. Es ist unwahrscheinlich, daß wir wieder Zustände wie vor 20 Jahren bekommen werden; aber die klinische Medizin hat die Schlacht noch nicht gewonnen. Darum ist es wichtiger denn je, die Abweichungen hervorzuheben und die Dinge beim rechten Namen zu nennen.

Was ich hier über die medizinische Fakultät gesagt habe, gilt auch ebenso gut für die anderen Fakultäten. Die juristischen, literarischen, technischen und nationalökonomischen Professuren werden nur dann die leistungsfähigsten Köpfe anziehen und eine Konzentration auf die

eigentlichen Universitätsaufgaben ermöglichen, wenn es die Professoren nicht nötig haben, für sich selbst oder für die Universität Geld nebenher zu verdienen. Ich werde auf diesen Punkt nochmal zurückkommen, wenn ich die Gehaltsfrage bespreche.

Was die klinischen Einrichtungen und Apparate betrifft, so gibt es viele Anstalten, die gut ausgerüstet sind. Auch das Personal ist vielfach gut und den Einrichtungen angepaßt. Aber verallgemeinern darf man das nicht. Wenn man möglichst genau sein will, kann man heute ungefähr 10 oder 12 Anstalten anführen, in denen die medizinischen Kliniken einen soliden Universitätscharakter haben. Chirurgische und pädiatrische Kliniken, wie sie in Deutschland bestehen, gibt es nur wenige. Geburtshilfe, Psychiatrie und Augenheilkunde sind nur an zwei oder drei Plätzen gut entwickelt. Neurologie und Dermatologie stehen noch in den ersten Anfängen. Die vollständigste Medizinschule in Amerika ist Johns Hopkins, und selbst dort fehlt noch eine Hals-, Nasen- und Ohrenklinik, eine Nervenklinik, eine Hautklinik und Gelder für andere wichtige Zwecke. Die anderen Schulen, von denen zwar viele ausgezeichnet sind, so weit sie entwickelt sind, sind sogar noch unvollständiger. An der Vanderbilt Universität in Nashville, Tennessee, wurde ein bescheidener, aber vielversprechender Anfang gemacht. Etwas ähnliches läßt sich über die Dake Universität in Durham, North Carolina, sagen. Auch die Tulane Universität in New Orleans, Louisiana, macht Fortschritte. Im ganzen Süden gibt es demnach bestenfalls drei Anstalten, die Aussicht für die Zukunft haben. Es gibt in diesem Teil des Landes, der 13 Staaten umfaßt und eine Bevölkerung von 28 987 285 Einwohnern hat, keine weitere medizinische Fakultät, die der Erwähnung bedarf. Auch westlich vom Mississippi kann man an mehreren staatlichen Universitäten gewisse Anfänge und das Streben nach Fortschritt beobachten. An der Washington Universität (St. Louis) und in Iowa City sind ausgezeichnete Fakultäten mit vorzüglicher Ausstattung und stetig zunehmenden Geldmitteln gegründet worden. Im Ganzen besitzt aber dieser Landesteil, der aus 20 Staaten besteht und 26 107 571 Einwohner umfaßt, nur wenig Fakultäten, die man mit den genannten vergleichen könnte. Die skandalösen Zustände, die wir noch vor 20 Jahren im Lande hatten, sind wir glücklich losgeworden. Seit jener Zeit sind tatsächlich riesige Fortschritte gemacht worden. Ausländer, die die Zustände von 1914 kannten und heute unser Land wieder besuchen, sind über den Wechsel erstaunt. Aber ihre günstigen Eindrücke und Besprechungen dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß Amerika in der medizinischen Ausbildung kaum über den Anfang einer bedeutenden Periode hinweg ist. Wir sind immer noch nicht so ganz überzeugt, daß die Klinik überhaupt eine Wissenschaft ist¹.

¹ Siehe ALFRED E. COHN, *Medicine and Science (Journal of Philosophy, Flexner, Universitäten.*

Auch dort, wo die Medizin in Amerika am glänzendsten dasteht, laufen gelegentlich unerklärliche Versehen mit unter. Aus völlig unverständlichen Gründen werden auch an den reichsten Fakultäten von Zeit zu Zeit wichtige Stellen mit ganz zweitklassigen und unproduktiven Männern besetzt. Seite an Seite mit ihren *full-time*-Kliniken duldet Johns Hopkins eine urologische Klinik auf einer Basis, die durch die *full-time*-Organisation ersetzt werden sollte. Während ich schreibe, hat sich plötzlich eine schwache, aber selbständige Medizinschule in Brooklyn zu einem „Medizinzentrum“ erweitert. Zu diesem Zweck trennte sie eine „Medizinschule“ von dem Hospital ab, mit dem sie glücklicherweise verbunden gewesen war, annektierte ein methodistisches, ein jüdisches und andere Krankenhäuser, und versucht jetzt, etwas Geld zu sammeln, mit der Hoffnung, in besseren Zeiten mehr zu bekommen, — und das Ganze spielt sich in dem führenden Staat der Union ab und bedeutet nichts weiter als einen Rückschritt zu dem, was die medizinischen Erzieher seit 20 Jahren bekämpft haben. Schließlich scheint die Intensität, mit der die medizinische Wissenschaft gefördert wird, bisweilen auf Kosten des reifen Urteils und der umfassenden Kultur der Besten aus der älteren Generation vor sich gegangen zu sein. OSLER, JANEWAY und HALSTED sind nicht ersetzt worden. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Mediziner, wie die anderen Gelehrten, auch sich selbst als Menschen etwas schuldig sind, wie auch den Traditionen und Erbgütern der Geschichte und der Integrität der ganzen Wissenschaft. Die kürzliche Gründung der Instituts für Geschichte der Medizin (*Institute of Medical History*) in Johns Hopkins deutet darauf hin, daß man erkannt hat, daß die Medizin, wenn sie auch hauptsächlich Praktiker ausbilden muß, die nur gar zu oft zu Gewerbetreibenden werden, trotzdem tief im Boden der Kultur wurzelt, und daß ihre Ideale ihrem Wesen nach humanistisch, wissenschaftlich und philosophisch sind.

XV.

Die amerikanische Schule oder Fakultät für Pädagogik hat fraglos wichtige Beiträge zur amerikanischen, und wie man vielleicht ohne Übertreibung sagen kann, zur modernen Erziehung überhaupt geliefert. Noch vor einer Generation waren die elementaren und höheren Schulen die reinsten Tretmühlen. Ihre Lehrpläne waren ohne Leben, ihre Erziehung unverständlich, und die Welt der Tatsachen und des Handelns existierte für sie kaum. Wohl hatten ROUSSEAU, FRÖBEL und PESTALOZZI Träume von begeisternder und ungeheurer Bedeutung geträumt, aber sie hatten sich nicht überall durchgesetzt. In der letzten Zeit haben sich die Verhältnisse aber enorm geändert, wenn auch nicht nur in

Bd. XXV, 19. Juli 1928), ferner RUFUS COLE, *Progress of Medicine During the Past Twenty-five years as exemplified in the Harvard Society Lectures* (Science, Vol.LXXI).

Amerika. Die Lehrpläne sind besonders in den Elementarschulen voll neuen Lebens. Diese Wandlung verdanken wir nicht nur den *colleges* für Pädagogik. Aber sie waren wesentliche und vielleicht sogar die wichtigsten Triebkräfte, die diesen Umschwung herbeigeführt haben. Es gibt so viele Probleme, besonders erzieherischer Natur, die eng mit der Psychologie, Philosophie, Nationalökonomie und Regierung verbunden sind, ohne daß sie in eine von diesen Kategorien gehören, so daß die Erziehung sehr wohl eine Universitätsstellung im besten Sinne des Wortes beanspruchen kann. Aus dieser amerikanischen Überlegung heraus entwickelte sich das *Columbia Teachers College*. Ihm folgten ähnliche Anstalten in Chicago, Harvard und an den staatlichen Universitäten. Sie verdienen hohes Lob dafür, daß sie die Elementarschulen und *high schools* neu belebt haben.

Leider haben aber die Fakultäten für Pädagogik, ähnlich wie die Universitäten, zu denen sie gehören, ihren Kopf verloren. Einmal haben sie beim Abstoßen des Überlebten und Unwichtigen viel Lebendiges und Wesentliches mit entfernt, und zweitens haben sie nicht erkannt, daß die Schulen mit zunehmender Reife des Menschen ihr Gesicht nicht mehr dem einzelnen Schüler, sondern ihrer eigentlichen Lehraufgabe zuwenden müssen. „Der alten Erziehung fehlte die Achtung vor der Person,“ schreibt Professor WOODBRIDGE, „wäre es nicht schade, wenn der neuen Erziehung die Achtung vor dem Lernen verloren ginge?“¹

„Vergangen“ und „Tot“ sind zwei ganz verschiedene Worte². Philosophie, humanistische Bildung und Geschichte sind viel zu sehr in den Hintergrund getreten. Technik, Verwaltung und „Sozialisierung“ sind mehr und mehr nach vorn gekommen. Infolge der „kombinierten Titel“ und anderer Dinge werden mehr und mehr Einzelvorlesungen über „Pädagogik“ gehört, während die Beherrschung des Fachs selbst immer mehr in den Hintergrund tritt. Aus der Tatsache, daß die eine Unterrichtsmethode nüchtern und abstoßend war, folgt noch nicht, daß „Ungezwungenheit“, „Ursprünglichkeit“ und „Sichausleben“ vernünftiger sind. Die Zivilisation ist etwas Künstliches und läßt sich nicht von den bewußt aufgestellten Idealen trennen. Diese Ideale mögen oft Arbeit erfordern, die der herrschenden Richtung zuwider läuft. Ohne Ideale, ohne Arbeit, ohne Lernen und ohne philosophische Kontinuität kann es aber keine Erziehung und Kultur geben. Das *Lehrer-college (Teachers College)* hat diese Dinge mehr und mehr vergessen. Es hat sich in allerlei Exzessen, Oberflächlichkeiten und Nebensächlichkeiten und in allerlei

¹ Loc. cit., S. 50.

² Der einflußreichste und bedeutendste Professor der neuen Bewegung machte kürzlich die „prahlerische europäische Kultur“ verächtlich. Es gibt wohl keine dümmere Worte, die man an die Professoren für Pädagogik in den Vereinigten Staaten richten könnte.

„Kaninchenpfaden“ verloren. Es ist dabei, Leuten das „wie“ klar zu machen, die das „was“ nicht kennen. Ganz gewiß gibt es tiefe individuelle Unterschiede, die den Einzelnen verschiedene Wege weisen, und die respektiert werden müssen. Aber wenn diejenigen, die nach eigener Wahl auf *high-school*-, *college*- oder Universitätsstufe stehen, von ihren Lehrern verlangen, daß sie ihnen die Beherrschung des Lehrgegenstandes mittels ihrer Lehrtechnik mühelos und angenehm beibringen, so gehören sie nicht in diese Schulen, sondern wo anders hin. Die Lehrer werden natürlich verschiedene Begabung und Methoden haben, mit denen sie ihnen den Lehrstoff darstellen und dazu anregen. Darauf kommt es bei den höheren Schulen auch nicht an, wenn nur die Lehrer ihr Fach vollkommen beherrschen. Die Mühe soll man dem Studenten nicht abnehmen; denn nur so können seine Fähigkeiten geweckt werden. Den Gipfel des Unsinnns hat aber Johns Hopkins erreicht, das eine Professur für die Erteilung von chemischen Unterricht eingerichtet hat¹. REMSEN war ein hervorragender Chemiker, und sein Einfluß war im ganzen Lande zu fühlen. Was würde er aber erst geleistet haben, wenn er einen mittelmäßigen und erfolglosen Forscher als Professor für chemischen Unterricht zum Mitarbeiter gehabt hätte? Wenn nun aber der Universitätsprofessor für Chemie einen Professor für chemische Erziehung neben sich haben muß, so werden auch die Physik, Mathematik, Geschichte, Englisch, Griechisch, Latein und die anderen Fächer einen solchen Professor brauchen. Die amerikanischen Universitäten, die alle nicht genügend finanziert sind, und unter denen Johns Hopkins eine der ärmsten ist², müßten demnach neben ihren Professuren für die verschiedenen Fächer auch noch Lehrstühle für Lehrmethoden einrichten. Johns Hopkins hat uns in der Tat wieder einen neuen Weg gewiesen, diesmal aber in der falschen Richtung!

Man muß sich deshalb fragen, ob die Schulen für Pädagogik die gleiche Berechtigung an den Universitäten haben, wie die für Jurisprudenz und Medizin. Das Lehrer-*college* in Amerika hat den Beweis dafür bisher noch nicht erbracht. Es scheint vielmehr, als ob es heute im Ganzen weniger Bedeutung hat, als vor einem Menschenalter zur Zeit seiner Gründung. Es hat zu sehr vergessen, worauf es eigentlich ankommt, und beschäftigt sich immer mehr mit technischen, oberflächlichen und teilweise sogar unsinnigen Dingen. Es gibt in der Erziehung sicher manches, das getan werden sollte; es fragt sich nur, ob diese Dinge an die Universität gehören. Die *members* der ersten

¹ Der offizielle Bericht lautet wie folgt: „Dieser Kursus soll die Theorie, Beobachtung und Praxis des chemischen Unterrichts umfassen. Er ist besonders für diejenigen bestimmt, die an der Universität, am *college* oder an großen *high schools* chemischen Unterricht erteilen wollen.“

² Siehe S. 142 ff.

Lehrer-*colleges* in den Vereinigten Staaten waren selber Gelehrte; aber heute gibt es in diesen Fakultäten nur noch wenig Gelehrte und Wissenschaftler. An ihrer Stelle findet man viele ziemlich unbedeutende Professoren und Lehrer, deren Hauptinteresse sich in Technik und Verwaltung erschöpft, und zwar unter dem Gesichtspunkt von Zweckmäßigkeit. Die Namen der Professoren am Lehrer-*college* (*Teachers College*) der Columbia Universität füllen nicht weniger als 26 Seiten, und das Personalverzeichnis enthält außerdem noch 303 jüngere Lehrer¹. Im Hörerverzeichnis sind 19000 „Studenten“ der verschiedensten Art eingetragen. Einige Lehrer geben Kurse über die Philosophie der Erziehung, über ausländische Erziehung und über vergleichende Erziehungslehre. Auch die Fragen der elementaren und höheren Erziehung sind nicht vergessen. Aber warum begnügen sie sich nicht mit diesen wichtigen und interessanten Gebieten? Jemand, der gründlich in Erziehungsphilosophie ausgebildet ist und eine vielseitige Erfahrung besitzt, sollte sich von alleine weiter helfen können. Warum zersplittert man seine Aufnahmefähigkeit während dieser wichtigen Jahre mit Trivialitäten und Nutzenwendungen, auf die der gesunde Menschenverstand gegebenenfalls von alleine kommen kann? Fast 200 Seiten sind mit oberflächlichen, selbstverständlichen und unwesentlichen Dingen angefüllt, die man unbeschadet dem Verstande und der Einsicht jedes Gebildeten überlassen könnte. Statt durch eine kleine, wohl überlegte und gut fundierte Zahl von Kursen eine klare Übersicht zu vermitteln, erschweren sie das intellektuelle Verständnis durch die Ausbildung in endlos vielen Fächern. In einem beliebten Theaterstück sagt ein Negerprediger: „Der Herr erwartet von uns, daß wir für einige Dinge selber sorgen.“ Das Lehrer-*college* ist aber nach dem entgegengesetzten Prinzip aufgebaut. In dieser riesigen Anstalt werden Tausende für einen bestimmten Zweck ausgebildet, statt daß man sie erzieht und ihnen beibringt, ihren Witz und Verstand zu gebrauchen. Von den Hunderten von Kursen, die hier abgehalten werden, möchte ich nur folgende als charakteristische Beispiele anführen: „Manuskript-Schreiben“, „Das Lehren von pädagogischer Soziologie“, „Verwaltung und Stundenplan“, „Forschungen über die Geschichte des Geschichtsunterrichts an Schulen“, „Musik für Literatur- und Geschichtslehrer“, „Methoden zur individuellen Beratung“, „Forschung in *college*-Verwaltung“, „Psychologie des höheren Unterrichts“, „Wie man Ausländern Englisch beibringt“, „Einzelunterricht“, „Beschäftigung außerhalb des Stundenplans, einschließlich Schülerklubs, Ausflügen, Sport, Klassenausflügen, Tanzgesellschaften, Geldfragen außerhalb des Stundenplans und eine Registrierkarte für Schülerleistungen“!

¹ Darin sind die Lehrer der Volkshochschulkurse, der Ferienkurse usw. nicht mit einbegriffen.

Die Schule für Pädagogik (*School of Education*) an der Universität Chicago ist viel bescheidener. Sie hat nur 33 Lehrer¹ und ungefähr 800 Hörer. Ihr Vorlesungsverzeichnis umfaßt 40 Seiten. Eine dieser Vorlesungen befaßt sich mit dem „Fortschritt der Erziehung in Europa und in den Vereinigten Staaten von 1400 bis heute“. Die Schule vermeidet auch sonst den Unsinn, der im Columbiaverzeichnis überwiegt, und beschäftigt sich sehr viel mehr mit psychologischen Problemen. Doch fehlt es auch hier nicht an Absurdem und Trivialem, wie z. B. an besonderen Kursen über „Beaufsichtigung der Lehrer“, „Pflichten des Schulbeamten“, „Wie man Situationen begegnet, und wie man sich zu benehmen hat“, „Überlegung als Basis der Lehrmethode“, „Überwachung des Lehrens“ und unter acht verschiedenen Überschriften „Studium und Überwachung der *high-school*-Schülerin“ usw. In der Hauptsache beschäftigt sie sich aber mit Tests, Messungen, Organisation und Verwaltung einschließlich der Verwaltung des Lehrkörpers, und wie man das Ausarbeiten des Stundenplans organisieren kann! Die Tests scheinen den Psychologen tatsächlich über den Kopf gewachsen zu sein. In beschränktem Maße mögen sie wertvoll sein; aber wie weit man gehen kann, zeigt eine Formel, die die Universität Chicago aufgestellt hat, und welche „Die Gelehrsamkeit und ihre Beziehung zur Kombination aller Tests“ zeigen soll; die Formel lautet:

$R_s \cdot 12345678$

$$\sqrt{\frac{1 - (1 - R^2 S 1)(1 - R^2 S 2 \cdot 1)(1 - R^2 S \cdot 4 \cdot 123)(1 - R S \cdot 6 \cdot 12345)}{(1 - R^2 S 7 \cdot 123456)(1 - R^2 S 8 \cdot 1234567)}}$$

So klar und einfach kann ein Mann, der zu testen versteht, über alle die persönlichen Faktoren verfügen, von denen die Qualität eines Lehrers abhängt!

Neben dieser Formel erscheint die von Professor SPAULDING sehr bescheiden²; sie lautet: Wenn

A_r = die durchschnittliche Zahl Studenten in den geforderten Fächern,

X = die Stundenzahl der kombinierten Klassen,

T = die Gesamtzahl der Klassenstunden,

G = die durchschnittliche Zahl Studenten in den verschiedenen Graden,

bedeutet, dann ist:

$$A_r = \frac{X \cdot 2G(T - X) \cdot G}{T} \quad \text{und} \quad X = \frac{T \cdot A_r - G}{G}$$

¹ Die Lehrer der Ferienkurse usw. sind nicht mit einbegriffen.

² FRANCIS T. SPAULDING, *The Small Junior High School* (*Harvard Studies in Education*, Vol. IX, *Harvard University Press*, 1927), S. 31.

Die *Harvard Graduate School of Education* hat einen Stab von 37 Lehrern, von denen sich einige mit großen, fundamentalen Problemen befassen, während sich die meisten nur mit einfachen, praktischen Fragen beschäftigen, die durch Erfahrung, Lektüre, gesunden Menschenverstand und gute Allgemeinbildung leicht gelöst werden könnten. Unter den letzteren finden sich Spezialkurse für das Lehren verschiedener Fächer, Kurse für Spezialisten in Spiel und Erholung, für die Beaufsichtigung von Erholungsanlagen, sozialen Zentren und Sommerfrischen, Kurse über Festlichkeiten, Umzüge, kaufmännische Erziehung, gemeinsame Erholung und über Singen in Schule und Gesellschaft. Auch an der Harvard-Universität wird augenscheinlich so wenig wie möglich der Intelligenz, der persönlichen Initiative, dem Zufall oder der technischen, nicht auf die Universität gehörenden, Ausbildung überlassen. Auch sie versteht wenigstens teilweise nicht, was Geschichte und Philosophie bedeuten.

Man kann das Format der Studenten, die dergleichen anzieht, und die Resultate ihrer Erziehung am besten an dem unbedeutenden und uninteressanten Charakter der pädagogischen Zeitschriften und an den Dissertationen erkennen, die zur Erlangung höherer Titel von ihnen vorgelegt werden. Die pädagogischen Themen, die in der laufenden Literatur behandelt werden, sind im Vergleich mit den Themen der Physiker, Chemiker oder Staatswissenschaftler so unbedeutend, daß sie dazu bestimmt erscheinen, die Intelligenz abzuschrecken. Wie abschreckend sie wirken, beweisen die Dissertationen, durch welche die Studenten den *A. M.* oder *Ph. D.* erlangen. Als Beispiele zitiere ich einige Themen aus dem Verzeichnis von Chicago und Columbia: „Der Stadtschulbezirk“, „Die Varianten der Erfahrung: Eine Untersuchung über die Varianten der Erfahrung, die zur Bildung der Persönlichkeit beitragen“, „Wie messe ich die Leistungsfähigkeit der Beaufsichtigung und der Lehrtätigkeit?“, „Dienst im Stadtschulbesuch“, „Die Teilnahme der Schüler an der *high-school*-Kontrolle“, „Verwaltungsprobleme der *high-school*-Mensa“, „Persönlichkeitsstudien über Gelehrte in den Vereinigten Staaten“, „Suggestion und Erziehung“, „Der soziale Hintergrund und die Beschäftigung der Hörer am *Lehrer-college*“¹, „Die Eigenschaften erfolgreicher Lehrer“, „Die Technik der Berechnung eines Voranschlages für eine

¹ Der Autor dieses Produkts, der Dekan der Frauenabteilung eines *Lehrer-colleges* ist, stellt mit in Rechnung, ob es in den Häusern, aus denen die Studenten stammen, Grasmähmaschinen, Teppiche, eingebaute Bücherschränke, Blumenstöcke und Gesellschaftsgedecke gibt. Unter Beschäftigung in Mußestunden wird aufgeführt: „Einkaufen“, „Intime Gespräche“, „Nur eben allein sein“, „Nachdenken und Träumen“, „Zu Picknicks gehen“, „Belanglose Unterhaltungen (über alles Mögliche plaudern)“, „Verabredungen mit Freunden“, „Witze erzählen“, „Jemanden Necken“, „Ungefähr bei allem mittun, was die Freundinnen unternehmen“ und „Lesen“.

Schuleinrichtung“, „Die Rohranlagen in den öffentlichen Schulen“, „Eine Analyse der Aufgaben des Pedells der Elementarschule“¹, „Die Ausstattung des Schultheaters“, „Über unsere Schülerinnen, und was sie uns sagen“, „Die Notwendigkeit der Erziehung für praktisches Einkaufen“, „Weltbewegende Taten fünf-, sechs- und siebenjähriger Kinder“, „Eine Skala zum Messen der Körperhaltung von Knaben der neunten Klasse“, „Eine Studie über die Körperhaltung in der Schule und die Pultmaße“, „Die Technik der Analyse des Fleißes und Charakters bei Y. M. C. A.-Sekretären² als Basis für Lehrplanmaterial“ und „Statistische Methoden zur Ausnutzung persönlicher Urteile bei der Berechnung der Fächer für die Lehrpläne des Lehrer-colleges“. Harvard ist in Gefahr, den gleichen Weg zu gehen. Es hat kürzlich den Ph. D. für die folgenden Dissertationen verliehen: „Berufliche Fächer und soziales Verständnis in dem Lehrplan für Stenographisten“, „Die Führung im Frauen-college“, „Die Intelligenz der Waisenkinder in Texas“ (Warum Waisenkinder? Warum Texas?). Auf der anderen Seite behandeln einige wenige Arbeiten aber auch ernsthafte und wertvolle Themen. Als Beweis dafür, daß ich damit Recht habe, daß es in den Lehrschulen kaum noch Geist und Wissen gibt, zitiere ich mit Erlaubnis des Autors den folgenden Passus aus einem unveröffentlichten Memorandum des Leiters einer bedeutenden pädagogischen Fakultät: „An den Universitäten der Vereinigten Staaten gibt es keine einzige Schule für Pädagogik, an der sich bedeutende Lehrer mit ihrer ganzen Kraft der planmäßigen und höheren Erziehung der besten Studenten zur beruflichen Führerschaft widmen.“

Nahe verwandt mit denen, die an Tests glauben, sind die Berufs- und Persönlichkeitsanalytiker, die aus Erziehungsschulen und soziologischen Abteilungen hervorgehen. Ein Professor für Pädagogik, der hinter einander in Pittsburgh, Chicago und an der Ohio State Universität war, fing seine Karriere damit an, daß er Apotheker und Sekretäre analysierte, mit dem Zweck, daß bei ihrer Ausbildung alle unnötigen Anstrengungen vermieden und entsprechende Lehrpläne sorgfältig ausgearbeitet wurden. Professor CHARTERS Analyse des Sekretärs³ offenbart uns zwei Punkte

¹ Bei diesem Thema muß ich einen Augenblick verweilen. Warum gerade Elementarschulen? Der Grund dafür liegt auf der Hand: man kann dieses Thema variieren, wie z. B. die Pflichten eines *Junior High School* Pedells, eines *High School* Pedells usw., und neue Themen sind bei dem Anwachsen der Studentenziffern immer erwünscht. Ich fragte einmal einen Professor für Schulverwaltung, ob das wirklich verschiedene Themen wären. „O ja,“ antwortete er, „das Problem der Toiletten ist z. B. bei kleinen Jungens ganz anders als in der *high school*!“

² *Anm. d. Übers.*: Y. M. C. A. ist die englische Abkürzung für *Young Men Christian Association* (Verein christlicher junger Männer).

³ Der Band heißt *Analysis of Secretarial Duties and Traits*, geschrieben von W. W. CHARTERS und I. B. WHITLEY, beziehbar durch den Verlag *Williams and Wilkins Company, Baltimore*, Preis 2,50 \$.

von tiefer sozialer, wissenschaftlicher und beruflicher Wichtigkeit: erstens, daß der Sekretär 871 verschiedene Pflichten hat, darunter Diktate aufzunehmen (!), die Uhr aufzuziehen, den Schreibtisch abzuschließen, die Post abzuwiegen, Nörgler und Bettler abzufertigen, das Telefon zu bedienen, abzustauben und die eingehende Post zu öffnen; und zweitens, daß der Sekretär 44 Charaktereigenschaften haben muß, darunter Charme, Phantasie, Liebenswürdigkeit, Humor (nur Sinn dafür), Bescheidenheit (keinen Hochmut), Haltung und Selbstvertrauen. Sind diese 871 Pflichten schwer oder leicht? Sollen sie in der Schule oder in der Praxis erworben werden? Zwei Formeln beantworten diese Fragen, nämlich $\frac{H}{H+E}$ und $\frac{S}{S+J}$. Die Untersuchung, die einen Band von 183 Seiten füllt, schließt mit den prägnanten Sätzen: „Was bei weiterer Anwendung der Formel $\frac{H}{H+E}$ herauskommen mag, ist nicht klar. Auf den weiteren Gebrauch der Formel $\frac{S}{S+J}$ müssen wir jedoch größten Wert legen. Auf Grund der Ergebnisse dieser Untersuchung glauben die Verfasser, daß es möglich ist, einen ziemlich genauen Lehrplan für die Ausbildung des Sekretärs aufzustellen.“

Professor CHARTERS hat auch die Lehrerausbildung mit der gleichen Methode untersucht und dafür 3 Jahre und 42 000 \$ geopfert, und zwar unter der Führung eines Komitees, dem die Präsidenten der Yale Universität, der Universität von Buffalo und von Minnesota und der Direktor der pädagogischen Abteilung (*Department of Education*) der Universität Chicago angehörten, und mit Hilfe vieler „Schulmänner“ aus dem ganzen Lande. Trotz dieses stattlichen Aufgebots von Namen sowohl im Vorwort wie in der Einleitung wurde „das fertige Schriftstück überhaupt nicht von dem Komitee geprüft“. Der Verfasser der Einleitung hat also das eigentliche Buch gar nicht durchgelesen — denn das war menschenunmöglich — und gibt zu, daß es „wie die Arbeit eines Delegierten aussieht, der nicht wußte, was er auslassen durfte“. Das Resultat dieser unkritischen Untersuchung ist ein wundervoll gedruckter Band von 666 Seiten, der die wichtige Tatsache enthüllt, daß der Lehrer 1001¹ Pflichten hat, die in verschiedene Unterabteilungen gegliedert sind, und daß er 83 Charaktereigenschaften haben muß, die aber glücklicherweise so verteilt sein können, daß der Lehrer der oberen *high-school*-Klassen, der unteren *high-school*-Klassen und der Mittelschulen nur je 26 und der der Elementarschulen nur 24 zu haben braucht. Zu den 1001 Pflichten des Lehrers gehören: „Den Schülern zu helfen, ihre Fehler zu finden“ (S. 319), „Fragen zu stellen“ (S. 324), „Sie vor neue Probleme zu stellen“ (S. 330), „Sie, wenn angebracht, durch humoristische Bemerkungen in die richtige

¹ Ich will damit nicht gesagt haben, daß der Lehrer nicht wirklich 1001 Dinge zu tun hat.

Stimmung zu versetzen“ (S. 334), „Die Schüler davon abzuhalten, im Klassenzimmer Kosmetik zu pflegen“ (S. 355), und darauf zu achten, daß die Schüler keinen Lärm machen, „wenn sie Brunnenwasser trinken oder in die Waschräume oder sonst wohin gehen“ (S. 358). Unter den „Charaktereigenschaften“ werden Genauigkeit, anziehende persönliche Erscheinung, Verbindlichkeit, Diskretion, Gewandtheit, Anziehungskraft und Nüchternheit genannt (S. 56—61). Hoffen wir, daß diese erschöpfende Analyse, die beim amerikanischen Lehrer anscheinend weder gesunden Menschenverstand noch gutes Benehmen voraussetzt, „die nötige Unterlage dafür abgibt, um zu ergründen, worin die Lehrer unterrichtet werden sollten“¹.

Soeben kam bei Yale ein Quartband von 194 Seiten heraus, der fast ebenso eindrucksvoll ist, wie die Arbeit von Professor CHARTERS. In dieser Arbeit, die sich mit den „Anregungen zum Studium“ befaßt und auf der „Meinung von Studenten“ basiert ist, versucht Mr. A. B. CRAWFORD, der Direktor der Abteilung für Persönlichkeitsforschung (*Department of Personnel Study*), „die Tatsachen zu sammeln, die für die zukünftige Politik der Universitäten in Erziehung und Verwaltung bedeutungsvoll sein sollten“ (Vorwort). Er hat entdeckt, daß „die subjektive Meinung und das Urteil der reiferen Studenten wahrscheinlich mehr als durchschnittliche Zuverlässigkeit besitzen“. Seiten und Seiten von Tabellen, Prozentsätzen, Kurven, Zitaten und Umfragen führen schließlich zu 10 Schlußfolgerungen, die dem gewöhnlichen gesunden Menschenverstand alle von vornherein selbstverständlich gewesen sein sollten; nur würde ein gebildeter Amerikaner oder Engländer diese offensichtlichen Tatsachen mit ganzen Worten ausgedrückt haben. CRAWFORD folgert z. B.: „Es gibt gewisse sekundäre Faktoren, wie den ökonomischen Status oder die Entschlossenheit zur Orientierung, die geeignet sind, den Studenten akademisch zu bestimmen. Zusammen mit Eignungsprüfungen, wie mit Tests für die Eignung zum Gelehrtenberuf, mögen diese Indizien vorteilhaft als zusätzliche Kriterien für eine selektive Zulassung angewandt werden.“ An anderer Stelle sagt er: „Der Einfluß, den diese verschiedenen Faktoren ausüben, muß der zweckvollen Motivierung zugeschrieben werden, deren Ausdruck sie alle sind, und die ihnen als Kraftquelle zugrunde liegt“ (S. 125)².

Was kann man nach dieser Arbeit den Anregungen zum Studium noch hinzufügen? Der Gerechtigkeit halber muß ich noch erwähnen, daß der

¹ Der Band heißt *The Commonwealth Teacher-Training Study*. Er ist von der *University of Chicago Press* herausgegeben worden und kostet 4,00 \$.

² Mein früherer Vorgesetzter, der verstorbene Dr. WALLACE BUTTRICK, der mehr als 20 Jahre an der Spitze des *General Education Board* (Allgemeiner Erziehungsausschuß) gestanden hat, pflegte ein solches Englisch als „pedagisch“ zu bezeichnen.

Verfasser dieses scharfsinnigen Dokuments beim Ausrechnen der recht unverständlichen „Verhältniszahlen“ von einem Seniorstudenten und ferner von drei Professoren der Psychologie, einem Mitglied der pädagogischen Abteilung, von dem Präsidenten der Universität und von verschiedenen anderen wichtigen Persönlichkeiten unterstützt worden ist¹.

In diesem Punkte treffen sich nämlich die pädagogischen und soziologischen Fakultäten, und sie ziehen gelegentlich auch noch einen oder den anderen Psychologen mit heran. An der Universität Chicago sind z. B. zwei Professoren dabei, eine Studie „Über den psychologischen Unterschied zwischen Führern und Nicht-Führern“ zu verfassen; und ein anderer schrieb kürzlich eine „Studie über die Begabung zur Exekutive“. Ein Dritter, ein Professor an der Abteilung für Staatswissenschaften (*Department of Political Science*), hat einen gelehrten Band über den „Wert des Prestiges einer öffentlichen Anstellung in Chicago“ (*Prestige Value of Public Employment in Chicago*) mit 80 großartigen Tabellen und 16 Kurven verfaßt. Seine Methode war fein genug, um zwischen dem Prestigewert der Anstellung als Aufzugsdiener im Rathaus und der gleichen Anstellung im *Wrigley-Building* unterscheiden zu können. Ein Professor der Universität Syracuse glaubt, daß „die notwendigsten Richtlinien der Forschung“ wie folgend sind: „Wenn wir die allgemeinen grundlegenden Charaktereigenschaften und Neigungen einer Führernatur kennen lernen wollen, müssen wir zunächst verschiedene Führer über eine lange Zeit genau beobachten und uns auch biographische Angaben über sie bis zu ihrer Kindheit zurück verschaffen. Neben dieser vertikalen Beobachtungsweise müssen wir aber auch die Querschnittsmethode mit heranziehen und weiter verbessern, um auch ihre entscheidenden individuellen Eigenschaften bewerten und messen zu können. Solche Messungen werden jedoch erst dann von Wert sein, wenn wir die fundamentalen Charakterzüge entdeckt und formuliert haben. Was wir aber

¹ Als eine Probe der Form und des Inhalts zitiere ich folgendes: „Was halten Sie, unter Berücksichtigung Ihrer Kurse in Yale, für die wichtigsten Eigenschaften eines erfolgreichen Lehrers?“

Berufliche Anerkennung	Gelehrsamkeit und Forschung	Lehrmethode
Beherrschung des Unterrichtsstoffes	Begeisterung	Lehrerfahrung
Freude am Leben um seiner selbst willen	Persönlichkeit	Lehrtechnik

1. 2. 3.

Welche Beschäftigung würden Sie empfehlen, um die Entwicklung des Individuums zu fördern?

Welche scheint Ihnen für das Leben der Universitätsgemeinschaft am wichtigsten?

Warum?“

am dringendsten brauchen, liegt auf einem Gebiet, das bisher kaum berührt worden ist. Wir müssen nämlich eine Methode ausarbeiten, mit der man feststellen und formulieren kann, wie die verschiedenen Anlagen zusammenarbeiten, und wir müssen eine Formel suchen, mit der man die ganze Persönlichkeit ausdrücken kann. Um das zu erreichen, müssen wir das Individuum im Zusammenhang mit all seinen gesellschaftlichen und beruflichen Beziehungen beobachten. Denn nur aus den verschiedenen Situationen heraus können wir alle Seiten einer Persönlichkeit auf einen gemeinsamen Nenner bringen.“

Ein Professor von Columbia, der sich sehr für die Charaktereigenschaften von Industrieführern interessiert, schlägt vor, sie so zu interviewen, „daß die seelischen Beweggründe oder Erfahrungen zutage treten, die den einen verbittert, den anderen streitsüchtig, den dritten diplomatisch und den vierten frei und offen gemacht haben.“

Wenn die Dinge soweit gediehen sind, wird es unvermeidlich sein, auch die obersten Beamten psychoanalytisch zu untersuchen, und nicht nur diese, sondern auch die Oberschwester, Inspektoren, Abteilungsvorsteher und die offiziellen Leiter einer Anstalt. Dieser Optimist schreibt weiter: „Darin ist wahrscheinlich ein Prinzip enthalten, das man durch geeignete Forschungen herausfinden kann und auch auf industrielle Zusammenhänge anwenden könnte“¹.

Die Anhänger der Tests, der Umfragen und der mechanischen Methoden haben offenbar nichts für die Differenzierung, für die Zufälle und für die Nuancen der Persönlichkeit und der Idee übrig. Man möchte ihnen einen kurzen Dialog empfehlen, den sie offenbar nicht kennen:

„HAMLET: Wollt Ihr auf dieser Flöte spielen?

GULDENSTERN: Gnädiger Herr, ich kann nicht.

HAMLET: Ich bitte Euch.

GULDENSTERN: Glaubt mir, ich kann nicht.

¹ Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen, ohne auf einige Schriften aufmerksam zu machen, wie auf die *Job Analysis and the Curriculum*, worin gesagt wird, wie „junge Leute für führende und gehobene Stellungen“ ausgebildet werden müssen. Noch beachtenswerter sind vielleicht, weil vom *Bureau of Publications of Teachers College, Columbia University*, veröffentlicht, die folgenden Bände:

STURTEVANT and STRANG., *A Personal Study of Deans of Girls in High Schools*,
BUCKTON, *College and University Bands, Their Organization and Administration*,
GOODWIN WATSON, *Happiness Among Adult Students of Education*.

Es wäre ungerecht, diesen unsinnigen Veröffentlichungen so viel Aufmerksamkeit zu schenken, wenn sie nicht so zahlreich wären und einen großen Teil der soziologischen und pädagogischen Literatur repräsentierten, so daß Gefahr besteht, daß sie die wissenschaftliche Weiterentwicklung auf diesen Gebieten aufhalten. Man findet auch manchmal auf anderen Gebieten und sogar in den exakten Wissenschaften gelegentlich Unsinn; aber dort haben solche Arbeiten keine Bedeutung und verschwinden bald wieder; und ihre Autoren werden in der Regel keine Professoren an führenden Universitäten.

HAMLET: Ich ersuche Euch darum.

GULDENSTERN: Ich weiß keinen einzigen Griff, gnädiger Herr.

HAMLET: Es ist so leicht wie lügen. Regiert diese Windlöcher mit Euren Fingern und der Klappe, gebt der Flöte mit Eurem Munde Odem, und sie wird die beredteste Musik sprechen. Seht Ihr, dies sind die Griffe.

GULDENSTERN: Aber die habe ich eben nicht in meiner Gewalt, um irgendeine Harmonie hervorzubringen. Ich besitze die Kunst nicht.

HAMLET: Nun, seht Ihr, welch ein nichtswürdiges Ding Ihr aus mir macht? Ihr wollt auf mir spielen, Ihr wollt tun, als kenntet ihr meine Griffe, Ihr wollt in das Herz meines Geheimnisses dringen, Ihr wollt mich von meiner tiefsten Note bis zum Gipfel meiner Stimme hinauf prüfen: und in dem kleinen Instrument hier ist viel Musik, eine vortreffliche Stimme, dennoch könnt Ihr es nicht zum Sprechen bringen. Wetter! Denkt Ihr, daß ich leichter zu spielen bin als eine Flöte? Nennt mich was für ein Instrument Ihr wollt, Ihr könnt mich zwar verstimmen, aber nicht auf mir spielen.“

XVI.

Um die Maschinerie noch komplizierter zu machen, oder vielleicht auch, weil sie nun schon einmal so kompliziert war, haben sich in den letzten Jahren innerhalb der Universitäten sogenannte „Institute“ gebildet. Was bedeutet ein „Institut“? Der Ausdruck wurde aus dem deutschen Sprachgebrauch übernommen und bedeutet ein Laboratorium oder eine Gruppe von Laboratorien. In Amerika kann er viel oder nichts bedeuten. Das Orientalische Institut (*Oriental Institute*) an der Universität Chicago bedeutet z. B. die Gruppe von Lehrern, die sich mit orientalischer Forschung beschäftigen. Es ist kein eigentliches Institut. Es ist weder eine von der Fakultät abgetrennte Abteilung, noch hat es eine eigene Verwaltung. Es besteht vielmehr aus einer Anzahl Personen oder Abteilungen, die, wie die anderen, teils aus allgemeinen Geldmitteln und teils aus Spezialmitteln der Universität unterhalten werden. Harvard besitzt innerhalb seiner juristischen Fakultät ein Institut für Strafrecht (*Institute of Criminal Law*), das nur ein Name ist und bedeutet, daß die Professoren für Strafrecht wissenschaftlich tätig sind. Das ist eine sehr zweifelhafte Einrichtung, da sie möglicherweise zur Trennung zwischen Lehr- und Forschertätigkeit innerhalb desselben Faches führen kann. Johns Hopkins hat ein Institut für Geschichte der Medizin (*Institute of Medical History*) gegründet — ein glücklicher Name, da es erstens die gleichen Ziele, wie das große Institut von Professor SUDHOFF in Leipzig verfolgt, und zweitens, weil dieses Fach nach der Auffassung von Dr. WELCH mehr bedeutet als nur eine Abteilung der Medizinschule.

Bei der Errichtung von Instituten hat es Columbia am weitesten gebracht. Am Lehrer-college gibt es ein Institut für Pädagogische For-

schung (*Institute of Educational Research*), ein Institut für Schulexperimente (*Institute of School Experimentation*), ein internationales Institut (*International Institute*), das aus Verwaltungsbeamten besteht, ein Institut für Kinderwohlfahrtsforschung (*Institute of Child Welfare Research*), über das man am besten schweigt¹, und schließlich eine Abteilung für Heimatdienst (*Division of Field Studies*), die jedermann zu Diensten steht und der Fakultät sehr viel einbringt. Die Lehrer dieser Abteilung verbringen den größten Teil ihrer Zeit außerhalb der Anstalt und tun alles mögliche, das sie gar nichts angeht, anstatt ihre Schüler zu unterrichten, die später an die betreffenden Posten gehen sollen. Der Epigraphist, der außer anderen schweren Pflichten die Aufgabe hat, die Geschäftsschule der Columbia Universität (*Columbia University School of Business*) zu leiten, schlägt in seinem jüngsten Bericht die Errichtung eines Instituts für Verteilung (*Institute of Distribution*) vor, das nichts weiter als ein unproportioniertes und tumorartiges Gewächs innerhalb der Handelsfakultät (*Faculty of Commerce*) oder der Wirtschaftsabteilung (*Department of Economics*) sein würde. Das Institut für Verteilung würde sich zu befassen haben: „mit dem Wesen der Veränderlichkeit der Nachfrage bei den Konsumenten, mit der relativen Brauchbarkeit der Verteilungsmethoden, mit der Lage des Außenhandels, mit den wirtschaftlichen Kosten der Verteilung, mit Außenhandel und dem Stand der Schulden, mit unserer Zollpolitik und Außenhandel, und mit den wirtschaftlichen und sozialen Aussichten der Reklame- und Teilzahlungsgeschäfte und ihrem Einfluß auf den Kredit.“

Das jüngste und meiner Meinung nach unverständlichste Institut wurde kürzlich in Yale errichtet. Yale besaß seit langer Zeit eine unbedeutende Medizinschule, die in den letzten Jahren unter der intelligenten, begeisterten und energischen Führung ihres jetzigen Dekans, Professors WINTERNITZ, ihr Personal und ihre wirtschaftlichen Hilfsquellen rapide verbessert hat. Sie ist auch jetzt noch lange nicht vollkommen, und auch ihre Mittel sind noch keineswegs ausreichend. Obgleich sie zu den wenigen Medizinschulen in Amerika gehört, die großes Lob verdienen, ist sie noch immer nicht im Gleichgewicht. Yale hat auch schon lange eine Juristenschule gehabt, die sich in den letzten Jahren ebenfalls in

¹ Als Beispiel der Veröffentlichungen dieses Instituts siehe: *An Inventory of the Habits of Children from Two to Five Years of Age*, geschrieben von dem Direktor, herausgegeben durch das *Bureau of Publications, Teachers College*, 1928. Kinder können danach im Maximum 2325 Gewohnheiten haben (gefühlsmäßig, geistig, körperlich, sozial und moralisch). Der Wert der Kinder in den verschiedenen Abteilungen wird durch folgende Formel errechnet: $\frac{T}{S - 3X} \cdot 100$ — es ist gleichgültig, was *T*, *S* und *X* bedeuten. Diese Studie ist, wie die Veröffentlichungen der Personalforscher, ernst gemeint, und nicht, wie man annehmen könnte, als eine Satire auf die statistische Methode.

mehr akademischer Richtung entwickelt hat. Yale besitzt außerdem auch noch die gewöhnlichen Lehrstühle für Wirtschaftslehre, Soziologie, Psychologie usw. Jetzt will man aber eine Menschliche Wohlfahrtsgruppe bilden (*Human Welfare Group*), die alle diese Fakultäten, nämlich die Medizinschule (*Yale Medical School*), die Juristenschule (*Yale School of Law*), die Theologenschule (*Yale Divinity School*), die Abteilung für Ingenieurwesen (*Division of Industrial Engineering*) und alle jene Abteilungen aufnehmen soll, die sich mit dem menschlichen Leben in geistiger, physischer und sozialer Hinsicht und mit vergleichenden Studien bei anderen Lebewesen befassen. Außerdem will man noch ein Institut für Menschliche Beziehungen (*Institute of Human Relations*) angliedern. Das Ganze wird offiziell als ein „Zentrum für die intensive Erforschung aller jener Probleme, die zur geistigen, physischen und sozialen Wohlfahrt beitragen“, bezeichnet. Es wird sogar allen Ernstes behauptet, daß der „gegenwärtige Erziehungsprozeß“ vereinfacht werden würde, wenn Fächer, wie die Entwicklung des Kindes, Psychobiologie, Psychologie und die sozialen Wissenschaften mit Medizin und Jurisprudenz koordiniert würden. „Dadurch werden solche Fragen, wie der Zusammenhang zwischen Gesundheit und Familieneinkommen, geistiges Gleichgewicht und Beruf, Verbrechen und Erholungsmöglichkeiten, Kindererziehung und geistiges Wachstum, Wirtschaftslage und Ehescheidung, und gesetzliche Handlungsweise und Achtung vor dem Gesetz geklärt werden. In vielen Fällen wäre es vielleicht möglich, das Individuum wieder seiner Umgebung anzupassen und zu einem glücklicheren Leben zu führen“ — eine praktische Aufgabe, die, soweit sie über Lehre und Forschung hinausgeht, in keiner Weise auf die Universität gehört. Mit dieser Aufgabe wie mit dem oben beschriebenen Heimatdienst sollten sich Leute beschäftigen, die an der Universität studiert haben, aber nicht die Universitäten selbst.

Für das Institut für Menschliche Beziehungen wurde ein schönes neues Gebäude errichtet und bedeutende Summen bereit gestellt. Es soll großartige Einrichtungen für das Studium der „Entwicklung des Kindes“, für geistige Hygiene, Psychologie und Psychiatrie, etwas Platz für Anthropologie und die statistische Abteilung der Sozialwissenschaftlichen Fakultät (*Social Science Department*) umfassen. Demnach würden Name und Inhalt des Gebäudes nicht übereinstimmen.

Auf die Notwendigkeit, mit dem System der Fächer zu brechen, wird ständig in zahlreichen Schriften hingewiesen, die sowohl für die Verbreitung des Gedankens, wie für Mittel zur seiner Ausführung werben sollen. Ich kann gar nicht genug betonen, welche Verwirrung mit solchen Schlagworten angerichtet wird. Die Erkenntnis kann doch nur durch künstliche Vereinfachung gefördert werden. Die Fächer sind doch nicht deshalb geschaffen worden, weil das Leben und die physische Welt an sich

einfach sind, sondern weil man nur auf begrenztem Gebiet beobachten und experimentieren kann. Erst wenn man auf diese Weise Resultate erzielt hat, kann man sie vorsichtig zusammen setzen. Es ist deshalb unsinnig zu behaupten, daß die Medizin heute in zu viele Fächer aufgeteilt sei, wenn auch hier und da Dummheiten gemacht sein mögen. In der modernen Klinik stehen Chemie, Physik, Biologie und Soziologie in engster und nützlichster Beziehung zur Medizin. Aber man hätte wenig Fortschritte in Diagnose und Therapie machen können, wenn man die Fragen nicht vereinfacht hätte. Und wir werden keine weiteren Fortschritte machen, wenn es nicht möglich ist, jeder Zeit, wenn ein Problem zu enträtseln ist, zu der gleichen Vereinfachung zurückzukehren. Dr. RUFUS COLE hat kürzlich in einer Rede über die Fortschritte der Medizin ganz unbewußt die Theorie widerlegt, auf der die „Menschliche Wohlfahrtsgruppe“ (*Human Welfare Group*) aufgebaut ist. Er sagte: „VIRCHOW war klug genug, um einzusehen, daß jedes Fach der Medizin sein eigenes Arbeitsgebiet haben und einzeln untersucht werden muß. — Pathologie kann nicht von Physiologen betrieben werden, Therapie nicht von pathologischen Anatomen und Medizin nicht von Rationalisten“ — noch, wie COLE selbst hinzufügt, „von Chemikern, Physikern oder Mathematikern.“ Nachdem der Redner somit dargelegt hatte, wie wichtig es ist, die *Ordnung* in der Medizin aufrecht zu erhalten, beschäftigte er sich in dem Rest seiner Rede hauptsächlich damit, an konkreten Beispielen nachzuweisen, wie die klinische Wissenschaft bei ihrem Fortschritt Physik, Chemie und die vorklinischen Disziplinen aufgenommen und verwertet hat¹.

Die Erziehung oder Ausbildung der Juristen ist zweifellos noch nicht so gut entwickelt wie die der Mediziner. Das Heilmittel liegt jedoch nicht im physischen oder zwangsmäßigen Verwischen der Grenzen zwischen Gesetz und Wirtschaft, oder in der Vereinigung einzelner Teilfragen unter einem Dache, oder gar in der graphischen Darstellung von Beziehungen, sondern eher in der Ausbildung des Verstandes und in der Beweglichkeit, mit der der geistige Arbeiter, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, frei über das weite Gebiet schweifen und, wenn er es will, zu seinen eignen Jagdgründen zurückkehren kann.

Das geplante Institut in Yale bringt weder etwas Neues, noch vereinigt es die Fächer, die zusammen gehören. In jedem guten modernen Hospital betrachtet man die Patienten als soziale Probleme und als individuelle Fälle. Wenn es hier und da an den Hospitälern und Medizinschulen Ärzte gibt, die die sozialen und wirtschaftlichen Faktoren nicht mit in Rechnung stellen, so kann die Abhilfe nicht durch eine Art „Verrechnungsbörse“ geschaffen werden, die die vernachlässigten Faktoren

¹ *Loc. cit.*, S. 617—27.

an der richtigen Stelle einsetzt, — sondern nur durch neue Ärzte, die nach modernen Gesichtspunkten gewählt sind. Dasselbe gilt auch für die Jurisprudenz. Gute Richter, wie Richter HOLMES und Richter BRANDEIS, ziehen neben dem Gesetz auch wirtschaftliche und philosophische Faktoren mit in Betracht. Woher haben sie diese Betrachtungsweise? Sicherlich nicht aus einem besonderen Institut für Menschliche Beziehungen, sondern weil sie erzogen sind, Erfahrungen gesammelt haben und lesen, beobachten und Fragen stellen. Ihre Betrachtungsweise ist nicht ohne Einfluß auf die Gerichte, auf die Rechtsschulen und auf den ganzen Beruf, und sie wird demaleinst Allgemeingut werden, wenn sich die juristische Fakultät aus großen Männern zusammensetzt; aber nicht durch die Gründung eines besonderen Instituts. Unsere Verwirrung wird nicht durch ein Diagramm (siehe Abb. 2) behoben werden können. Denn wenn die Jurisprudenz mit zur „Menschlichen Wohlfahrtsgruppe“ gehört, gehört dann nicht auch die Geschichte dazu? Und wenn die Theologie dazu gehört, kann man dann die Philosophie abtrennen? Und wenn sie die physiologische Chemie enthalten muß, warum dann nicht auch die Physik, Chemie und Mathematik? Darf eine Menschliche Wohlfahrtsgruppe die Erziehung außer Acht lassen? Und wenn alle diese Fächer, die ebenso wichtig sind, wie die auf dem Schema dargestellten, hinzugefügt werden, was wird dann herauskommen? Dann wird die Menschliche Wohlfahrtsgruppe mit der Universität Yale identisch sein! Und wir werden wieder dort angelangt sein, von wo wir ausgegangen sind, nur um die Ausgaben für ein Gebäude ärmer, ohne um eine Idee reicher geworden zu sein. Denn Yale mußte sich einschränken, um seine unsinnige Gruppe gründen zu können. „Die Medizinschule — hat zu diesem Zweck ihre Ausgaben eingeschränkt“, schreibt der Dekan, der sein eigenes Werk vernichtet.

Die ursprünglichen Absichten des Yale Instituts für Menschliche Beziehungen (*Yale Institute of Human Relations*), die natürlich nur ein Versuch sein sollten, zeigen, wie notwendig es ist, sich den Stoff einzuteilen, wenn man gewissen Problemen nachgehen will. Sie zeigen ferner, wie verwirrend und überflüssig es ist, mühevoll aufgerichtete Grenzen wieder niederzureißen. Das Institut fing mit einer Untersuchung über Arbeitslosigkeit an, und zwar mit einer Umfrage. Die Untersuchung geht in ihren 14 Seiten Fragen nicht über den Gesichtskreis eines Nationalökonomens hinaus. Warum muß die Nationalökonomie verlegt werden, um unter der Ägide eines neuen Instituts eine derartige Studie herauszubringen? Sowohl das Thema, wie auch die Fragestellung und die angeführte Literatur sind nationalökonomisch. Ich habe die Forscher auf diese Tatsache hingewiesen und sie um eine Aufklärung ersucht. Aber meine Bitte um eine Zusammenkunft, bei der man sich hätte hierüber aussprechen können, wurde höflich abgelehnt.

drei Teile eingeteilt ist, die alle höchst spezialisiert sind, nämlich in einen juristischen Teil, in einen wirtschaftlichen und in einen soziologischen Teil. Unter den soziologischen Fragen heißt es: „Lebt der Bankrotteur in einem Apartment, in einer Etage¹ oder möbliert?

Wieviele Zimmer hat er?

Gehen die meisten seiner Zimmer auf einen Luftschaft?

Wieviel Stunden schläft er?

Neigt er dazu, sich Sorgen zu machen?

Sind in dem Block, in dem er wohnt — ebenso in dem Block, in dem er arbeitet — Wagenschuppen, Theater, Friedhof, Garage, Stall, Polizeistation oder Billardzimmer?“

Kann man sich vorstellen, daß die Lage eines Bankrotteurs in New Jersey dadurch geklärt werden kann, daß man weiß, wieviele von seinen Zimmern an einem Luftschaft liegen, oder ob er in der Nähe eines Friedhofs wohnt? Braucht man diese Daten, um zu wissen, wie er lebt? Man bedenke nur, wie viel Fehlerquellen hierin enthalten sind, und daß der Erfolg davon abhängt, ganz abgesehen davon, daß Takt und Feingefühl solche Untersuchungen verbieten!

Das Institut für Menschliche Beziehungen läßt völlig außer Acht, daß echtes Denken nur individuellen Charakter haben kann. Ebensovwenig, wie ein Komitee Gedichte oder Symphonien schreiben kann, können menschliche Probleme durch eine Gruppe von Forschern studiert werden. Sollte es wirklich möglich sein, daß erstklassige Köpfe, die auf verschiedenen Gebieten arbeiten, mit künstlichen und mechanischen Mitteln dazu gebracht werden können, sich bei ihren Forschungen nacheinander zu richten? Oder darf man erwarten, daß etwas Neues gefunden werden kann, wenn ganz mittelmäßige Menschen in einer Art „Abrechnungsbörse“ zusammenarbeiten? Der große Gelehrte, der die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft leitet, schrieb: „Wissenschaft ist im Grunde und letztlich immer Sache des einzelnen; daran vermag keine Entwicklung etwas zu ändern. Aber es gibt Aufgaben, deren Bewältigung ein Menschenleben weit übersteigt; es gibt ferner Aufgaben, die so viele Vorbereitungen verlangen, daß der einzelne bis zur Aufgabe selbst gar nicht vorzudringen vermag; es gibt endlich solche, die durch ihre Kompliziertheit eine Arbeitseinteilung fordern. Man kann noch mehr sagen — genau betrachtet sind alle wissenschaftlichen Aufgaben in jedem Falle Teile einer größeren Aufgabe und sind, solange sie isoliert behandelt werden, überhaupt unlösbar. Hier stoßen wir also wieder einmal auf eine der Paradoxien, die wie mit einem ehernen Ring unsere geistige Existenz umgeben: Wissenschaft ist immer Sache des einzelnen, und die wissenschaftlichen Aufgaben können doch niemals von einzelnen erledigt wer-

¹ Ich habe niemanden gefunden, der mir den Unterschied zwischen Apartment und Etage hätte erklären können.

den. Wie helfen wir uns bei dieser Lage der Dinge? Wir dürfen die Wissenschaft weder ausschließlich in der Studierstube oder dem Laboratorium des einzelnen Gelehrten belassen, noch weniger dürfen wir daran denken, sie in eine *gemeine Werkstatt* zu verweisen, sondern wir müssen in konzentrischen Kreisen, die sich immer weiter erstrecken, die Aufgaben anordnen, müssen in derselben Weise die Arbeitenden in formlose Fühlung miteinander bringen, und den Versuch wagen, auf dem Boden der Freiheit des einzelnen ein System der Forschungen herzustellen.“¹ Mit anderen Worten, wenn man zu viel Pläne macht, zerstört man die Freiheit des einzelnen, von dem letzten Endes der Fortschritt abhängt. Um die Wissenschaft und Praxis zu fördern, braucht man Spezialisierung und Einteilung wie die Möglichkeit freier gegenseitiger Befruchtung. Der Präsident von Yale kann das nicht ermessen; er glaubt vielmehr, daß das neue Institut für alles sorgen wird². Ich kann seinen Optimismus nicht teilen. Die Geschichte des Denkens steht damit in Widerspruch. Es ist sicher anregend und hilfreich, wenn innerhalb der Universität ein reger Austausch besteht; aber die wirklich Begabten scheuen sich vor bewußter Zusammenarbeit. Nur die Unbedeutenden fühlen sich dadurch angezogen, nicht aber die originellen Geister. „Der wahre Gelehrte“, schreibt Professor ZINSSER, „ist ein unverbesserlicher Individualist, falls er den Namen verdient; er kann sich nicht damit begnügen, ein Pächter zu sein, sondern er muß den Boden, den er beackert, zu seinem Eigentum machen.“³

Die Pläne der Menschlichen Wohlfahrtsgruppe (*Human Welfare*)

¹ A. HARNACK: *Vom Großbetrieb der Wissenschaft (Preußische Jahrbücher, 1905)*, S. 193/94. Professor Harnack ist kürzlich gestorben, nachdem dieser Absatz geschrieben war. Was gesperrt gedruckt ist, stammt von mir.

² „Die Forschung wird stets in erster Linie mehr oder weniger individuell bleiben, genau so wie sie auch heute in den verschiedenen Abteilungen des Instituts betrieben wird. Man kann z. B. von keinem Psychologen oder Soziologen verlangen, daß er eine angefangene wissenschaftliche Arbeit unterbricht oder aufgibt, nur weil er in das Institut eingetreten ist. Man würde ihm auch nicht zwingen, eine Arbeit anzufangen, für die er kein Interesse hat, nur weil die anderen Mitglieder des Instituts es wünschen. Trotzdem liegt es natürlich in der Natur der Sache, daß die Mitglieder des Instituts immer auf nahe verwandten Gebieten arbeiten werden. Es besteht die ausgesprochene Absicht, von vornherein die wissenschaftliche Zusammenarbeit besonders auf solchen Gebieten zu begünstigen, die ein besseres Verständnis des menschlichen Lebens und der gesellschaftlichen Ordnung versprechen. Solche Forschungen mögen einerseits von Gelehrten, die nur vorübergehend an das Institut herangezogen werden, um einen speziellen Teil des Programms durchzuführen, und andererseits, und das wird die Regel sein, von den ständigen Fakultätsmitgliedern und deren Assistenten ausgeführt werden. Das läßt sich am besten an einem der ersten Gebiete illustrieren, das jetzt bearbeitet werden soll — nämlich der Familie.“ (*The Yale Alumni Weekly* vom 29. April 1929).

³ HANS ZINSSER: *In Defense of Scholarship (Brown University Papers VII, herausgegeben von der Universität, 1929)*, S. 12.

Group) scheinen mir, soweit sie bekannt gegeben sind, hieran Schiffbruch zu leiden. Die Mitglieder der medizinischen Fakultät haben unendlich viele Pflichten zu erfüllen; ebenso die Mitglieder der juristischen Fakultät; ich halte es deshalb für ausgeschlossen, daß in Wirklichkeit die Lücken so gut überbrückt werden können, wie es auf dem Papier geschehen kann. Wie über alles, so können wir auch hierüber durch das Budget Aufschlüsse bekommen. Das Institut für Menschliche Beziehungen ist, wie ich schon gesagt habe, eine Anstalt, die hauptsächlich der „Entwicklung des Kindes“, der Psychiatrie und Psychologie dienen soll, und hierfür ist ein jährlicher Garantiefond von 300 000 \$ bereitgestellt worden. Alles andere dient der medizinischen Forschung und sollte auch so genannt werden. Die weiteren Ausgaben setzen sich wie folgend zusammen:

Frauenstation	500 000 \$
Chirurgische Station	600 000 \$
Isolierstation	450 000 \$
Privatstation, zusätzlich	650 000 \$
Ausgaben fürs Hospital	2 000 000 \$
„ für Pflegerinnenschule	1 000 000 \$
„ für klinische Soziologie	1 000 000 \$
„ für Hygiene	500 000 \$
„ für medizinisch-pädagogische Forschung	150 000 \$

Bei gründlicher Prüfung dieses Budgets mag es so scheinen, als hätte Yale die einfache Lage mit seinen Reden über die Beseitigung der Fachforschung vielleicht absichtlich komplizieren wollen¹. Denn es ist nur eine einzige, und zwar nur scheinbare Neuerung vorgeschlagen worden, nämlich eine Professur für klinische Soziologie. Aber welches gute Hospital hat keine Sozialarbeiter, die praktisch in klinischer Soziologie tätig sind? Was Yale und das Land brauchen, sind nicht neue Institute, sondern die Entwicklung der fundamentalen Disziplinen in hilfreichen und mannigfaltigem Austausch untereinander durch Berufung erstklassiger Intelligenz, wie Professor HARNACK betont hat. Dazu gehören auch Psychiatrie, Neurologie, Kriminologie usw. Alle diese Fächer sind sicher schon kompliziert genug, da sie auch allerlei anatomische, physiologische, soziale, wirtschaftliche und pädagogische Fragen mit einschließen. Wird sich der Psychiater wohler fühlen, wenn er sich einrichten kann, wie er will, oder kombinieren oder vereinfachen kann, wie es ihm gerade paßt, — oder wird er zufriedener sein, wenn er sich als Teil einer großen

¹ In der *Science* (No. LXXI, 1930, S. 235—36) wird einem der Befürworter dieses Planes folgendes in den Mund gelegt: „Das Institut wird als Dynamo und Sammelbecken für jene Universitätsorganisationen dienen, die sich mit der Forschung, Lehre oder der Behandlung von Problemen, die das menschliche Wohlergehen betreffen, befassen wollen.“ „Dynamo“ und „Sammelbecken“! Die Unklarheit der Metapher entspricht der darin enthaltenen gedanklichen Unklarheit.

Organisation fühlt, die Jurisprudenz, Medizin, Soziologie usw. mit einschließt?¹

Ein zu Johns Hopkins gehörendes Institut befaßt sich mit dem Recht. Da eine juristische Fakultät aufgelöst wurde, mußte statt dessen ein besonderes Institut errichtet werden. Sehr gut. Was für ein Programm hat dieses Institut? „Konstruktive Forschung über tiefe Probleme, deren Ergebnisse sich voraussichtlich sofort verwerten lassen.“ Die Themen, welche von den Gelehrten dieses Instituts erforscht werden sollen, richten sich nicht danach, ob sie wissenschaftlich bedeutend, grundlegend und wichtig sind, oder ob sie den „unverbesserlichen Individualisten“, den wahren Gelehrten, interessieren, sondern nur danach, ob sie „sofort verwertet“ werden können. Der Grund dafür ist natürlich, daß ROWLAND, SYLVESTER, GILDERSLEEVE, HERBERT ADAMS und MALL, welche die Johns Hopkins Universität berühmt und einflußreich gemacht haben, ihre Themen auch nach dem Gesichtspunkt sofortiger Verwertung gewählt hätten! Aber das ist noch nicht alles. Das Institut hat schon seine erste Veröffentlichung herausgegeben, einen Band von mehr als 200 Seiten, in dem die „laufende Rechtsforschung (*Current Research in Law*) von 1928 bis 1929“ listenweise aufgeführt ist, und zwar nach Antworten auf Rundfragen. Juristische „Forschung“ würde sich demnach mit Publikationen oder beabsichtigten Publikationen decken. Der Band verzeichnet neue und revidierte Lehrbücher, kasuistische Mitteilungen, Übersichten, juristische Rückblicke, Übersetzungen, „Untersuchungen über Negeranwälte“ und Berichte fast jeder erdenklichen Art. Eins muß den Physiker, Astronomen, Humanisten oder Mediziner mit Neid erfüllen, nämlich daß der Gesetzesforscher oft vorhersagen kann, wann seine Untersuchungen beendet sein werden (in sechs Monaten, in einem Jahr, in zwei Jahren), und wieviel Papier er für ihre Veröffentlichung brauchen wird — einen Band, zwei Bände, ein Buch, einen Artikel usw.

Das Yale Institut für Menschliche Beziehungen (*Yale Institute of Human Relations*) und das Hopkins Institut für Recht (*Hopkins Institute of Law*) haben beide eins gemeinsam, nämlich daß sie beide je ein nationales beratendes Komitee besitzen, das bunt aus Advokaten, Ärzten, Verlegern und bekannten Persönlichkeiten jeder Art zusammengewürfelt ist. Was für eine Aufgabe haben diese Komitees? Ist der Stab der beiden Institute seinen Aufgaben so wenig gewachsen, daß er Rat braucht? Kann ihm überhaupt auf diese Weise Rat erteilt werden? Den Mitgliedern des Komitees von Yale (*Yale Advisory Group*) ist gesagt worden, daß weder ihre Zeit noch ihre Kraft in Anspruch genommen

¹ Ein berühmter Professor in Yale schreibt: „Ich wage wirklich nicht, schriftlich niederzulegen, was ich, und mit mir viele andere, wie ich glaube, über das jüngste und größte Unternehmen denken, das ganz unfaßbaren Zwecken dienen soll.“

werden sollte; die Mitglieder des Hopkins Komitees werden „im nächsten Februar zu einem Essen zusammenkommen“. Ich habe Mitglieder beider Komitees gefragt, wie sie ihre Aufgabe auffaßten. Jeder hat mir eine andere Antwort gegeben. Einige gaben zu, daß sie es noch nicht wüßten, und einer vom Hopkins Komitee — ein bedeutender Rechtsanwalt — bat mich, es ihm mitzuteilen, sobald ich es wüßte¹. Es sollte sich wirklich jede Universität davor hüten, die Öffentlichkeit für neue und fragliche Unternehmen zu interessieren, dadurch daß sie die Namen hervorragender Männer mit ihnen in Verbindung bringt, die die Projekte nicht einmal kennen, oder einfach nicht opponieren wollen. Besonders Spezialforschungen und Neuerungen auf unbekanntem Gebiet sollten still und ohne laute Reklame ausgeführt werden. Das Yale Institut und das Hopkins Institut geben beide durch die Presse oder direkt durch die Universitäten eine Reihe von Schriften für die Öffentlichkeit heraus. Sie machen Ansprüche, die verfrüht und unberechtigt sind. Auf dem Gebiete höheren Studiums sollte sich Reklame nicht lohnen. Der große Mann, der Johns Hopkins gegründet hat und mit Recht auf die bedeutenden Männer stolz war, die er um sich versammelt hatte, hat niemals etwas über ihre Leistungen vorausgesagt.

XVII.

Ich fing meine Ausführungen über die *graduate school* damit an, daß ich sagte, sie mache der amerikanischen Universität am meisten Ehre; und ich habe Männer, Laboratorien und Bibliotheken dafür zum Beweis angeführt. Heute ist aber die *graduate school* in großer Gefahr, und zwar besonders auf dem Gebiet der Pädagogik und Soziologie, durch unverantwortliche Handlungen und unverständliche Institute erdrückt zu werden. Vor 50 Jahren hat der *Ph. D.* in den Vereinigten Staaten etwas gegolten. Heute besagt er aber fast gar nichts mehr. Dasselbe muß von der Forschung gesagt werden. Vor einem Menschenalter bedeutete es etwas, an Johns Hopkins oder Harvard zu forschen oder mitzuarbeiten. Heute — bei der wachsenden Menge von Veröffentlichungen, sowohl in den Vereinigten Staaten, wie in Deutschland — ist ihr Niveau aber fraglos gesunken. COLE zitiert den dänischen Physiologen KROGH, welcher gesagt hat, daß „zu viele Experimente und Beobachtungen veröffentlicht werden, und daß man darin zu wenig Gedanken findet“². Professor KROGH sprach von „Experimenten und Beobachtungen“; was würde er aber erst von der Menge und dem Niveau der „Forschungen“ sagen, die

¹ Ein Mitglied der Yale-Komitees schreibt mir, man habe angenommen, daß man das Komitee um Rat fragen werde. „Aber man hat uns nicht gefragt. Nach den neuesten Veröffentlichungen habe ich vielmehr das unsichere Gefühl, daß ich nur die Rolle einer „Schaufensterdekoration“ spielen werde.“

² *Loc. cit.*, S. 624.

heute in den Vereinigten Staaten mittels Umfragen betrieben werden? Sie werden zu Tausenden verschickt; oft wandern sie in den Papierkorb; manchmal werden sie auch „weiter verfolgt“ und nach einiger Zeit nachlässig oder kritisch ausgefüllt. Die Daten werden dann schließlich mit unendlicher Mühe und enormen Ausgaben in Tafeln eingetragen und daraus Schlüsse gezogen, die von Anfang an selbstverständlich waren oder sich nicht richtig beweisen lassen. Die Umfrage ist keine wissenschaftliche Methode. Sie ist nur ein Mittel, mit dem man sich billig, bequem und schnell informieren kann — oder auch nicht. Die Umfrage ist von den experimentellen Wissenschaften niemals für voll genommen worden. Sie dürfte auch in der Erziehung, Jurisprudenz und in den anderen sozialen Wissenschaften nicht wertvoller sein, da Worte bei verschiedenen Personen niemals genau dasselbe bedeuten, und da es keine Möglichkeit gibt, geringe analytische Fähigkeiten und absichtliche Irreführung auseinander zu halten. Die Post kann Mühe und Denken nicht ersetzen; und sie wird es um so weniger können, je zahlreicher, verwickelter und umfangreicher die Umfragen werden. Menschliche Probleme können nur studiert werden, wenn die Auskunft ausgeschaltet wird. Um Tatsachen aufzuspüren, ist es nötig, daß ein ausgebildeter und trainierter Verstand bis an die Quellen geht, und zwar mit einem Höchstmaß von Takt, Wissen, Einsicht und Scharfsinn. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß ein kompetenter Untersucher niemals zwei Leuten die gleichen Fragen vorlegen wird. Denn jede Antwort ist einzigartig und kann der Schlüssel zu unerwarteten Ergebnissen sein¹.

Damit ist die Frage angeschnitten, was Forschung eigentlich bedeutet. Das Sammeln von Auskünften kann nicht als Forschung bezeichnet werden, selbst dann nicht, wenn sie zuverlässig wären. Auch die Anhäufung von Beschreibungen, die in der Haushaltslehre, in der Soziologie und in der Pädagogik eine so große Rolle spielen, ist keine Forschung. Die Forschung setzt sich auch nicht aus nicht analysierten oder nicht analysierbaren Daten zusammen, ganz gleich wie geschickt sie zusammengesetzt sein mögen. Ebensovienig kann man Übersichten Forschung nennen, oder Berichte über Verkäuferinnen, Stenographen, Kellnerinnen, Dekane, Bankrotteure, Prozeßparteien, Schulsysteme, glückliche oder unglückliche Studenten, oder über Studenten, die vor die Frage gestellt sind, ob sie ihren Vater mehr lieben als ihre Mutter², oder umgekehrt,

¹ Wie unzulänglich die Umfragen sind, hat ein Mitarbeiter der *School Review* klar dargelegt: „Gewissenhafte Soziologen sind durch lange Erfahrung belehrt worden, daß man sich auf Aussagen, die durch Umfragen zustande gekommen sind, nicht verlassen kann. Es gibt nur sehr wenig Menschen, die ihre eigenen Erfahrungen richtig analysieren können, und die sich darüber klar werden können, wie sie zu ihrer heutigen Denkart gekommen sind.“

² Diese Frage ist tatsächlich neu eintretenden Studenten der Columbia Uni-

mit oder ohne Tafeln, Kurven und Prozentsätzen. Sie würden außer in den Vereinigten Staaten nirgends Forschung genannt werden.

Unter Forschung versteht man vielmehr die stille und mühevoll Arbeit eines Individuums, die nicht von jemand anderem, der dafür bezahlt wird, getan werden kann, wenn auch intellektuelle Zusammenarbeit natürlich nicht ausgeschlossen ist¹. Man versteht darunter das Ringen nach Wahrheit mit allen erreichbaren Apparaten und Hilfsquellen, die sich der menschliche Geist zur Zeit schaffen kann. Das Thema muß an sich oder in seinen Zielen ernst sein. Der Forscher muß sachlich bleiben, auch wenn es sich um sein Vermögen oder Einkommen handelt, oder sein Ehrgeiz angestachelt ist. In den physischen oder biologischen Wissenschaften müssen strengste Kontrollversuche gemacht werden. Wo es möglich ist, müssen Hypothesen aufgestellt werden. In der Soziologie gibt es weder Kontrollen noch Hypothesen. Man bezweifelt deshalb ernsthaft, ob die sozialen Wissenschaften überhaupt Wissenschaften nicht sind. Wir wollen annehmen, daß sie es sind. Da aber ihre Methoden einwandfrei sind, müssen sie ganz besonders kritisch vorgehen. Reine Anhäufungen von Massen, Daten und Tatsachen (die möglicherweise gar keine Tatsachen sind) sind eine wertlose Verschwendung von Zeit, Kraft und Geld. Es gibt zweifellos Probleme, die nur durch die induktive Methode gelöst werden können. Das Wesen der Wissenschaft ist aber, daß der Forscher eine Idee hat, mag er sich noch so wenig an sie halten. Er muß bereit sein, sie zu modifizieren oder fallen zu lassen, wenn die Tatsachen dagegen sprechen. Endlose Zählungen können niemals eine Theorie, ein Prinzip oder eine Idee hervorbringen. Ein großer Teil der Literatur, der von den Abteilungen für Soziologie und Pädagogik, von den soziologischen Komitees und von den pädagogischen Kommissionen herausgegeben wird, ist gänzlich bedeutungslos und ohne irgendwelche Anregungen². Die Schriften sind meist oberflächlich und ihr Inhalt meist trivial. In der Regel ergeben diese Arbeiten nichts weiter, als Resultate, zu denen der gesunde Menschenverstand auch von selbst gekommen wäre. Hierfür habe ich schon zahlreiche Beispiele angeführt; und ich könnte noch zahlreiche Seiten mit weiteren Beispielen füllen, die uns die Universitäten, sozialen Kongresse und pädagogischen Versammlungen³ an die Hand geben. Ich will nicht behaupten, daß nicht

versität (1930) vorgelegt worden, und zwar in einer Rundfrage, die von einem Professor für Psychologie verfaßt war.

¹ Ich möchte besonders auf den *intellektuellen* Charakter der Zusammenarbeit Nachdruck legen. Technische Hilfskräfte, die nach Anweisungen arbeiten, gehören nicht dazu.

² Ein Autor sagte am Ende seines Vortrages vor den Soziologen des ganzen Landes: „Was wir nun eigentlich gemessen haben, weiß ich nicht; ich bin auch nicht einmal sicher, ob wir überhaupt etwas gemessen haben.“

³ Ich kann mir nicht versagen, noch einige weitere gelehrte Abhandlungen an-

die physischen und biologischen Wissenschaften auch gelitten haben. Auch hier gibt es schlecht ausgebildete Forscher, die vor allem „Resultate“ vorweisen wollen. Aber man hat hier wenigstens einen gewissen Standard geschaffen, und es gibt hier wirksame Möglichkeiten, die schließlich — meist sogar recht schnell — die Spreu vom Weizen scheiden. Eine solche Kritik gibt es bei den Sozialwissenschaften vorläufig noch nicht. Ihre Führer, die jeden in seinen Schranken halten sollten, sind häufig „Draufgänger“, deren Leistungen keiner Kritik standhalten können. Die vielerlei Aufgaben, denen sie sich widmen, zeigen ja nur, wie gering sie wissenschaftliche Arbeit einschätzen.

XVIII.

Ich komme jetzt zu den „Dienstleistungen“ der amerikanischen Universitäten, die teils außerhalb des eigentlichen Unterrichts stehen und

zuführen, die ich im Text nicht erwähnt habe: einen Vortrag über „Experimente über die Wechselwirkung von Mensch auf Mensch“, gehalten vor der Amerikanischen Soziologischen Gesellschaft (*American Sociological Society*) im Dezember 1929, und einen anderen über „Empfindlichkeit für Unglücksfälle“, gehalten von einem Professor der Universität Syracuse, „Familientrauer“ — ein neues Forschungsgebiet —, gehalten von einem Professor einer nordwestlichen Universität, „Kulturelle Wege zum Studium von Persönlichkeitsfragen“ (Universität Chicago), „Geschick in der Entwicklung des Familienlebens“ (*Tulane University*). Die Krone scheint mir eine auf Umfragen basierte Untersuchung, „Grund und Natur der gemeinen Plagen“, von Professor CASON von der Universität Rochester. Professor CASON hat diese wichtige Arbeit auf dem Neunten Internationalen Psychologenkongreß (*Ninth International Congress of Psychology*) im September 1929 vorgebracht. Er konnte in mehrjähriger Arbeit eine Liste von 21 000 Plagen zusammenstellen. Da sich Duplikate und „eine Reihe unechter Plagen“ darunter fanden, strich er die Liste auf 507 zusammen und ordnete sie auf einer Skala, die mit 30 bis 0 beziffert war. „Ein Haar im Essen finden“ ist 29, „Ein schmutziges Bett“ 28, „Küchenschaben“ 24 und der „Anblick eines Kahlkopfes“ 2. Diese Untersuchung ist jetzt als Monographie von der *Psychological Review Company* herausgegeben worden und kostet 3,25 \$.

Der Unsinn ist aber nicht nur auf Soziologie und Pädagogik beschränkt. Ich erhielt gerade eine Dissertation, wie sie zu den Anforderungen gehört, die das *Kansas State Agricultural College* zur Erlangung des Doktors der Wissenschaften vorschreibt. Sie heißt: „Eine Untersuchung über Bakterien in baumwollener Unterwäsche.“ Äußerlich stimmt sie völlig mit dem akademischen Typ überein. Sie setzt ihre Probleme auseinander, führt die einschlägige Literatur an, beschreibt den Gang der Untersuchung und schließt mit einer Zusammenfassung und mit Schlußfolgerungen. Es fehlt auch nicht an den nötigen Kurven, Tafeln, Referenzen usw. Von den Schlußfolgerungen erwähne ich nur: „Auf Grund der Resultate darf man annehmen, daß die Unterwäsche, die direkt auf der Haut getragen wird, verschiedene Mengen Mikroorganismen enthält. — An heißen Tagen, wenn der Körper aller Wahrscheinlichkeit nach stärker schwitzt, kann man mit einer rapiden Vermehrung der Mikroorganismen rechnen. — Ein Vergleich, zwischen Hemden, die verschieden lange getragen waren, zeigt, daß die Menge der Bakterien zunimmt mit der Zeit, die die Kleidungsstücke getragen werden.“

teils auch nahe Beziehungen zu ihm haben. Ich möchte damit anfangen, daß ich noch einmal auf das weit verbreitete Bedürfnis nach Wissen, Auskunft und Erziehung hinweise, das teils gesund und spontan ist, aber teils auch ungesund und unechten Motiven entspringt. Es ist natürlich sehr gut, daß unsere Demokratie unterrichtet und gehoben werden will, von Grund aus, wenn es zu machen ist, oder auch nur in oberflächlicher Form, wenn es im Augenblick nicht anders geht. Denn was in der einen Generation oberflächlich ist, kann sich bereits in der nächsten vertieft haben. Es gibt in Amerika zahlreiche Individuen und Familien, die über den Bildungsstand ihrer Eltern hinauskommen wollen; und die lockere Struktur des Landes läßt sie, wenn sie tüchtig und energisch genug sind, auf eine höhere Stufe gelangen, als sie es in der alten Welt gekonnt hätten. Was zu Eifer anregt, der sonst nicht geweckt oder gar falsch geleitet wäre, oder der sonst auf einem niedrigen Niveau rebelliert hätte — alle solche Anregungen sind gut, vorausgesetzt, daß sie der Universität, dem betreffenden Individuum oder der Allgemeinheit keinen Schaden zufügen.

Aber gerade, weil der Amerikaner sich verhältnismäßig leicht verändern und emporkommen kann, ist es in Amerika besonders nötig, an die Leistungen große Ansprüche zu stellen und das Verständnis für Werte zu vertiefen. Naive und ungebildete Menschen kann man leicht reinlegen — eine höchst tadelnswerte Gepflogenheit; und sie können auch unmöglich wissen, was Erziehung ist, und worin sich Erziehung, Information, Ausbildung, Kniffe, Technik usw. eigentlich unterscheiden. Da die Universitäten die Ideale in Gewahrsam haben, haben sie auch die moralische und geistige Verpflichtung, ehrlich und konsequent zu sein. Wenn sie falsche Wege führen, läßt sich das durch nichts entschuldigen. Vielleicht sollte man Organisationen gründen, die alle möglichen geistigen Bedürfnisse hervorrufen und befriedigen könnten, oder die für die Erziehung der Erwachsenen sorgen könnten. Vielleicht sollte man auch Institute für die Erziehung Erwachsener errichten, mit einer Elastizität die den unterschiedlichen Bedürfnissen der Erwachsenen genügen könnte, die die verschiedenste erzieherische und soziale Vergangenheit und die mannigfaltigsten Wünsche haben. Die Erziehung der Erwachsenen müßte jedoch ein sehr hohes Niveau erreichen, sollten sich die Universitäten damit befassen. Wenn aber die Universität die Leichtgläubigkeit des Volkes in irgendeiner Weise ausnutzt, kommt die ganze Organisation der „Dienstleistungen“ in Mißkredit.

XIX.

Warum fühlen sich gewisse amerikanische Universitäten verpflichtet, ihre „Dienstleistungen“ möglichst weit auszudehnen, oder sich sogar Anstalten für „Öffentliche Dienstleistungen“ zu nennen? Dafür gibt es

viele Gründe. Die Staatsuniversitäten müssen sich nützlich machen — oder glauben wenigstens, sie müßten es —, um ihre Existenz vor dem Mann auf der Straße oder auf der Farm zu rechtfertigen; denn ihr Einkommen hängt von den Zuwendungen ab, die ihnen der Staat bewilligt. Auf diese Weise kommen viele Leute zu einer Ausbildung oder zu Auskünften, die sie brauchen oder zu brauchen glauben, und zu denen sie sich als Staatsbürger berechtigt fühlen. Alles dies hat aber mit *college*- oder Universitätsbildung nicht das geringste zu tun, wie ich nachdrücklich und immer wieder betonen möchte. Die Anstalten, die auf Stiftungen angewiesen sind, glauben sich nützlich machen zu müssen, damit Hörer, Gemeinden und das große Publikum zu Stiftungen veranlaßt werden, und damit sie nicht in den Ruf kommen, aristokratisch oder „snobistisch“ zu sein und sich nicht um die Bedürfnisse der Menge zu kümmern. Wenn ich „nützlich“ sage, so meine ich damit nützlich im eigensten Sinne des Wortes; denn die Amerikaner wollen „Erfolge“ sehen. Ich glaube aber, daß die Universitäten die Intelligenz und die Freigebigkeit der amerikanischen Öffentlichkeit — Hörer einbegriffen — unterschätzen. Das mag zutreffen oder nicht, die Universitäten haben jedenfalls eine Pflicht zu erfüllen und ein Amt zu verwalten¹. Ein fähiger und erfahrener Universitätspräsident schrieb mir jüngst: „Ich neige zu der Ansicht, daß die meisten Amerikaner die Bildung als einen Aktivposten im Geschäft betrachten, und nicht als die Vorbedingungen für geistige Genüsse oder als das Verbindungsglied mit dem Besten, das uns die Vergangenheit hinterlassen hat. Die Bildung ist für sie kein Erlebnis, sondern nur ein Werkzeug. Die Amerikaner werten möglicherweise alles nach diesem Gesichtspunkt — Kirche und Religion, Heirat und Reisen, Krieg und Frieden. Sie tun nichts um seiner selbst willen, sondern alles nur wegen der Aussichten, die damit verbunden sind. Die Bedeutung des Wortes „Morgen“ hat in Amerika eine außerordentliche Macht. Kein Volk war jemals so gleichgültig gegen die Vergangenheit oder selbst gegen die Gegenwart, soweit sie nicht als Schwelle in die Zukunft betrachtet wird, die Reichtum, Auftrieb und materiellen Fortschritt bringen soll. Alles dies hat seine guten, aber fraglos auch sehr schlechte Seiten.“²

Wie sich ein Universitätsprofessor der Praxis gegenüber verhalten soll, kann ich glücklicherweise an einem Beispiel zeigen, nämlich an

¹ Der neue Präsident einer staatlichen Universität, der, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „unschuldig“ daran ging, den Stundenplan durchzusehen, entdeckte, daß einige „Kurse geteilt und untergeteilt waren, bis sie so sehr verdünnt waren, daß sie mit Universität nichts mehr zu tun hatten. Die Berufsschulen und -abteilungen waren ganz unfruchtbar geworden, weil sie Kurse eingeführt hatten, die in die technischen und kommerziellen Schulen gehören, nicht aber auf die Universität.“ (Das Zitat ist etwas abgekürzt.)

² Aus einem Brief von dem verstorbenen Präsidenten W. H. P. FAUNCE von der Brown Universität vom 16. Januar 1928 (mit Erlaubnis zitiert).

PASTEUR, der Professor für Chemie gewesen ist. Während seiner Karriere wurden der Reichtum und das Wohlbefinden Frankreichs durch die Seidenwürmerkrankheit, durch Schwierigkeiten bei der Weinfabrikation und beim Bierbrauen, durch Hühnercholera, durch Tollwut u. a. bedroht. Pasteur gab darauf seine Arbeit auf, um diese Probleme, eins nach dem anderen zu lösen. Nachdem ihm das gelungen war, veröffentlichte er die Resultate und kehrte zu seinem chemischen Laboratorium zurück. Sein Handeln war rein intellektueller Natur, ob er sich mit Geflügel, Bierbrauen oder Chemie beschäftigte. Er wurde nicht Berater von Seidenwurmzüchtern, Weinbauern, Bierbauern oder Geflügelzüchtern. Er hielt auch keine Vorlesungen über die Zucht der Seidenwürmer, über Weinfabrikation oder die Aufzucht von Hühnern ab. Sondern nachdem er die Probleme gelöst hatte, hörte sein Interesse dafür auf, und beschäftigte er sich auch nicht weiter damit. Er hat in der Tat Dienste geleistet, aber immer nur als Gelehrter — und damit endete auch sein Dienst. Was die amerikanische Universität unter Dienst versteht, deckt sich im allgemeinen nicht mit der Auffassung PASTEURS, wenn es sicher auch in Amerika Gelehrte, Nationalökonomien und andere gibt, die praktische Fragen auf diese Weise behandeln, und die, nachdem sie eine Frage gelöst haben, das Resultat der Öffentlichkeit bekanntgeben und sich anderen Fragen zuwenden. Das sind meiner Meinung nach die wahren Universitätsarbeiter. Ich will keine Lanze für Scholastik oder grammatikalische Spitzfindigkeiten brechen, aber ich muß für Kritik, Würde, Sinn für Werte und Sinn für Humor eintreten.

Der Unsinn, zu dem der Ehrgeiz „dienstbar zu sein“ manche Universitäten verleitet hat, mag außerhalb und zuweilen auch innerhalb der Vereinigten Staaten kaum glaubwürdig erscheinen — ich fürchte, zuweilen auch innerhalb der betreffenden Universität selbst. Ich gebe zu, daß es heute, im modernen Leben, manche Leute gibt, die sich zum Studium gedrängt fühlen, und auch das nötige Zeug dazu haben. Ich gebe auch zu, daß die jüngeren Lehrer mit wenig Zeitaufwand und ohne große Mühe die Welt, in der sie leben, kennen lernen und sich in der Kunst des Lehrens üben könnten, wenn sie für reife, vorgebildete und ernsthafte Leute Kurse abhalten würden, die in den Rahmen einer Universität passen. Es müßten aber alle die Bedingungen erfüllt sein, die ich angeführt habe. Es müßten vernünftige Themen gewählt werden, die Studenten müßten ernst sein und eine gewisse Vorbildung mitbringen, und die Lehrer müßten erstklassig sein und dürften nicht ausgenutzt werden. Soweit ich die Universitäten in Amerika kenne, hält sich aber keine einzige hieran oder an irgendwelchen anderen Grenzen. Man kann selbstverständlich ernste Studenten finden, die Jahr um Jahr weiter arbeiten, und deren Durchhalten vielleicht mehr bedeutet, als ein regelmäßiger *college*-Besuch. Es gibt aber auf der anderen Seite Tausende von

Mitläufern, die kommen und gehen, und nichts davon haben. An der Columbia Universität schrieben sich 1928/29 12 000 Hörer für die Volkshochschulkurse ein, von denen 10 000 hörten und die übrigen korrespondierten. Es wurden ihnen wirklich wertvolle Kurse geboten. Ich erwähne nur Kurse über SHAKESPEARE, Volkswirtschaft, moderne Sprachen, Philosophie usw. Eine solche Betätigung ist durchaus berechtigt, solange sie in bestimmten Grenzen und auf einer gewissen Höhe bleibt, wenn auch ein abgesondertes und unabhängiges Institut für die Erziehung Erwachsener dasselbe oder vielleicht noch mehr leisten könnte. Kann aber noch von idealen Zielen die Rede sein, wenn die Columbia Universität das Publikum bemogelt und ihre eigne Würde verletzt, indem sie schlecht beratenen Leuten öffentliche Kurse über Themen vorträgt wie „Geschichten-Schreiben für die Jugend“, „Kritik beim Schreiben“, „Magazinartikel“, „Die Kunst der Überredung“, „Reklame machen“, „Praktische Übungen in Reklameschriften“, „Reklame im Einzelverkauf und Umsatzsteigerung“, „Reklameforschung“, „Individuelle Probleme beim Geschichtschreiben“, „Das Schreiben von Einaktern“, „Die Auswahl eines Buches“, „Geschichten erzählen“ und „Der Verkauf durch die Post und die Reklame“? Wenn es in der Welt ein Land gibt, in dem die Reklame jegliche Individualität vernichtet und fast jeden dazu zwingt, die gleichen Dinge zu kaufen, ob er sie braucht, verlangt, oder bezahlen kann oder nicht, so sind es die Vereinigten Staaten. Und die Columbia Universität, welche ein Bollwerk gegen die Uniformierung und ein Heim für die geistige und kulturelle Unbestechlichkeit und Unabhängigkeit sein sollte, ist ein reines Geschäftsunternehmen und das Spiel eines Kaufmanns, dessen einziger Gedanke der Gewinn ist, oder eines Angestellten, der durch ein akademisches Zeugnis über ein kaufmännisches Fach ein besseres Gehalt zu bekommen sucht. Der Direktor dieses seltsamen und merkwürdigen Konglomerats von Sinn und Unsinn, ist gleichzeitig Professor für lateinische Epigraphie, Direktor der Volkshochschule der Universität, Direktor der Handelshochschule und Präsident der reaktionären Medizinschule in Brooklyn, die ich oben beschrieben habe. Welchen Wert und welche Wichtigkeit die Universität der lateinischen Epigraphie beilegt, kann der Laie daraus ersehen, daß derselbe Professor für 20 000 Volkshochschüler und Heimstudenten auf jedem erdenklichen Gebiet verantwortlich ist und gleichzeitig bei der medizinischen und kaufmännischen Erziehung mitzureden hat.

Eine Universität, welche in dem Sinne der Columbia Universität mit ihrer Zeit Schritt zu halten versucht, muß ein unruhiges Leben führen. Ich habe z. B. erwähnt, daß die Universität einen Kursus über das „Film-libretto“ abgehalten hat. Da nun der gewöhnliche Film von dem sogenannten Tonfilm verdrängt wird, ist dieser Kursus, wie ich gehört habe,

aufgegeben worden; und die Dame, die ihn gab, ist zur Zeit in Hollywood, um ein Jahr lang die „neue Technik“ zu studieren. Ich nehme an, daß die Universität einen Kursus über „Tonfilm“ ankündigen wird, sobald die junge Dame die verlockenden Gefilde von Hollywood verlassen hat und zu dem akademischen Hain von *Morningside Heights* zurückgekehrt ist.

Das ist aber noch nicht alles. Es gibt Leute, die nicht zur Universität oder zu einer ihrer Arbeitsstätten kommen können, um Volkshochschulkurse zu hören. Vielleicht sind sie überhaupt noch niemals akademisch tätig gewesen. Man kann sie doch nicht draußen lassen! Es handelt sich um sehr verschiedene Leute, von denen ein paar wahrscheinlich Beratung für ihre knappen Mußestunden haben möchten, und von denen die weitaus meisten auf eine viel versprechende Anzeige hereinfallen, die eine schnelle Allgemeinbildung und zweckmäßige Ausbildung unter geringem Kostenaufwand verspricht. An solche Leute wendet sich die Columbia Universität in Tageszeitungen und Zeitschriften mit seitenlangen Annoncen, die durch das Siegel der Universität beglaubigt sind. (Siehe Abb. 3).

Diesen öffentlichen Anzeigen kann man nicht in vollem Umfange gerecht werden, ohne ihre Art und Aufmachung genauer auszuführen. Sie sind sehr geschickt gemacht und sollen die Aufmerksamkeit der Strebsamen auf sich lenken¹. Die Columbia Universität bietet ihnen darin Heimkurse durch die Post an, „die mit den Kursen an der Universität auf gleicher Stufe stehen“. „Die Lehrer sind Mitglieder des Kollegiums der Universität“, wenn auch der Verdacht besteht, daß sie dem Kollegium nur zeitweise angegliedert werden, damit in den Annoncen diese Angabe gemacht werden kann. Während des Jahres 1928/29 waren an der Columbia Universität mehr als 7500 Heimstudenten eingeschrieben, eine stattliche Zahl, wenn man bedenkt, daß, wie die Anzeigen behaupten,

¹ In einem pompösen Heft, das 1929 herausgegeben wurde, wird gesagt, daß 7519 Personen für Heimstudiumkurse eingeschrieben seien. Die Sorgfalt, mit der das „Individuum“ „persönlich“ ausgefragt wird, geht aus der Tatsache hervor, daß bei 884 das Alter, bei 794 die Vorbildung und bei 1361 der Beruf als „ungewiß“ angegeben sind. Dabei wird die „persönliche“ Note immer wieder betont. Ein kleines Flugblatt, das in der *New York Public Library* aufgelegt war, enthielt folgendes:

„Die *Columbia Universität* ist dazu übergegangen, reguläre Universitätskurse für Heimstudenten abzuhalten, die dem besonderen Bedürfnis eines brieflichen Unterrichts angepaßt sind. Dadurch können auch solche Männer und Frauen im ganzen Lande, die nicht an der Universität selbst hören können, an den erzieherischen Vorteilen der großen Universität teilnehmen.

Persönlicher Unterricht. Das Heimstudium beruht auf sorgfältig ausgearbeiteten Methoden, und gewährleistet dem Schüler alle Vorteile, die mit dem Universitätsunterricht, mit gründlichen Lehrern, stetiger Führung und Anregung und mit der Kritisierung durch Universitätslehrer verbunden sind.“

der Unterricht auf „Universitätsniveau“ steht. Es ist inkonsequent, daß für ein solches Heimstudium keine „Leistungsnachweise“ ausgegeben werden. Wenn das Studium „Universitätsrang“ hat, und die Leh-

Sunday, December 1, 1929

13

HAVE YOU PROGRESSED DURING THE PAST 3 YEARS?

FEW people are really satisfied with the honest answer. The question is bluntly asked to induce men and women to undertake study at home. Thousands of people realize that they should study at home—but never start. These thousands intend to prepare themselves better for their work or their enjoyment of life—but they delay. They know that they would progress faster, and enjoy life more, but still they postpone.

Columbia University, as one of the world's leading educational institutions, urges you to use part of your time to increase by study your capacity to do better the things that lie before you in life. Your days may be so full that you have little time for directed study, but for most people there are many hours during which profitable, enjoyable and interesting knowledge can be acquired. The range of subjects offered is wide.

COLUMBIA UNIVERSITY

Offers Home Study Courses of University Grade in the following subjects:


Accounting Actuarial Mathematics Agriculture Algebra American Government American History American Literature Applied Grammar Astronomy Banking Biblical Literature <i>Greek New Testament</i> Biology Bookkeeping Botany Boy Scouting Budgets Business Administration Business English Business Law Business Mathematics Business Organization Business Statistics Calculus Chemistry Child Psychology Children's Literature	Christianity, History of Classics Community Organization Composition <i>Dramatic, Elementary</i> <i>English, College, French,</i> <i>Italian, Latin Prose, Lyric</i> <i>Poetry, Public Speech,</i> <i>Spanish</i> Contemporary Novel Cost Accounting Descriptive Geometry Drafting Drama <i>Dramatic Composition,</i> <i>French, Italian</i> Drawing and Painting Economics Economic Geography Economic History of the United States English English Literature Essay Writing European History Finance Fire Insurance French	Geometry German Government Grammar Greek Harmony High School Courses History <i>American, Christian</i> <i>Church, European</i> Investments Italian Juvenile Story Writing Latin Library Service Literature <i>American, Biblical, Classi-</i> <i>cal, Comparative, Contem-</i> <i>porary, English, French,</i> <i>Greek, Italian, Juvenile,</i> <i>Latin, Spanish</i> Magazine Article Writing Manufactured Gas Marketing	Mathematics Mechanical Drawing Personnel Administration Philosophy Photoplay Composition Physics Poetry Politics Portuguese Psychology Psychology in Business Psychology of Childhood Public Health Public Speaking Religion Romance Languages Secretarial Studies Short Story Writing Slide Rule Sociology Spanish Structural Drafting Typewriting World Literature, etc.
---	---	---	---

THESSE courses have been prepared by our instructors to meet the special requirements of study at home. While all basic material essential to the full understanding of each subject is fully covered, sufficient elasticity is allowed to permit adaptation to the individual needs of the student. Every one who enrolls for a Columbia course is personally taught by a member of the University teaching staff. Special arrangements can be made for group study.

The University will send on request full information about these home study courses. A coupon is printed below for your convenience. If you care to write a letter briefly outlining your educational interests our instructors may be able to offer helpful suggestions. Mention subjects which are of interest to you, even if they are not listed here, as additions to the courses offered are made from time to time.

HIGH SCHOOL AND COLLEGE PREPARATORY COURSES

COLUMBIA UNIVERSITY Home Study Department has prepared courses covering the equivalent of four years of High School study. This complete High School or College Preparatory training is available to those who can not undertake classroom work. We shall be glad to send you our special bulletins upon request.



Columbia University,
 University Extension—Home Study Department,
 New York, N. Y.

H.S.E. 7105-12-1-29

Please send me full information about Columbia University Home Study Courses. I am interested in the following subject:.....

Name

Street and Number

City State Occupation

Abb. 3. Zeitungsreklame der Columbia Universität für ihre Korrespondenzkurse. Es sind darin die Fächer angezeigt, in denen solche Kurse abgehalten werden. Es heißt u. a., daß jeder Heimstudent persönlich von einem Mitglied des Lehrkörpers unterrichtet wird. Es ist ein Kupon angefügt, den man abschneiden und einschicken soll, falls man weitere Auskunft haben oder an einem der Kurse teilnehmen will.

rer reguläre „Mitglieder des Kollegiums der Universität“ sind, warum können dann keine „Leistungsnachweise“ erteilt werden? Die Ankündigungen der Heimstudiumsabteilung schließen ernste Lehrfächer ein, wie Kunst, alte und moderne Sprachen, Volkswirtschaft, Mathematik usw., aber auch Kurse wie „Pfadfindermeisterschaft“, „Anfangsunterricht im englischen Aufsatz“, „Verfassen lyrischer Gedichte“, „Feuerversicherung“, „Geschichtschreiben für die Jugend“, „Magazinartikelschreiben“, „Philosophie“, „Verfassen von Filmlibrettos“, „Anfangsunterricht im Maschinenschreiben“, „Gasfabrikation“, „Personalverwaltung, einschließlich der Einführung von Personalversicherung“, „Geschäftsbriefe“, bis hinunter zu solchen Feinheiten wie „Der Ausdruck der Persönlichkeit im Briefstil“, „Geschäft“ und endlich „A. K. Cross-Methode zur Ausbildung des künstlerischen Sehens“. Hierzu schreibt der Lehrer von Boothbay Harbor, Maine¹: „Die Columbia Universität kündigt eine neue Methode für das Heimstudium der Künste an, durch die der Student in einer Stunde zu Hause mehr lernen kann, als durch tagelangen Unterricht an der Kunstschule“, und weiter: „Ich lege die Beschreibung einer neuen Methode zur Ausbildung des Gesichtssinnes bei, die dem Kinde wie dem Erwachsenen, dem Dilettanten wie dem Künstler, die gleichen visuellen und geistigen Eindrücke von der Natur vermitteln kann. Das Resultat kann ohne theoretisches Studium und ohne persönlichen Unterricht nur durch eine einfache Anleitung zur Bestimmung der Perspektive und der Farben erzielt werden.“

Und damit man ganz sicher geht, versieht die Universität die Interessenten von Maine aus mit Dutzenden von Zeugnissen über diese Patentmedizin, aus deren reichem Schatze ich nur den begeisterten Tribut zitiere, den Mrs. N. P. W. aus Buffalo ihrem fleißigen Gatten zollt: „Ich kann Ihnen nur bestätigen, daß mein Mann großartig weiter kommt; ich glaube, daß er jetzt viel künstlerischer arbeitet, als zu der Zeit, wo er mit Ihren Kursen anfangt... Wir haben den Kurs seit Oktober ganz bezahlt... Mein Mann ist ein sehr guter Mensch, aber das Geschäft, mit dem er sein täglich Brot verdient, befriedigt ihn nicht sehr. Ich glaube, daß dadurch seine Malkunst beeinflußt wird. Gott segne Sie!“²

Es ist interessant zu beobachten, daß die Korrespondenzabteilung (*Home Study Department*) der Columbia Universität jedermann, ohne

¹ Wenn der Student in Oklahoma leben kann, kann sein Lehrer logischer Weise auch von Maine aus unterrichten. Aber wie kann der Direktor unter dieser Voraussetzung für „Universitätsniveau“ garantieren?

² Mit solchen Zeugnissen sind mehrere Seiten gefüllt. Man wundert sich nur, warum so viele von den Zeugnissen, die ein Mitglied „des regulären Kollegiums“ der Universität zur Veröffentlichung bestimmt hat, in so schlechtem Englisch geschrieben sind.

„Die Universität versichert, daß sich viele von den Kursen in kürzester Zeit in bare Münze umsetzen werden.“ Ankündigung vom Oktober 1930, S. 10.

Rücksicht auf Alter oder Vorbildung, durch die Post eine „Ausbildung von Universitätsrang“ vermitteln kann, was sie in der Universität selbst niemals versucht hat. In der Universität selbst bedient man sich psychologischer und anderer Tests, um ungeeignete Elemente auszuschließen. Warum kann man die Wahl nicht automatisch durch Briefe treffen? Könnte die Universität nicht viel Geld sparen und sich ihre Aufgabe bedeutend erleichtern, wenn sie statt psychologischer Tests und anderer Mittel, die zur Eignungsprüfung herangezogen werden, nur schriftliche Bewerbungen verlangen würde? Und wenn die Columbia Universität Studenten, die irgendwo wohnen, von entfernten Plätzen aus Unterricht „von Universitätsrang“ geben kann, wozu unterhält man noch die kostspieligen Anlagen auf *Morningside Heights* in der City von New York?

Man kann die Geschäftsmethoden, die die Columbia Universität um „Dienste“ zu leisten benutzt, nur bewundern. Sie bringt in die Sonntagsausgaben der Tageszeitungen und in gewissen Monatsschriften ganzseitige Inserate, die mit einem Kupon versehen sind, den der Wissensdurstige ausfüllen soll. Die zukünftigen Klienten werden darin gebeten, die von ihnen gewünschten „Gebiete zu nennen, auch wenn sie nicht auf der Liste stehen“. Auf meine Anregung hin füllte eine Dame, die in einem ganz unzugänglichen Dorf im Norden von New York wohnt, einen solchen Kupon aus. Kurz darauf erhielt sie die gewünschten Schriften. Einige Zeit später erhielt sie einen persönlichen Brief von der Universität, worin ihr versichert wurde, daß die Universität für sie das gleiche warme Interesse habe, wie für irgendeinen ihrer eignen Studenten — was wahrscheinlich stimmt, wenn auch nicht in dem Sinne, wie sie es verstehen sollte! Auf dieses Schreiben antwortete sie nicht. Aber eine Universität, die auf „Dienst am Kunden“ versessen ist, gibt das Rennen nicht so bald auf. Es folgte ein weiterer Brief mit der Überschrift: „Sollen wir Ihren Namen auf unserer Liste behalten?“ und mit dem Bedauern: „daß die Universität bisher noch nicht das Vergnügen gehabt hätte, sie als Studentin begrüßen zu können.“ Es heißt dann weiter: „Die Columbia Universität ist eine Anstalt für öffentliche Dienstleistungen und hat den Wunsch, Ihnen in jeder Weise zu dienen. Gleichzeitig mit Ihnen haben dieses Jahr fünfundsiebzigtausend Personen hierum nachgefragt und haben damit unsere begrenzten Mittel überschätzt.“

Ich muß gestehen, daß ich nicht begreifen kann, warum die Universität, wenn sie schon so überlastet ist, noch so übereifrig um Schüler wirbt. Aber wahrscheinlich fühlt sich eine wahrhaft moderne Universität für die Geister verantwortlich, wie die mittelalterliche Kirche für die Seelen. Man darf die irrenden Schäfchen nicht leichten Herzens im Dunkel wandeln lassen, wenn sie ein Heimkurs zum Licht führen kann, und wenn die Universität offensichtlich dabei verdient. Als die besorgte Universität auch später keine Antwort erhielt, erschien dann eines Tages an

dem weltentlegenen Platze ein „gut aussehender Herr“ in einem hübschen Auto, um sich persönlich nach der Kundin umzusehen, was die amerikanischen Aktienverkäufer einen „Prospekt“ nennen. Ich besitze seine gravierte Visitenkarte, die außer seinem Namen noch die magischen Worte trägt: „Columbia Universität, New York“. Leute, die ihre Ruhe haben wollen, sollten ihrer Neugier deshalb lieber nicht nachgeben und die Columbia Universität nicht um einen Prospekt für Heimkurse bitten. Den Studenten wird auch mitgeteilt, daß sie hiermit „ermuntert seien, Fragen zu stellen und Probleme zu unterbreiten. Der Dienst, der Ihnen auf eine einzige Frage hin geleistet wird, ist oft viel mehr wert, als das Lehrgeld. Die Probleme der Heimstudenten sind so persönlich, wie seine gesundheitlichen Probleme.“

Eine andere Bekannte schickte auf meine Bitte die Postkarte zurück, die ihr mit einem Rundschreiben von der Heimstudiumabteilung zugegangen war. Sie ist seitdem immerfort belästigt worden. Die Heimstudiumabteilung hat offenbar die Gabe des zweiten Gesichts, oder sie verfügt vielleicht über so gewandte Graphologen, daß sie allein aus der Adresse und Unterschrift tiefe Kenntnisse schöpfen kann. Jedenfalls kam bald darauf das folgende Schreiben:

Columbia Universität in der City von New York
Abteilung für Heimstudium

Liebe Studentin: —

Komme ich Ihnen zuvor? Unter den vielen Anfragen, die täglich auf meinem Schreibtisch landen, greife ich häufig einige heraus und erlaube mir, ihrem Absender diesen kurzen Vordruck mitzusenden.

Ich glaube, offen gestanden, bei gewissen Absendern wahren Lerneifer und ehrliches Interesse zu sehen, d. h. ich halte sie für Studenten, wie wir sie besonders gerne bei uns sehen.

Ich wollte, ich könnte Ihnen die Anerkennungsschreiben zeigen, die ich als Dank für die „offene Tür“ erhalten habe, durch welche jene hinein schlüpfen, die ihren Gesichtskreis mit Hilfe des Heimstudiums erweitern.

Wenn ich Ihre Anfrage und den guten Impuls, der Sie veranlaßt hat, nicht falsch verstanden habe, werde ich sicher sehr bald den Kupon mit der Post zurückbekommen, mit der Bitte um persönliche Beratung in meinem Bureau.

Ich sehe Ihrem Besuch mit Vergnügen entgegen.

Es folgte keine Antwort. Der Zwischenfall war damit aber noch nicht erledigt. Ein paar Tage später kam der folgende rührende Appell, der eine gewisse Besorgnis durchblicken ließ:

Columbia Universität in der City von New York
Abteilung für Heimstudium

Liebe Fragestellerin: —

Als ich noch ein kleiner Junge war, wurde ich oft von meiner Mutter mit einem Auftrag fortgeschickt, und sie band mir eine Schnur um den Finger, damit ich den Auftrag nicht vergesse.

Wir alle, groß und klein, sind vergeßlich. Dieser kurze Brief soll Sie daran erinnern, daß Sie die gute Absicht hatten, Ihren geistigen Gesichtskreis durch Heimstudien in Ihrer freien Zeit zu erweitern.

Wir beraten Sie gerne umsonst.

Nun verwandeln Sie Ihre gute Absicht in schnelles Handeln und ermöglichen Sie uns recht bald eine Unterredung.

Wir legen noch einmal einen Kupon bei. Vielleicht haben Sie den ersten verlegt. Zögern Sie, bitte, nicht; es warten viele andere.

Warten wirklich andere? Wieviele warten denn? Wie lange führt Columbia sie auf ihren Bewerberlisten, um sie mit Zirkularen zu verfolgen und ihnen immer wieder Neues aufzunötigen? Noch heute werden einem meiner Bekannten, der vor ungefähr drei Jahren umgezogen ist, Appells an die alte Adresse nachgeschickt! Wenn andere warten, warum sollte sich dann eine große Universität einem einzelnen und unbekanntem Fragesteller so sehr verpflichtet fühlen? Die Antwort liegt auf der Hand: Columbia, die als Erziehungsanstalt keine Steuern zu zahlen braucht, macht Geschäfte und „verkauft“ Erziehung.

Die Episode war aber selbst damit noch nicht abgeschlossen. Da man mit dem Appell an ihre Intelligenz keinen Erfolg hatte, wandte man sich an ihr Gewissen, wie die folgende Mitteilung zeigt, die eine Woche später erschien:

Columbia Universität in der City von New York
Abteilung für Heimstudium

Schlußnote

Liebe Schuldnerin: —

Haben Sie keine Schulden bei uns? Das „Gestern“ ist heute Nacht gestorben und hat viele unbezahlte Schulden hinterlassen.

„Die dauerhaften Freuden“, sagt Professor PHELPS von Yale, „sind die geistigen Freuden, und die glücklichsten Menschen sind diejenigen, die die interessantesten Gedanken haben.“

Wir freuten uns deshalb, als Sie Ihren Wunsch nach mehr Kultur äußerten, und sandten Ihnen einige Prospekte mit der Möglichkeit schneller Beratung durch uns.

Sie haben nicht geantwortet. Wir finden das schwer verständlich. Sind Sie nicht sowohl sich selbst wie uns eine Antwort schuldig? Was kann Ihr Grund sein, unsere Höflichkeit zu mißachten?

Geben Sie uns bald die Möglichkeit, Sie zu sehen, oder senden Sie uns wenigstens eine Zeile, mit der Sie uns bestätigen, daß Sie für diese höchst wichtige Angelegenheit kein Interesse haben.

Die Empfängerin dieses Appells schrieb schließlich, daß sie weder Zeit noch Interesse habe. Aber Columbia gab auch dann die Jagd noch nicht auf. Man rief sie telephonisch an. Aber die Sünderin blieb hartnäckig. Der „Professor“ gab ihr darauf seinen Namen und seine Telephonnummer für den Fall, daß sie sich anders besinnen sollte.

Um nun auch in Krisenzeiten zu Diensten stehen zu können, konnte Columbia sich nicht auf die besprochenen Ankündigungen beschränken,

Sie mußte vielmehr ein neues Zirkular durch die Post verbreiten, das sie „eine Botschaft an jene, die ihr Geld anlegen wollen“ nannte. Der Empfänger wurde darin belehrt, daß „der 15. März der Neujahrstag des Unternehmers“ sei, weil „er an diesem Tage durch seine Veranlagung zur Einkommensteuer dazu veranlaßt werde, seine augenblickliche Lage und seine letzten Erfolge nachzuprüfen. Die Veranlagung zeigt ihm seine Gewinne und erschwert es ihm, seine Verluste zu vergessen. Sie läßt in ihm den Entschluß reifen, seinen Gewinn zu vergrößern und seine Verluste wieder gut zu machen. — Das eine ist sicher: der Unternehmer, dessen Kenntnis auf den Grundprinzipien basiert ist, wird, wie das die Regel ist, am 15. März nächsten Jahres ein gutes Gewinn- und Verlustkonto haben. Jenem aber, der sich nach „Gerüchten“, „Tips“ oder anderen oberflächlichen Gesichtspunkten richtet, kann das nicht versichert werden. Der Kursus der Columbia Universität über Investierung ist gründlich. — Es handelt sich um einen praktischen Kurs, den erfahrene Männer abhalten und verfaßt haben. Der Kurs ist zeitgemäß, denn er wurde erst Ende 1929 zusammengestellt und im Februar 1930 ergänzt. Er dient dem Investor mit der 10 jährigen Erfahrung Columbias im Korrespondenzunterricht. Schon haben sich über 1000 Teilnehmer eingeschrieben. . . . Vielleicht kann unsere Abteilung auch Ihnen nützen.“

Gibt es eine „Dienstleistung“, vor der die Columbia Universität zurückschreckt? Sie hat vom Zentrum der Metropole unseres Landes aus verkündet, daß sie bereit sei, ein Institut für die Erforschung des Landlebens zu organisieren. Sie hat einen Drogenverkaufskurs angekündigt, der sich mit Einzelheiten wie mit der „dem Drogisten gehörenden Landdrogerie“ und dem „Gemischtwarenladen“ befaßt. Die Stadt der Wolkenkratzer braucht natürlich auch einen Kursus in „Bauleitung“, mit Unterabteilungen für „Geschäftsgebäude“ mit besonderer Berücksichtigung der „Portierspflichten“, „Mehrfamilienhäuser“, „Einstockhäuser“, „Bankgebäude“ usw. Columbia liegt mitten in der Stadt New York, wo es kaum einen Zentimeter freien Raum gibt, und gibt Volkshochschulkurse über „praktische Geflügelzucht“, „Bienenzucht“ und „Gemüse- und Obstbau im Kleinen“. Da kann man sich nicht mehr wundern, wenn sie systematischen Unterricht in „Feuerversicherung“ vorschlägt, oder ein Seminar, in dem die Führer der Geschäftswelt „die Probleme, die sich aus der gewaltigen Prosperität ergeben“, besprechen können. Diese Anzeige erschien vor ungefähr zwei Jahren. Angesichts der kürzlichen Panik in Wall Street sollte sich das „Seminar“ jetzt 14 Tage mit genau den entgegengesetzten Problemen beschäftigen! Und Columbia tut das wirklich. Gleich nach dem letzten Börsenkrach veröffentlichte sie folgendes gedrucktes Rundschreiben:

Ankündigung eines neuen Korrespondenzkurses der Columbia Universität über Kapitalanlage.

Die heutige Zeit ist voller Unsicherheit für den Investor.

Die letzten paar Jahre waren gut. Fast alle Wertpapiere konnten ununterbrochen steigen. Dabei konnten Gewinne kaum ausbleiben. Unter diesen Bedingungen konnte jeder Geld machen.

Das hat sich jetzt aber alles geändert. Die Ereignisse der letzten Wochen haben bewiesen, daß die Kurse nicht nur steigen, sondern auch fallen können. Der Investor hat die bittere Wahrheit erfahren müssen, daß man an der Börse ebenso gut verlieren wie gewinnen kann.

Wir leben in einer unsicheren Zeit. Nur Wenige wissen, ob sie Papiere kaufen sollen oder nicht, oder ob man besser die weitere Entwicklung abwartet. Nur Wenige wissen, ob man in Zukunft mit gewöhnlichen Aktien oder mit Bonds bessere Gewinne erzielen wird.

Vielleicht interessiert es Sie, mehr über diesen Kursus zu hören. Wenn ja, schicken Sie uns, bitte, die einliegende Postkarte.

Die „Dienstleistungen“ der Columbia Universität sind natürlich nicht für die Erziehung da. Es gibt keine Anstalt, die 20 000 Menschen in Volkshochschulkursen, über die Post oder auf irgendeine andere Weise erziehen könnte. Das Ganze dient vielmehr einem Geschäft, bei dem die Columbia Universität in einem einzigen Jahr 300 000 \$ verdient hat!¹

Ich möchte wiederholen, daß Columbia trotz ihrer Effekthascherei auch ernste Arbeit leistet und ernste Studenten in vernünftigen Fächern unterrichtet. Darauf kommt es aber nicht an. In einer fieberhaften Atmosphäre, oder in einer Universität, die keine Unterschiede macht, keine Kriterien kennt und sich auf allen möglichen Gebieten betätigt, kann echte Kultur nicht gedeihen. Es ist fraglich, ob das ganze amerikanische Volk auf ein hohes Kulturniveau gebracht werden kann. Das ist auch nebensächlich; denn was Amerika zur Zivilisation beitragen kann, hängt nicht von dem gesamten Volk ab, sondern nur von einer begabten, ernstesten und engverbundenen Minderheit. Diese Minderheit muß vor den anstürmenden Wellen der Mittelmäßigkeit und des Humbugs geschützt werden. Die Universität, die vergißt, daß sie dafür verantwortlich ist, wird sich dermal einst vor den Schranken der Geschichte zu verantworten haben. Es sollte etwas bedeuten, an der Columbia Universität Student zu sein. Wenn aber die Hörer der genannten Kurse mit Recht sagen können, daß sie Student an Columbia sind, und auch noch im *Jahresbericht* als Studenten geführt werden, was bedeutet dann das Wort „Student“ noch? Arbeitet Columbia zu gleicher Zeit am Abbruch und am Aufbau der amerikanischen Kultur? Dient sie einem spontanen Bedürfnis, oder fördert sie einen Scheinbedarf?

¹ Siehe *Treasures Report*, 1929.

XX.

Die Universität Chicago ist ebenso diensteifrig wie Columbia. Ihre Korrespondenzabteilung (*Home Study Department*) ist ebenso „geschickt“ und arbeitet mit ebensolchen überschwinglichen und irreführenden Anzeigen, Formularen, Rundschreiben usw. In folgender Anzeige kündigt sie den Beginn eines Studenten-Werbefeldzuges an:

„Unsere Korrespondenzkurse sind in erster Linie für Studenten da.“ Aber in Wirklichkeit, „helfen sie Leuten mit sehr unterschiedlichen Bedürfnissen und in allen möglichen Lebensstellungen;“ und jeder, der um Auskunft bittet, erhält einen Brief mit der Versicherung, daß er „etwas Nützliches finden werde.“ Es wird ihm auch versichert, daß er durch die Korrespondenz die Hälfte

Abb. 4. Reklame der Universität Chicago für ihre Korrespondenzkurse. Es heißt darin: „Entfalte Deine Macht — zu Hause — fang an, bleibe dabei und komme zum Ziel; — erwirb durch die 450 Kurse, die die Universität Chicago durch Korrespondenz vermittelt, „Leistungsnachweise“ fürs Bakkalaureat.“

der fürs Bakkalaureat verlangten „Leistungsnachweise“ erlangen kann. „Wir geben Ihnen in unseren Kursen einen persönlichen Unterricht.“ Ähnlich wie Columbia, ist die Universität Chicago um jeden einzelnen Fragesteller besorgt: „Dürfen wir nicht bald von Ihnen hören?“ Wenn die Universität nichts hört, schickt sie immer wieder Mahnungen in Form von Ansichtskarten und Formularen, „um Sie an unseren früheren Briefwechsel zu erinnern.“ Man sollte meinen, daß die Universität von dem Unterricht, den sie in ihren kostbaren Gebäuden gibt, nur eine geringe Meinung hat. Denn sie läßt ein Heftchen zirkulieren, in dem ein Heimstudent, der offenbar die Universitätsgebäude kennt, folgendermaßen zitiert wird: „Ich finde, daß das Heimstudium dem eigentlichen Universitätsstudium in mehreren Dingen überlegen ist. — Dadurch kann viel eher eine ideale Erziehung vermittelt werden, als es in der Universität selbst möglich ist. Man vergleiche nur das Lesen und Denken zu Hause mit dem Besuch eines Klassenzimmers, in dem man eine mehr oder weniger gut durchdachte Vorlesung mitschreibt, die oft auch noch schlecht vorgetragen wird.“ Ein anderer schreibt: „Ich finde, daß ich mir den Stoff dieses Kurses weit besser eingepägt habe, als viele von den Fächern, die ich auf der Universität studiert habe, und für die ich ‚Leistungsnachweise‘ besitze.“ Ein Dritter meint: „Wenn ich den Gewinn, den ich von diesem Heimkurs habe, mit dem Ergebnis eines Universitätskurses, den ich kürzlich besucht habe, vergleiche,

muß ich dem von Ihnen organisierten Kurs den Vorzug geben.“ Ein Vierter schreibt schließlich: „Die Universität Chicago leistet auf diesem Gebiet das Beste, was es in ganz Amerika gibt. Man muß zwar etwas dafür ausgeben, aber der Gewinn ist auch größer, als bei irgendeiner anderen mir bekannten Anstalt dieser Art.“ Überlassen wir es Columbia und den staatlichen Universitäten, diesen Fehdehandschuh aufzunehmen!

Wenn die Zirkulare der Universität Chicago auf Wahrheit beruhten, müßte sie, um ihren Bedürfnissen nach Einnahmen und Raum nachzukommen, ihre Internate in Geld bringende Wohnungen und einige Laboratorien in Geschäftsräume für Heimkurse umwandeln. Unter den angekündigten Kursen finden sich auch eine Menge ernster Themen und fraglos kein so großer Unsinn, wie ihn sich Columbia leistet. Die Liste ist aber trotzdem noch schlimm genug, wie folgende Beispiele zeigen: „Reklame- und Verkaufspsychologie“, „Anleitung zur Kapitalanlage“, „Zeichnen für Fortgeschrittene“, „Architekturzeichnen“, „Korrekturlesen“, „Herausgabe von Zeitungsartikeln“, „Das Reimen“, „Das Schreiben von Schauspielen und die Theatertechnik“, „Organische Chemie — die aliphatische und aromatische Reihe“, „Die technischen Methoden der Bibliothekswissenschaft“ (sic!), „Kindererziehung“ und als Gipfel Kurse in „Französisch“, „Italienisch“ und „Spanisch“, in denen der Student die Sprachen „*durchaus* gründlich lesen und sprechen“ lernen kann. Betreffs der Aussprache wird er auf „Schallplatten und auf ein besonderes phonetisches Material für Französisch“ verwiesen. Heimkurse mögen ja ihre Berechtigung haben. Und es ist auch nicht verwunderlich, wenn sie in einem Lande mit billiger Post und allgemeiner Oberflächlichkeit in großer Zahl zu finden sind. Es ist aber ein Skandal, daß sich die Universität Chicago dazu hergibt, wohlmeinende, aber ungebildete Leute an der Nase herum zu führen und ihnen vorzuspiegeln, daß sie auf diese Weise eine *high-school*- oder *college*-Erziehung bekommen könnten. Der Gerechtigkeit halber muß ich sagen, daß die wirklichen Gelehrten und Forscher, sowohl in Columbia, wie in Chicago, als auch anderswo, darüber ernsthaft verstimmt sind.

XXI.

Wenn schon so starke und unabhängige Anstalten, wie Chicago und Columbia, die meiner Meinung nach mit Unrecht vorgeben, Schrittmacher für die Unglücklichen zu sein, deren Einkommen von einem Parlament abhängt¹, — wenn schon solche Universitäten so viel Unsinn

¹ Man kann „Schrittmacher“ sowohl auf Gut wie auf Böse beziehen. In den *Ann Arbor Daily News* vom 25. August 1930 wird angezeigt, daß die Universität Michigan im Begriff sei, „Korrespondenzkurse nach dem Muster von Columbia“ einzurichten.

machen, wie kann man sich dann noch über die Leistungen der staatlichen Universitäten wundern? Die Universität von Wisconsin offeriert z. B. Korrespondenzkurse auf fast jedem Niveau zwischen Volksschule und Universität, die auch „für die Erlangung von Graden angerechnet werden“ dürfen. Sie bietet weite Möglichkeiten, wie: „Alte und moderne Sprachen“ (die Aussprache erlernen Korrespondenzschüler ungewöhnlich leicht), „Vergleichende Literaturgeschichte“, „Technik (Elektrotechnik, Baufach, Mechanik)“, „Naturwissenschaft“, „Geschäft“, „Mathematik“, „Bibliotheksmethoden“, „Redekunst“, „Pharmazeutik“, „Leibesübungen“ usw. usw. Von den speziellen Kursen, die man unter diesen allgemeinen Überschriften findet, nenne ich nur: „Kleinhandelsreklame“, „Das Verfassen von Geschäftsanzeigen“, „Berufsberatung“, „Arithmetik im Laden“, „Die werdende Mutter“, „Das kranke Kind“, „Kochen für Landschulen“, „Nähen“, „Methoden der Elementarschul-Bibliothek“, „Gemeinsame Musik“, „Verjähungspraxis“, „Das Verfassen von Reden“, „Die Diskussion“ und „Probleme beim Redenlehren“. Die „Dienstleistungen“ der staatlichen Universitäten sind nun mit solchen Volkshochschul- und Heimkursen keineswegs erschöpft. Die Fakultäten brauchen auch bis zu einem gewissen Grade Berührung mit der Geschäftswelt, mit der Industrie, dem Gesundheitswesen, mit den Wohlfahrtseinrichtungen und mit den Philanthropen. Solche Beziehungen sind zweifellos bis zu einem gewissen Grade wertvoll. Wenn ihre Bindungen und Verantwortlichkeiten aber ein bestimmtes Maß überschreiten, fügen sie der Universität nur Schaden zu, und damit auch der ganzen Gesellschaft. Solch schädliches und zerrüttendes Übermaß kann man überall beobachten. Man kann das in Stiftungsanstalten sehen, in denen sich die Professoren nach Wunsch und Willen von Industrien, Konferenzen und Regierungen richten müssen, mit oder ohne Bezahlung, und mit oder ohne Rücksicht auf das Verhältnis zwischen Aufwand und Erfolg. In den aus Steuern unterhaltenen Instituten sind diese Zustände vielleicht noch schlimmer und verheerender. Ihre Nationalökonomien können durch ängstliche Körperschaften von ihrer Arbeit abgehalten werden; ihre Chemiker und Landwirtschaftler müssen vielleicht Verantwortungen für Vieh und Ernten übernehmen, die mehr als unpersönlicher oder wissenschaftlicher Natur sind; und ihre Pädagogen können zu Routinearbeiten herangezogen werden, die praktische staatliche oder städtische Schulfragen betreffen. Es mag schwer sein, die richtige Grenze zu ziehen. Aber gerade deshalb sollte die Universität das Publikum durch Vorschriften und Beispiel zu überzeugen versuchen, daß es letzten Endes den Kürzeren ziehen muß, wenn es seine Universitäten so weitgehend zum „Mädchen für Alles“ macht. Man kann es nicht entschuldigen, wenn Universitäten, wie Ohio, Michigan und Wisconsin, die Entwicklung von geeigneten staatlichen Anstalten dadurch hintanhaltend,

daß sie selbst praktische Verpflichtungen übernehmen wollen, die gar nicht auf die Universität gehören. Anstatt so viel zu leisten, wie sie gerade können, sollten sie so wenig wie möglich tun und lieber Männer ausbilden, die diese Verpflichtungen übernehmen können.

Über den Wert der Leute, die zu diesen „Dienstleistungen“ herangezogen werden, gehen die Meinungen auseinander. Der verantwortliche Leiter einer Heimstudiumsabteilung versicherte mir, daß nur „die besten jungen Leute“, die von der jeweiligen Abteilung vorgeschlagen werden, zu dieser Arbeit herangezogen werden. Ein angesehener Nationalökonom derselben Anstalt sagte mir aber, daß es noch nie vorgekommen sei, daß man einen „erstklassigen Mann“ zu einer solchen Arbeit abkommandiert hätte. „Wir schlagen schlecht bezahlte, drittklassige Leute vor, die eine Zulage zu ihrem Einkommen brauchen.“ Dieser Meinungsunterschied ist nicht so ganz bedeutungslos, weder für die ersten Studenten mit geeigneter Vorbildung, noch für die Opfer der geschickten Reklame.

Ich habe schon Zweifel darüber geäußert, ob der Bedarf an „Leistungsnachweisen“ in den amerikanischen Schulen den Wünschen der Studenten Rechnung trägt, oder ob die *colleges* und Universitäten sie zu dem unwürdigen Zweck benutzen, „Erziehung zu verkaufen“¹. Am 9. Dezember 1929 richtete der Schriftführer der *Association of American Colleges* einen Brief an alle „lieben Kollegen“ — darin sind über vierhundert *colleges* einbegriffen —, in dem er schrieb, daß eine „Zusammenstellung der verschiedenen von den *colleges* benutzten Reklamemitteln“ geplant sei „als Attraktion für die jährlichen Zusammenkünfte“. Er bat um „charakteristische Proben, die sich sowohl bei der gewöhnlichen *college*-Reklame, wie beim Sammeln von Geld, bei der Rekrutierung von Studenten und bei der Werbung um Wohlwollen bewährt hätten“. Unter

¹ Folgende Worte stehen wörtlich in einem Bericht des *Special Curriculum Committee* an die Kuratoren von *Trinity College* (15. Juni 1929): „Einer von ihnen (offenbar vom Lehrkörper) leitete seine Ausführungen damit ein, daß er behauptete, daß *college* sei eine kommerzielle Körperschaft zum Verkauf von Bildung.“ Zu seiner Ehre sei gesagt, daß die *New York Times* im redaktionellen Teil dagegen Protest einlegte: „Es (*Trinity College*) ist eine Erziehungsanstalt und hat keine geschäftlichen Funktionen.“ Trotzdem hat der genannte Bericht die Wahrheit gesagt — wenn auch zum Glück nicht die ganze Wahrheit. Columbia, Harvard, Chicago, die staatlichen Universitäten und viele andere Anstalten von gleichem oder geringerem Ansehen und Einfluß „verkaufen“ Bildung. Aber ihr kaufmännischer Standard ist niedriger, als der von angesehenen geschäftlichen Unternehmen; denn die letzteren geben dem Käufer sein Geld zurück, wenn die „Ware“ nicht dem Wortlaut der Reklame entspricht. Es ist unseren Universitäten offenbar noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß auch die „Religion“ einst „verkauft“ wurde, und zwar mit denselben Folgen für die Kirche, die wahrscheinlich auch die Universitäten erleben werden. Eines Tages werden aber die „Geldwechsler“ aus dem Tempel der Universität vertrieben — oder ausgelacht werden.

anderem bat er um typische „Zeitungsannoncen, mit Proben von Artikeln“, um „Anzeigen für die Straßenbahn“, „Redeproben“ usw. So echt und spontan ist die Erhebung des amerikanischen Volkes, von der die Universitäten, wie sie klagen, überrannt werden!¹

XXII.

Ich brauche hierauf nicht weiter einzugehen. Ich möchte nur noch auf einen Widerspruch hinweisen, der bisher scheinbar unbeachtet geblieben ist. In der laufenden Literatur über *college*-Erziehung wird immer wieder betont, wie wichtig es ist, daß Lehrer und Studenten Föhlung miteinander haben, und es wird darin nicht selten angegeben, daß das Versagen der *colleges* auf die Massenerziehung in der Universität zurückzuführen ist. Man zitiert oft den Ausspruch von Präsident GARFIELD, daß das ideale *college* ein Balken sei, an dessen einem Ende MARK HOPKINS und am anderen der Schüler sei. Das Präzeptorensystem, das Präsident WILSON in Princeton eingeföhrt hat, die Ehrenkurse in Harvard und Swarthmore, und das *tutor*-System, das Harvard übernommen hat, sind alles Versuche, die Studenten und den Lehrkörper in ungezwungene Föhlung zu bringen. Wenn nun die Schwierigkeiten, die damit gekämpft werden sollen, Wirklichkeit sind — was von Niemandem bestritten wird —, was soll man dann von Chicago, Columbia und anderen Anstalten sagen, die Tausenden durch ihre Reklame vorspiegeln, daß sie eine ebenso gute Erziehung wie auf der Universität auch auf brieflichem Wege bekommen können — eine Erziehung von „Universitätsrang“ (Columbia)? Die Probleme Amerikas heißen nicht „Main Street“² — denn Spießbürger gibt es in allen Ländern —, sondern Amerikas Zukunft ist deshalb so hoffnungslos, weil diejenigen, welche die Ämter der Intellektuellen innehaben, unfähig sind und nicht zwischen echter Kultur und oberflächlichem Firnis unterscheiden wollen, und weil man die Anstalten, die geistige Wertmesser sein sollten, zu Verkäufern von Patentmedizinen herabwürdigt. Es gibt auch *Babbitts*³ in anderen Ländern, und nicht etwa nur in den Vereinigten Staaten. „*Babbitismus*“ im Präsidium großer Universitäten gibt es aber nur in Amerika, und zwar in weiter Verbreitung. Keine Nation würde so leicht einer festen Leitung folgen, wie die Vereinigten Staaten. Man denke nur daran, welchen Anklang die Gründung von Johns Hopkins, die fortschrittlichen Leistungen des Instituts für Technik in Kalifornien (*California Institute of Technology*)

¹ Diese Organisation umfaßt 422 *colleges* in den Vereinigten Staaten, darunter Stanford, Yale, Universität Chicago, Amherst, Williams, Harvard, Radcliffe, Dartmouth, Princeton, Columbia, Cornell, Bryn Mawr, Swarthmore, Vanderbilt usw.

² *Anm. d. Übers.*: *Main Street* ist der Titel eines Buches von SINCLAIRE LEWIS, in dem das Leben in einer amerikanischen Kleinstadt beschrieben wird.

³ Siehe Anm. 1, S. 27.

oder die Neuorganisierung von Swarthmore gefunden haben. In der Hauptsache werden aber die Lehren, die man aus der Geschichte und selbst aus der neusten Geschichte ziehen muß, von den erhabenen Universitätsführern unserer Zeit mißachtet. Universitäten können sicherlich zu weltfern, zu klösterlich oder zu akademisch sein. Die amerikanischen Universitäten müssen aber erst noch lernen, daß Teilnahme an weltlichen Dingen nur dann von Wert ist, wenn sie der Erziehungspflicht untergeordnet wird, und wenn es auf hohem, uneigennützigem und intellektuellem Niveau geschieht¹.

XXIII.

Auf gleiche Stufe mit den „Dienstleistungen“, die manche amerikanische Universitäten eingeführt haben, möchte ich auch gewisse Berufs-, „schulen“ und -,„abteilungen“ stellen, wie die Schulen für Haushaltswissenschaft und häusliche Künste, für Journalismus, Geschäft, Bibliothekswissenschaft, Optikerausbildung, Hotelleitung usw. Nicht eine von ihnen gehört auf die Universität. Ich kann sie unmöglich alle einzeln in diesem Buche besprechen oder ausführlich auf sie eingehen. Ich möchte aber wenigstens die Frage aufwerfen, ob es angebracht ist, sie in eine moderne Universität aufzunehmen, und ich möchte auch Gründe für meine Zweifel angeben, um mich milde auszudrücken.

Beschäftigen wir uns einmal mit den Schulen für Haushaltswissenschaft. Was mögen wohl die Universitätsleiter, die eine Fakultät für Haushaltswissenschaft dulden oder leiten, unter „Wissenschaft“ verstehen? Diese Abteilungen blühen wie die Zedern vom Libanon, — so z. B. in Columbia, Chicago und in den staatlichen Universitäten. Obgleich die Universitäten und ihre medizinischen Fakultäten Mühe haben, Professoren für physiologische Chemie zu bekommen, prahlen die Abteilungen für Haushaltswissenschaft und häusliche Künste — so ist es in Columbia und Chicago — mit Lehrkörpern, die es unternehmen, Ernährungsprobleme zu behandeln und höhere Titel (*A. M.*, *Ph. D.*) zu verleihen, ganz gleich, ob die Studenten Dissertationen über Unterkleidung verfassen oder über Themen aus dem Gebiet der physiologischen Chemie. Neben Kursen für Lieferanten findet man Forschungen über Nahrungsmittel und Ernährung. Es ist natürlich Unsinn, zu glauben, daß derartige Abteilungen mit guten Lehrern oder guten Schülern besetzt sein können, wo die besseren und bedeutenderen akademischen

¹ Unter den großen amerikanischen Universitäten ist eine einzige, Princeton, die keinerlei „Dienste“ der beschriebenen Art leistet; sie ist auch heute noch im wesentlichen ein *college*, wenn sie auch in einigen Abteilungen gute Fortschritte gemacht hat; eine andere, Yale, auch im wesentlichen ein *college*, befaßt sich damit nur nebenher und hat auch „keinen Ehrgeiz in dieser Richtung.“ (Aus einem Brief des Präsidenten.)

und medizinischen Abteilungen einen großen Bedarf daran haben, den sie nicht einmal befriedigen können. Nichtsdestoweniger hat Chicago den *Ph. D.*-Titel in häuslicher Ökonomie und Haushaltsführung (*Department of Home Economics and Household Administration*) verliehen für Arbeiten wie „Der Grundumsatz und Creatinin, Creatin und Harnsäure im Harn von Schulkindern“, „Der Verdaulichkeitskoeffizient und der Koeffizient der speziellen dynamischen Wirksamkeit einer einfachen gemischten Ernährung bei verschiedenen Individuen“, „Über den verschiedenen Kleidungsbedarf bei verschiedenem Einkommen — eine Studie über den Verbraucher“, und *M. A.*-Titel für Arbeiten wie „Photographische Studien an gekochtem Zuckerguß“, „Verschiedene Richtungen in der Strumpfreklame“, „Eine Analyse von Schälmessern, mit Berücksichtigung von Zeit- und Materialverbrauch beim Kartoffelschälen“, „Eine Studie über die genaueren Bedingungen beim Schinkenkochen“, „Der Einkauf von Frauenkleidung durch die Post“, „Stilwechsel in der weiblichen Unterkleidung“ und schließlich „Vergleichende Untersuchung über Zeit und Bewegung bei viererlei Art Abwaschen“. In der Form und Aufmachung kann nichts eindrucksvoller sein. Die zuletzt genannte Arbeit hat z. B. folgendes Titelblatt:

Die Universität von Chicago

Vergleichende Untersuchung über Zeit und Bewegung bei viererlei Art Abwaschen

Dissertation

Der hohen Fakultät zur Erlangung des M. A.-Titels vorgelegt

Die Ähnlichkeit mit wissenschaftlicher Forschung ist aber nicht nur auf den Titel beschränkt, sondern sie drückt sich auch im übrigen aus. Die Dissertation ist eingeteilt in Einleitung, Literaturübersicht, Zweck und Begrenzung der Untersuchung, Untersuchungsmethoden, Resultate und Besprechung, Folgerungen und Ratschläge, Schlußfolgerungen (noch einmal!) und Literatur. Es wurden Zeit und Bewegungen bestimmt, die nötig waren, um „das Geschirr vom Tisch zu nehmen und auf einen Teewagen zu stellen“ und zu ähnlichen Handlungen. Beim Abwaschen bestimmte man die Bewegungen, die nötig waren, um „zum Herd zu gehen, den Teekessel zu ergreifen und den Deckel am Herd abzunehmen“, „zum Ausguß zu gehen und den Warmwasserhahn aufzudrehen“, „den Warmwasserhahn wieder abzudrehen“, „zum Herd zu gehen, den Deckel wieder aufzusetzen und das Gas anzuzünden“, „zum Ausguß zu gehen“ usw. Die Arbeit umfaßt hundert Schreibmaschinenseiten mit Tabellen und Kommentaren, wie z. B. „Bücken und Heben sind anstrengend“. Es bedeutet äußerste Belastung für den Scharfsinn der Lehrer, Themen für Dissertationen zu finden, und sie müssen jeden Winkel in Schule

und Haus durchstöbern, damit sie Anregungen finden. Das Resultat dieser Untersuchungen ist deshalb vielleicht weniger wichtig als ihr Gedankenreichtum. Die Abteilungsleiter, die auf der Suche nach Themen sind, mögen sich freuen, wenn sie hören, daß man diese Methode der „Arbeitsanalyse“ auch auf „alle die dreihundert und mehr Aufgaben“ anwenden kann, die einen Teil der Tätigkeit der Hausfrau ausmachen. In nächster Nähe lauern dreihundert Themen. Zu wieviel weiteren Themen jedes der dreihundert anregen wird, mag für die Phantasie eines Berufsmathematikers von Interesse sein. Nun muß natürlich die junge Hausfrau, die ihren Haushalt selbst besorgen muß, nicht nur die Untersuchung über das Abwaschen lesen, sondern auch jede der „drehundert und mehr“, die ihr folgen werden. Wenn sie jeden Tag eine Arbeit liest, hat sie ein Jahr lang zu tun, um damit fertig zu werden. Aber zu ihrem Glück ist die genannte Dissertation bisher noch nicht gedruckt worden.

Die obigen Zitate eröffneten der Forschung ganz neue Gefilde; denn wenn eine vergleichende Untersuchung über die verschiedenen Arten des Abwaschens ein für akademische Zwecke und Ausgaben geeignetes Thema ist, warum können dann nicht auch vergleichende Untersuchungen über die Herstellung von Speiseeis, über das Mischen von alkoholfreien Getränken oder von alkoholischen Getränken, usw. dazu geeignet sein? Und wenn man über die Bakterien in Herrenunterhemden arbeiten kann, warum dann nicht auch über Bakterien in Herrensocken oder in allen anderen der an Zahl ständig abnehmenden Kleidungsstücke von Männern und Frauen? Dieses Gebiet ist leider heutzutage weniger ausgedehnt als zur Zeit der Königin VIKTORIA! Die Furcht, daß die Eroberungen der Wissenschaft bald nichts mehr zu forschen übrig lassen könnten, schwindet vor den modernen *Alexandern*, die im Gehaltlosen und Banalen Welten gefunden haben, in denen es sich unerschöpflich erobern läßt!

Ich möchte nicht in den Verdacht kommen, daß ich die Abteilung für häusliche Ökonomie und Haushaltsführung (*Departement of Home Economics and Household Administration*) an der Universität auf die leichte Schulter genommen habe. Da ich mir völlig klar darüber war, daß ich keine Köchin, kein Chemiker oder Schneider bin, unterbreitete ich die Thesenliste von Chicago zwei hervorragenden Autoritäten auf dem Gebiet der physiologischen Chemie und der Ernährung. Sie waren so gut, mir ihre Ansicht mitzuteilen. Der Chemiker schreibt:

„Meiner Meinung nach sollte der Forschungsstandard für Doktor-dissertationen in allen Fakultäten gleich hoch sein. Von den angeführten Themen können vielleicht zwei beanspruchen, die Technik zu erfordern, die ein wissenschaftliches Institut als Mindestmaß von einem Kandidaten für den *Ph. D.* verlangen muß.“

Der andere schrieb mir:

„Man hat das Gefühl, als ob die ganze Sache oberflächlich sei, und daß man die Themen nur deshalb aufgebauscht hat, weil man eine Dissertation schreiben muß, wenn man den Dokortitel haben will. Man kann „die Ausdehnung der Brustfütterung“ nicht durch eine „statistische Arbeit an 200 Fällen aus einer Frauenklinik“ errechnen. Man kommt auch nicht weiter, wenn man „den Geschmack von 260 Kindern unter Schulalter“ studiert. Und dann: „Veränderungen der Fettkonstanten bei Fetten, die man für Pfannkuchen verwendet“. Warum Pfannkuchen? Ich für mein Teil hoffe, daß bei dieser Arbeit nichts herauskommt; denn sonst wäre die logische Folge, dasselbe auch auf gebackene Bananen, Eierpflanzen, Austern usw. anzuwenden. Das Ganze verstärkt den Eindruck, daß wir in einem Zeitalter der Maschine und der Massenproduktion leben.“

Columbia befaßt sich mit ganz ähnlichen Dingen. Im Lehrer-*college* (*Teachers College*) offeriert sie z. B. Kurse wie „Experimentelles und vergleichendes Kochen“. Man kann auch Leistungsnachweise bekommen für wie z. B. „Kaffeehauskochen¹“, „Etikette der Mahlzeiten und Gastlichkeit“ oder „Grundzüge der Hauswäscherei“. Unter den Dissertationen für den *Ph. D.* finden sich: „Einige Versuche zur Standardisierung der Ofentemperaturen beim Kochen“ und „Einige zuckerparende Süßstoffe für den Alltagsgebrauch“². Die „neueren Forschungsergebnisse der Kochkunst und verwandter Gebiete“, die kürzlich von einem Lehrer geschrieben wurden — und ein Professor schrieb das Vorwort dazu —, behandeln im ersten Teil die „Abkühlung“³. Als Beispiele für die wissenschaftliche Tiefe der „Untersuchungen“ zitiere ich folgende Sätze:

„Die Theorie der Abkühlung schließt die Verminderung der Körpertemperatur unter die der benachbarten Umgebung mit ein.“

„Häufiges Öffnen und Schließen der Eisschranktür bewirkt einen vergrößerten Eisverbrauch und eine vorübergehende Temperatursteigerung im Eisschrank.“

¹ Die Universität Wisconsin gibt Gelegenheit zu einem äußerst reizvollen Kursus in „Teestuben- und Kaffeehausleitung“, worin „eine Exkursion nach Chicago eingeschlossen ist“.

² Die Tätigkeit der Johns Hopkins Universität auf dem Gebiet der Hauswirtschaft beschränkt sich offenbar auf „einen Übersichtskurs über die neuen *Richtungen* (gesperrt gedruckt von mir) in der Hauswirtschaft, inklusive Material, Methoden und Lehrpläne für Nahrungsmittel und Kochen, Kleidung und Textilien, Haushalt und Kinderpflege“. Man fragt sich, was wohl aus der höheren Erziehung in den Vereinigten Staaten werden würde, wenn das Wort „Richtung“ aus dem akademischen Sprachgebrauch gestrichen würde. Man kann nicht voraussagen, wieviel unnötige Mühe und Ausgaben dadurch gespart würden.

³ *Teachers College Record*, Januar 1930, S. 320—331.

„Ein guter Eisschrank sollte eine Temperatur haben, die für die Erhaltung der Speisen ausreicht.“

Im zweiten Teil dieser „Forschungsergebnisse“, der sich mit Speiseeis beschäftigt, wird dem gespannten Publikum mitgeteilt, daß, was „den Einfluß des Zuckers“ betreffe, seine primäre Funktion sei, das Eis zu süßen¹. Sekundäre und tertiäre Funktionen werden nicht genannt. Zum Schluß möchte ich noch auf die Literaturangaben aufmerksam machen, auf die sich diese fruchtbaren Tatsachen stützen: unter den 81 Angaben finden sich eine ganze Reihe Reklameschriften!

Nun gebe ich ja zu, daß es in Amerika nötig ist, einige Personen in Kochen, Kleidung und Haushalt auszubilden, und daß auch das Bedürfnis vorhanden ist, Leute zu Kochlehrern usw. auszubilden, wenn ich auch mit Sicherheit annehme, daß eine gute Allgemeinbildung, selbst wenn sie nur begrenzt ist, letzten Endes bessere Köche und Kochlehrer produzieren wird, als je aus solchen unreifen und engstirnigen Zweckkursen hervorgehen können. Wie dem aber auch sei, die Leute, die diese Ausbildung benötigen oder erteilen, oder die Fächer an sich, gehören niemals an eine Universität, weder vom kulturellen, noch vom praktischen oder wissenschaftlichen Standpunkt aus. Gesonderte Anstalten, die bescheiden, billig und anspruchslos sind, und von Lehrern geleitet werden, die in der Schule der Erfahrung bestanden haben, — solche Anstalten sollten viel größere Erfolge haben, als die pompösen Institute, die jetzt viele Universitäten belasten. Wenn die Betätigungen, wie „Volkshochschulkurse“ und „Korrespondenzkurse“ einmal an ihren richtigen Platz verwiesen sind, haben wir mehr Aussicht, eine gesunde Vorstellung von Wissenschaft und Forschung zu bekommen. Es ist Tatsache, daß die Kinder in der Elementarschule Haushaltslehre „lernen“, daß die *high-school*-Schüler dasselbe tun, und daß es schließlich sogar Studenten gibt, die auf dem *college* und an der Universität Haushaltslehre „lernen“. Und was leisten sie zum Schluß? Zwei große Universitäten im Mittelwesten, die jährlich erhebliche Unterbilanzen haben, waren nicht in der Lage, einen *Ph. D.* der Haushaltswissenschaft aufzuzureiben, der ihre Verpflegungsprobleme regeln und ihr Budget balanzieren konnte. Die eine von ihnen betraute darauf eine Frau damit, die eine ganz gewöhnliche Erziehung genossen und eine Pension mit Erfolg geführt hatte, mit dem prompten Erfolg, daß der Fehlbetrag sofort verschwand und die Studenten besser verpflegt wurden. Die andere Universität, die ebenso enttäuscht war, verzichtete auf ihre Haushaltsdoktoren und überließ das Problem einem jungen Manne, der bisher Französisch gelehrt hatte und eine Stelle bei der Universitätsverwaltung suchte. Am Ende des ersten Jahres zeigte seine Abteilung statt eines

¹ *Teachers College Record*, Februar 1930, S. 472.

Defizits einen Gewinn von fast 50 000 \$. So verschleudern Schulen, *colleges* und Universitäten ihre Erziehungsmöglichkeiten zugunsten einer wertlosen und unpraktischen „Ausbildung“, die meist noch nicht einmal erfolgreich ist. Wenn ich diese Untersuchung auf den Landwirtschaftsunterricht in den Elementarschulen, *high schools* und an den *colleges* ausdehnen würde, würde sich eine noch größere Verschwendung zeigen, und womöglich noch weniger praktische Erfolge. Wenn gebildete Frauen plötzlich vor häusliche Probleme gestellt werden, lösen sie sie gerne und leicht. Professor GEORGE HERBERT PALMER faßt in seiner Biographie über seine Frau das alles in einem einzigen Absatz zusammen:

„Sie hatte an der häuslichen Seite des Lebens große Freude und wurde eine frohe Meisterin nicht so sehr der gewöhnlichen „Haushaltswissenschaft“ als vielmehr der feineren Künste des Haushalts. Leute, die anderswo ausgebildet waren, gewöhnte sie schnell an unser Heim und brauchte sie dazu, denen, die sie liebte, das Leben angenehm zu machen. Einmal mußte sie sich mit einer neuen Köchin abplagen, die kein Brot backen konnte. Nachdem sie sich die üblichen Entschuldigungen mit Ofen, Mehl und Hefe angehört hatte, ging sie eines Tages selbst in die Küche und buk einen ausgezeichneten Laib. Da tat die erstaunte *Bridget* einen Ausspruch, der überliefert zu werden verdient: ‚Das ist wirklich Bildung — etwas machen können, was man noch nie getan hat.‘¹

Bildung ist niemals besser definiert worden. Man kann *Bridgets* Ausspruch allen Universitäts- und *college*-Präsidenten und den Leitern von Geschäfts-, Zeitungs- und Haushaltsschulen vorbehaltlos empfehlen. Es gibt aber auch in Amerika *college*-Präsidenten, die so intelligent wie *Bridget* sind. Ich weiß von Professoren für Englisch, Latein und Philosophie, die sich als *college*-Präsidenten kurz nacheinander mit Problemen wie Entwässerung, Kraftanlagen, Ernährung, Sport, Finanzen, undichten Dächern, Neubauten und Erziehungsreform befassen mußten und die mit ihrem trainierten Verstand diese Aufgaben leicht, vernünftig und mit Humor gelöst haben.

XXIV.

Mit den Universitätsfakultäten für Kochen und Bekleidung möchte ich auch die Universitätsschulen für Journalismus auf die gleiche Stufe stellen. Ihre Lehrkörper sind gewöhnlich aus Journalisten zusammengesetzt, die teils ihren Beruf aufgegeben haben und teils noch als Nachtredakteure, Abteilungsleiter, Verleger oder Theaterkritiker tätig sind. Hieraus kann man ersehen, einen wie geringen geistigen Wert die Universitätsschulen für Journalismus haben müssen. An der Columbia

¹ GEORGE HERBERT PALMER: *The Life of Alice Freeman Palmer* (Boston, 1908), S. 225/26.

Universität dauert die Ausbildung vier Jahre. Die beiden ersten Jahre dienen der üblichen *college*-Erziehung und entsprechen einer höheren Schulbildung. Dem zukünftigen Journalisten sind dadurch ausgezeichnete Möglichkeiten gegeben. Wenn er Glück hat und vernünftig, begabt und fleißig ist, kann er eine gute Ausbildung in Englisch, modernen Sprachen, Politik und Nationalökonomie bekommen. Aber vom dritten Schuljahr ab, d. h. mit dem Beginn der eigentlichen Journalistenschule — und damit beginnt eine düstere Periode — müssen sie sich in den Berufskursen mit Dingen beschäftigen wie „Zeitungspraxis“, „Die Psychologie der Zeitungsinteressenten“, „Berichterstattung“, „Das Verleumdungsgesetz“, „Geschichtschreiben“, und in den Kursen für Fortgeschrittene mit „Bücherbesprechung“, „Theaterkritik“ und „Sonntagsbeilagen“. Es ist sogar angeregt worden, einen Kurs in der Anwendungstechnik der Presse und anderer Medien auf die Verbreitung von Nachrichten und Geschichten abzuhalten, aber die Presse selbst protestierte dagegen mit der Begründung, daß dadurch die Würde und Unantastbarkeit der Presse herabgesetzt würden. Neben den technischen Kursen gibt es Wahlkurse über den „modernen europäischen Roman“ und „die internationalen Beziehungen“.

„Zu meiner Zeit“, schreibt ein ehemaliger Student der Schule von Columbia, „gab es im Lehrplan keine Kurse oder Seminare, in denen über den Beruf an sich kritische oder konstruktive Werturteile abgegeben wurden. Leute, welche die Zeitungen als soziale Einrichtungen mit Verantwortung und Möglichkeiten bewertet hätten, wären damals von dem Lehrkörper abgelehnt worden. Mit zwei bemerkenswerten Ausnahmen (einer davon ist jetzt Direktor der Schule) setzte sich der Lehrkörper damals aus „hartgesottene“ Praktikern oder aus Journalisten zusammen, die ihren Beruf aufgegeben hatten. Die Zeitungen kümmerten sich um diese Schule nicht. Man konnte bei ihnen Stellung bekommen, wenn man wußte, wie; sogenannte „gebildete“ Leute waren unerwünscht. Heute muß man aber ausgebildet sein, wenn man vorwärts kommen will —. Die Journalistenschule (*School of Journalism*) hat keinen Einfluß auf den „Beruf“.“

Am Ende seiner Ausbildung bekommt der Student gewöhnlich den Titel *B. Lit.*¹ Wenn er nach einem weiteren Jahr „einen ernsthaften Artikel von nicht weniger als 15 000 Worten über ein journalistisches Thema“ vorlegen kann, kann er auch den höheren Titel *M. Sc.*² bekommen.

Die Universität Wisconsin hat Columbia noch bis zu einem gewissen

¹ *Anm. d. Übers.:* *B. Lit.* ist die englische Abkürzung für *Bachelor of Literature* (Bakkalaures der Literatur).

² *Anm. d. Übers.:* *M. Sc.* ist die englische Abkürzung für *Master of Science* (Meister der Wissenschaften).

Grade überflügelt. Da man spezialisiert sein muß, um modern zu sein, gibt Wisconsin fünf verschiedene Kurse: einen für Tageszeitungen, einen zweiten für Gemeindeblätter, einen dritten für den Anzeigenteil und einen vierten für Zeitschriften. Der fünfte Kurs ist für die künftigen Lehrer des Journalismus vorgesehen!

Das Resultat ist, daß die schon ohnehin oberflächliche Erziehung noch weiter verflacht wird — eine Folge davon, daß unter der Maske einer Berufsausbildung ein paar praktische Tricks und Anordnungen gelehrt werden, die eingebildeter oder kluger Junge im „Beruf“ ganz von alleine lernen würde. Fachliche Ausbildung und Geschicklichkeit kann er natürlich nur mit der Zeit bekommen. Der Student, den ich oben zitierte, schreibt weiter: „Ich bin „tot“ sicher, daß es keiner zwei Jahre bedarf, um die technische Ausbildung zu bekommen, und ich bezweifle sogar, ob man sie außerhalb des „Berufs“ überhaupt erwerben kann.“ Ich halte weitere Kommentare zu diesem Unsinn für überflüssig. Das Zeitungswesen ist eine soziale Erscheinung von ungeheurer Bedeutung, und ihr kritisches Studium wäre einer Universitätsabteilung für Soziologie sehr wohl würdig. Aber der Journalismus ist kein akademischer Beruf wie Jura oder Medizin. Die „Berufs“ausbildung der Schule für Journalismus macht es fast unmöglich, echte Kultur zu erwerben — und das gerade in der wichtigsten Zeit. Es ist sicher, daß die Vorspiegelung einer „Berufsausbildung“, den Verlust einer soliden Erziehung in Geschichte, Politik, Literatur, Naturwissenschaft und Philosophie letzten Endes nicht ersetzen kann.

XXV.

Es gibt schon lange höhere Schulen für Handel oder Geschäft, wie z. B. in Chicago, Columbia¹, an den staatlichen Universitäten und anderswo. Auch sie sind meiner Meinung nach nur ein ärmlicher Ersatz für die solide allgemeine *college*-Erziehung; und man könnte sich vorstellen, daß sie auch vom geschäftlichen Gesichtspunkt aus nur wenig Wert haben. Anspruchsvoller, und deshalb gefährlicher, ist die Hochschule für Geschäftsführung in Harvard (*Harvard Graduate School of Business Administration*), die in der Theorie eine akademische Berufsschule sein will. Ich will mich im folgenden auf diese Schule beschränken².

¹ Ich möchte in diesem Zusammenhang noch einmal darauf aufmerksam machen, daß der Direktor der Handelsschule an der Columbia Universität gleichzeitig auch Direktor der Volkshochschule und Professor für Latein (Epigraphie) ist. Man bedenke, wie ganz Europa lächeln würde, wenn Professor GILBERT MURRAY zum Direktor einer Handelsschule in Oxford gemacht würde, oder Professor WILAMOWITZ zum Direktor der Handelshochschule Berlin. Was denkt sich eine Universität eigentlich bei den Klassikern oder beim Geschäft, wenn sie so lächerliche Pflichtenverbindungen zuläßt?

² Auch die anderen im Text erwähnten Handels- und Geschäftsschulen geben Unterricht zur Erlangung eines höheren Titels.

Ist das Geschäft ein wirklicher Beruf? Im gewöhnlichen Sprachgebrauch wird das Wort „Beruf“ nur als Gegenstück zum „Amateur“ gebraucht. Man kann deshalb von einem Berufskoch, Berufsfußballspieler, Berufsfriseur, -tänzer oder -geschäftsmann sprechen. Aber vom Standpunkt der Universität aus naht der Tag des Gerichts, obgleich sich die Köche und Geschäftsleute in den akademischen Hainen vieler Anstalten gemächlich niedergelassen haben. Die Zeiten ändern sich natürlich. Der ehemalige Barbier z. B. — kein wirklicher Beruf im akademischen Sinn — ist zum heutigen *full-time*-Professor der Chirurgie geworden. Wie wir uns auch im Moment entscheiden mögen, wir werden jedenfalls zugeben müssen, daß das Geschäft eines Tages, in einer anderen sozialen und wirtschaftlichen Ordnung, in einem anderen System ethischer Bewertung oder bei tieferer Kenntnis der Nationalökonomie zu einem echten Beruf werden könnte. Aber heute ist das Geschäft noch kein Beruf. Ist die Handelshochschule von Harvard eine Anstalt, die an der Entwicklung des Geschäfts zu einem echten Beruf mitarbeitet, oder hält sie diese Entwicklung auf?

Ich habe schon angedeutet, daß die echten Berufe gelehrte Berufe sind, daß sie in der Kultur wurzeln, und daß sie einen Ehrenkodex haben, der ein Ideal verkörpert. Im Lauf ihrer langen Geschichte läßt sich erkennen, daß ihre Probleme im wesentlichen intellektueller Natur sind. Beim Geschäft ist das aber anders¹. Bei ihm überwiegt das Motiv des Gewinns; und zum Erfolg des Geschäfts ist Reklame unerlässlich. Die Methoden der Geschäftsführung haben sich natürlich geändert. Sie sind in mancher Beziehung besser geworden. Gelegentlich trifft man auch Geschäftsleute, die ihr Geschäft wie Künstler oder Philosophen betreiben. Aber im ganzen ist auch heute noch Geschäft Geschäft. Es gibt nur einen Unterschied gegen früher, nämlich daß es die Welt heute in einem bisher ungekannten Maße beherrscht, mit seinen Maßstäben fremde Gebiete durchdringt und Geister in seinen Strudel zieht, die sonst in der Regierung, in der Wissenschaft oder Kunst schöpferisch tätig gewesen wären.

Ich will nicht vorschlagen, daß die Welt versuchen soll, sich des Geschäfts zu entledigen. Denn Geschäft haben wir immer gehabt und müssen es auch immer haben. Das muß schon so sein. Es leistet unter anderem auch Dienste und dient der Zivilisation. Das Geschäft wird die Welt glücklicher und bequemer machen; und durch das Geschäft

¹ Fast die gleichen Kriterien sind angegeben von Professor F. GAY, *Social Progress and Business Education, Proceedings of Northwestern University, Conference on Business Education*, Juni 1927, S. 84. Professor GAY, der erste Dekan der Handelshochschule Harvard, ist, was diese Schulen betrifft, voller Hoffnungen — oder vielleicht besser voller frommer Wünsche; auf Einzelheiten geht er aber nicht ein.

mögen Millionen Kultur und Intelligenz erwerben, die sonst nur Holzhacker oder Wasserträger geworden wären. Aber ist das heutige Geschäft edel, unpersönlich, geistig und wählerisch genug, um ein Beruf genannt zu werden? Ich glaube nicht. Auch in den älteren Zivilisationen glaubt man das nicht, in denen sich das mit so viel Energie betriebene moderne Geschäft mit einer reichen Kultur messen muß, die in einem Boden wurzelt, den Jahrhunderte befruchtet haben. Im heutigen Amerika ist der Kulturboden leider sehr dünn. Kunst, Wissenschaft und Philosophie können darauf nicht gut gedeihen; wohl aber das Geschäft.

Das moderne Geschäft hält den Kriterien für einen echten Beruf nicht stand. Es ist eher schlau, energisch und geschickt, als geistig eingestellt. Es ist mehr auf seinen eignen Vorteil bedacht, als daß es edlen Zielen dient; bei unserer heutigen sozialen Struktur muß das auch so sein. Die Tatsache, daß viele erfolgreiche Geschäftsleute freigebig für wohltätige Zwecke Stiftungen machen, beweist noch nicht, daß das heutige Geschäft ein anderes Ziel als den Erfolg hat, haben kann oder haben sollte. Auf der anderen Seite ist finanzieller Erfolg natürlich auch keine Widerlegung dessen, daß der Einzelne nicht doch eine hohe Auffassung von seinen Bestrebungen haben kann, und daß seine geschäftliche Tätigkeit nicht doch ästhetische, wissenschaftliche und altruistische Seiten aufweist, wie sie die echten Berufe charakterisieren, die mit Recht als solche gewürdigt werden.

Daß das Geschäft ein Phänomen von größter Bedeutung ist, läßt sich nicht leugnen. Das ist natürlich auch der Grund dafür, daß die Universitäten, die sich ja mit Phänomen und Problemen beschäftigen, das Geschäft erforschen wollen. Wenn sich aber eine moderne Universität dazu hergibt, die Erfahrung „auszuschalten“, und versucht, Reklamesachverständige, Verkäufer oder gute Angestellte für Banken, Warenhäuser und Verkehrsgesellschaften zu liefern, so ist das meiner Meinung nach niedrig und unwürdig, und etwas ganz anderes, als wenn Nationalökonom und Soziologen in einer Handelsschule oder in einer Abteilung für Nationalökonomie das moderne Geschäft studieren. Lassen wir die Nationalökonom ruhig das Bankwesen, den Kreislauf des Handels und den Verkehr studieren; laßt den Chemiker Stoffe und Lebensmittel untersuchen; laßt den Psychologen das Reklamewesen studieren, wenn er verstehen lernen will, warum eine Phrase wie „Nicht ein Hustenreiz in einer Wagenladung“ eine Nation dazu bringen kann, eine neue Zigarettenmarke zu kaufen; aber nicht, wenn er den Geschäftsleuten beibringen will, wie man das Publikum anlockt. Denn technische Geschicklichkeit, Verkaufstechnik usw. gehören auf die Fachschule oder in die Lehrzeit.

Professor WESLEY MITCHELL und Professor SELIGMAN und ihre Mitarbeiter (in Columbia) sind deshalb mit dem gleichen Recht an der

Universität wie die Astronomen, die Sonnenflecke studieren, oder wie die Geschichtsforscher und Ethnologen, die sich den Kopf über den Balkan zerbrechen. Diese beiden hervorragenden Wirtschaftler und Steuersachverständigen haben aber nichts mit der Handelsschule von Columbia (*Columbia School of Business*) zu tun. Es gibt auch an der Handelshochschule von Harvard wissenschaftlich eingestellte Männer, die sich z. B. mit der Wirtschaftsgeschichte, mit den Phänomenen der Volkswirtschaft und mit Verkehr und Bankwesen befassen. Im Gegensatz zu diesen kritischen und ernsthaft interessierten Gelehrten legt aber die Verwaltung der Handelshochschule den Hauptwert auf das „Vorwärtskommen“. Das ist der Krebschaden des amerikanischen Volkes. In dem 145 Seiten langen Prospekt, in dem die Schule beschrieben wird, findet sich von Anfang bis zum Ende kein Satz und kein einziges Wort, das auf eine echte berufliche oder wissenschaftliche Einstellung schließen ließe. „In früheren Zeiten hatte der Mann, der sich von unten heraufarbeitete, mehr Chancen als heute“ (S. 11); „heute vermittelt die Handelshochschule die Ausbildung, die man zum Vorwärtskommen braucht“ (S. 11); „Wenn der Student die Schule absolviert hat, hat er eine Vorbildung, die ihm schnellen Erfolg im Geschäftsleben verspricht“ (S. 12); „Der allgemein befriedigende Fortschritt im Geschäft ist Männern zu verdanken, die kürzlich die Handelsschule absolviert haben“ (S. 14, 15). Welche medizinische Fakultät würde es wagen, ihre Ideale und Erfolge in solche Worte zu kleiden? Man vergleiche diesen dürrtigen *ad-hoc*-Appell mit dem scharfen Ausspruch eines Oxforder Professors, der Gelehrter wie Geschäftsmann ist: „Der Student kann fast alles, was zum Geschäft nötig ist, entweder vor der Universität (soweit es sich um Allgemeinwissen handelt) oder nach seinem Eintritt ins Geschäft erlernen (soweit es für seinen Lebensweg von Wert ist)“¹.

Auch vom geschäftlichen Standpunkt hat die Handelshochschule von Harvard einen engen Horizont. Soll man das moderne Geschäft hinnehmen, wie es sein möchte, oder hat die zivilisierte Gesellschaft die Pflicht, daran Kritik zu üben? Die Handelsschule Harvard wirft weder ethische noch soziale Fragen auf; sie diskutiert auch nicht über das Geschäft, wie die medizinische Fakultät der Harvard-Universität (*Harvard Faculty of Medicine*), welche die empirische Medizin zur Diskussion stellt; sie hat nicht einmal eine eigne großzügige Anschauung über das Geschäft als Geschäft². Bei der Beschreibung der Abteilung für Außenhandel

¹ *De Madariaga*, loc. cit., S. 8.

² Ein Student der Handelshochschule schreibt wie folgt: „Ich war enttäuscht, daß die Studenten nicht einmal im ersten Jahr dazu angehalten werden, das System, mit dem sie sich beschäftigen, irgendeiner Wertung zu unterziehen. — Es herrscht noch immer die analytische Anschauung vor, mit einem Blick aufs Praktische. Das kapitalistische System gilt als der einzig wahre Ausgangspunkt.“

z. B. wird mit keinem Wort erwähnt, wie wichtig es ist, fremde Sprachen¹ zu beherrschen, oder die Geschichte und Sitten fremder Länder zu kennen. Die Aufmerksamkeit wird vielmehr auf oberflächliche Kunstgriffe konzentriert, die man eigentlich nur durch praktische Erfahrung lernen kann, wie z. B.: „Die Organisation der Exportabteilung“, „Die Reklame“, „Das Verkaufspersonal“, „Auswahl und Leitung des Personals der Ausfuhrabteilung“ usw. So etwas ist nicht nur eine Verschwendung von Bildungsmöglichkeiten, sondern es ist auch vom rein geschäftlichen Gesichtspunkt aus phantasielos und kurzsichtig. Genau so oberflächlich und engstirnig behandelt diese anmaßende *graduate school*, die der ältesten und noch immer größten Universität Amerikas angehört, auch die Reklame, die sie „als ein Mittel zur Förderung des Verkaufs“ ansieht. Der Kursus über Reklame wirft überhaupt keine ernsthaften Fragen auf. Er nimmt vielmehr die Dinge, wie sie sind, und unterweist die zukünftigen „Führer“ mit wissenschaftlichen Methoden „im Gebrauch und in der Anwendung der Reklame für bestimmte Zwecke“. Die Schule verteilt sogar jedes Jahr Preise für gute Reklamen². Sie erkannte neulich einen Preis von 2000 \$ einer jungen Dame zu, die einen Reklamefeldzug für „Lieblingsmilch“ veranstaltet hatte. Paßt es sich für die Universität Harvard, mit Geschäftsleuten zusammen zu arbeiten, um Milch oder andere Produkte auf den Markt zu bringen? Im Jahre 1929 wurde ein Preis verteilt für den „Ruf, den jede Mutter hört“; im vorhergehenden Jahr war ein Preis verteilt worden für „Meine Kuh für einen Redakteur schlachten? Nein, wirklich nicht!“ „Wir geben eintausend Dollar (1000 \$) Belohnung für Reklameforschung . . . die die Reklamewissenschaft und Kenntnis fördert“³. „Reklameforschung!“ „Reklamewissenschaft!“ Was halten die ernstesten Gelehrten und Wissenschaftler der Harvard-Universität von der Gesellschaft, mit der sie Harvard zusammenbringt? Diese Frage scheint den Kuratoren der

Es gibt zu viele Professoren, die sich über das „Philosophieren“, wie es einer in meiner Gegenwart genannt hat, lustig machen zu müssen glauben. Es wird „abgebrühtes“ Nachdenken über das „Wie“ verlangt; ein Nachdenken über das „Warum“ gilt als akademisch.“

¹ Die Schrift enthält zwei kurze Bemerkungen über moderne Sprachen: bei der Beschreibung der „Vorstudien“ werden moderne Sprachen als „nützlich“ bezeichnet; zur Erlangung des Doktors (nicht des Bakkalaureus) ist erforderlich, daß „der Kandidat wenigstens auf seinem Spezialgebiet eine moderne Fremdsprache sprechen kann“. Das ist ein rein technisches Erfordernis, das sich auch nur auf den höchsten Grad bezieht. Im Jahre 1926/27 wurden nur zwei Dokortitel verliehen, bei im ganzen 785 Studenten.

² Harvards Reklamepreise werden aus einem Fonds bezahlt, der 1923 gegründet wurde. Die Verteilung wird jedes Jahr durch ein Preiskollegium vorgenommen, das aus Reklameleitern, Reklamedirektoren und aus bestimmten Mitgliedern der Fakultät der Handelsschule besteht.

³ *Harvard Advertising Awards for 1930*, S. 9.

Universität noch nicht in den Sinn gekommen zu sein, den Kuratoren einer Universität, die noch immer das Wort „*Veritas*“ in ihrem Wappen trägt. „*Veritas*“ hat damit wenig zu tun! Harvard mag eines Tages ein neues Wappen haben mit den Worten „*Veritas et Ars Venditoria*“!¹

Als sich die Schule plötzlich vor die Aufgabe gestellt sah, tausend Studenten, und zwar fortgeschrittene Studenten, für das Geschäftsleben auszubilden, mußte zunächst einmal eine Literatur geschaffen werden. Es gab zwar schon Lehrbücher und Nachschlagewerke für die Nationalökonomie, da es dieses Fach ja auch schon vorher in der Universität gegeben hatte. Aber die Handelsschule mußte etwas Neues schaffen, was die Nationalökonomien und Statistiker der Universität, die zum Teil mit in das neue Abenteuer hineingezogen wurden, noch nicht gemacht hatten, und was es auch in der gewöhnlichen Buchführungsschule noch nicht gab. Der Vorstand des Instituts hatte eine Erleuchtung. Der große LANGDELL hatte den Gedanken gehabt, für den Unterricht von Juristen Bücher mit gesammelten Fällen zu verwenden. Warum konnte man das nicht auch in der Handelshochschule tun? Vielleicht wußte er aber nicht, daß sich bei der Anwendung dieser Bücher vom Gesichtspunkt der Universität aus unerwartete Nachteile gezeigt hatten. Jedenfalls hat die Handelshochschule von Harvard kurz nacheinander mehrere Bücher mit einer Sammlung von Fällen für den Handelsunterricht herausgegeben. Die Hochschule mußte sich aber auch mit Forschung beschäftigen². Die Titel der Bücher, die die Forschungsabteilung herausgegeben hat, geben über die Intelligenz und den Sinn für Humor Aufschluß, den jene Leute gehabt haben müssen, die diese Schule aus der flachen Hand heraus erdacht haben. Als Beispiele nenne ich: „Buchführung für Drogerien“, „Buchführung für Kolonialwarenläden“, „Buchungsformulare für Metallwarenläden“, „Warenkontrolle in der Damenschuhabteilung des Warenhauses“, „Geschäftskosten im Kleinhandel-Juweliengeschäft“ (von 1919 bis 1928 jährlich ein neuer Band) und „Methoden zur Bezahlung der Verkäufer und Geschäftskosten im En-Gros-Kolonialwarengeschäft, im Jahre 1918“.³ Die Universität Harvard muß die Erziehungsprodukte

¹ Wenn ich die Handelsschule von Harvard herausgegriffen habe, muß ich darauf aufmerksam machen, daß auch die Handelsschulen anderer Universitäten nicht besser sind. So lehrt Columbia z. B. Verkaufspsychologie und will damit „mit wissenschaftlichen Methoden diejenigen Tatsachen der Psychologie, die mit dem Vorgang des Verkaufs zu tun haben, darstellen;“ „die Tätigkeit des Frühjahrssemesters (in „Reklameforschung“) wird aus einer Reihe von Versuchen mit Anzeigen und Schlagworten bestehen,“ usw.

² Obgleich die Handelsfakultät ihre Finanzen so schlecht verwaltet hatte, daß kein Geld für diesen Zweck übrig war. Siehe S. 121 f.

³ In weniger als 10 Jahren produzierte die Schule 15 dicke Bände über „Probleme“ in der Reklame, Verkaufsorganisation usw. „Im Verlauf von 10 Monaten kamen nicht weniger als acht Bände dieser Serie heraus.“ (*The Harvard Problems*

ihres *colleges*, die Drogisten, Metallwarenhändler oder Kolonialwarenverkäufer en gros werden wollen, sehr gering einschätzen, wenn sie dafür noch eine spezielle höhere Ausbildung vorsieht! Kann man denn nicht auch etwas dem gesunden Menschenverstand, der Erfahrung oder der Schule des Lebens überlassen? Was für Folgen muß so etwas für die Gesamtuniversität und für die amerikanische Kultur und Zivilisation haben! Auf der Universität sagt man, daß dadurch der Wunsch zu einem Studium geweckt würde, durch das der Student eine Stellung bekommen könnte — nicht ganz der Zweck, dem die Universität Harvard dienen sollte.

Die Handelshochschule von Harvard (*Harvard Graduate School of Business Administration*) hat aber auch noch eine weitere Ähnlichkeit mit einer gewöhnlichen praktischen Handelsschule. Gelegentlich eines Besuchs der Hochschule schrieb ich folgende Notiz vom schwarzen Brett ab: „Die erforderlichen Kurven haben noch nicht abgeliefert: (Es folgte eine Liste von mehr als 70 Namen). Sie müssen umgehend vorgelegt werden; andernfalls gibt es eine Null im Zeugnis.“ Man bedenke, daß es sich hier um Studenten handelt, die das *college* absolviert haben, und aus deren Reihen die „Führer“ kommen sollen. Auf meine Frage, warum man solche Schulmethoden anwende, bekam ich die Antwort: „Die Fakultät wisse sonst nicht, wie sie ihnen Zeugnisse (und damit auch Empfehlungen) ausstellen solle.“ Die Fakultät hat offenbar nicht bedacht, daß es bei der Entscheidung, ob ein Kandidat für einen verantwortungsvollen Posten im Geschäftsleben geeignet ist oder nicht, vielleicht keine wichtigeren Kriterien gibt, als die Tatsache, daß er seine Pflicht nicht ohne Zwang erfüllen kann! Wieviel kann man aus einer erzwungenen Kurve über die Reife und Eignung eines Studenten schließen?

Die Handelshochschule wurde von einem New Yorker Finanzmann gegründet, der zu diesem Zweck 6 000 000 \$ stiftete. Von dieser Summe wurden 5 000 000 \$ sofort in Gebäuden angelegt, die für 1 000 Studenten berechnet waren. Der Rest von 1 000 000 \$, den weitere Stiftungen auf 2 700 000 \$ erhöhten, blieb als Stammkapital. Das Internat der Anstalt bringt heute einen Gewinn von 100 000 \$ jährlich; dazu kommen 125 000 \$ Stiftungen. Die Schule erhält sich demnach hauptsächlich aus Lehrgeldern. Trotzdem beschäftigt sie sich mit „Forschungen“, wie

Books.) Kann man solche Fruchtbarkeit noch überbieten? Sie schwanken zwischen 386 bis 1050 Seiten. Ihr Zweck ist offen angegeben und dient „der Vorbereitung des Studenten für die Geschäftspraxis“. In dem gesamten Dokument findet sich nicht die leiseste Andeutung von sozialen, ethischen, philosophischen, historischen oder kulturellen Interessen. Es ist „Reklame“, die sich weder dem Buchstaben, noch dem Geiste nach von der Reklame für Pariser Strumpfbänder, Patentmedizinen oder kunstseidene Strümpfe unterscheidet.

ich oben zeigte; und Forschung ist teuer, selbst wenn es nur Reklameforschung ist. Bisher wurde die „Forschung“ mit „von der Hand in den Mund“¹ Methoden finanziert. Die Folge waren eine „finanzielle Unsicherheit“ und „ernste Schwierigkeiten im Bibliotheksprogramm“. Ist es zuviel verlangt, wenn man von den Leitern der Handelshochschule Harvard erwartet, daß sie sich an möglichst solide Geschäftsmethoden halten? Würde ein solider Geschäftsmann fünf Sechstel seines Stammkapitals in Ziegeln und Zement anlegen und es dem Zufall überlassen, ob er Geld bekommen kann, um seinem Unternehmen Gestalt und Leben zu geben? Man fragt sich, ob die Fakultät nicht selbst zur Schule geschickt werden sollte — am besten in die Schule der Erfahrung! Um die Lage, die durch ihr unsolides Geschäftsgebahren entstanden war, zu retten, hat sich ein Komitee gebildet, das dabei ist, eine Gesellschaft von 250 Mitgliedern zu gründen, von denen jeder jährlich 1 000 \$ beisteuern muß, „um die Forschung und die Sammlung von Material für den Handelsunterricht zu sichern und zu fördern.“ Die Verwaltung des Fonds ist einem Kuratorium anvertraut, das von der Gesellschaft gewählt wird, deren Mitglieder sich selbst als „auserlesene Geschäftsführer“ bezeichnen. Ihre Absichten sind zweifellos harmlos und ehrenwert. Was wird aber aus der akademischen Freiheit und aus der wissenschaftlichen Einstellung wenn die Forschungsgelder einer Schule, die auf sozialem und national-ökonomischem Gebiet arbeitet, und sich mit „Finanz, Regierung, Arbeitsverhältnissen — und städtischen und staatlichen Unternehmen“ beschäftigt — wenn die Forschungsgelder nicht nur jedes Jahr von „auserlesenen Geschäftsführern“ gestiftet, sondern auch von ihnen ganz allein verwaltet werden²? Kann man sich etwas Naiveres vorstellen? Die Harvard Universität hat nichts damit zu tun. Weder ihr Präsident, noch die Universität, noch ihr Lehrkörper ist in dem 12 Seiten langen Dokument über das Projekt erwähnt! „Der Dekan der Schule hofft, daß sich die Mitglieder der Gesellschaft voll befriedigt fühlen werden.“ Und das in der Harvard-Universität!

XXVI.

Ich habe zu zeigen versucht, daß es nicht nötig ist und auch nicht angeht, daß sich die Universitäten mit den verschiedensten Zweigen von Handel und Gewerbe befassen. Ich könnte das noch weiter ausführen, wenn ich Zeit und Raum dazu hätte. Ich könnte auch noch die

¹ Die angeführten Zitate stammen alle aus einem kürzlich veröffentlichten Dokument mit dem Titel: *The Two Hundred Fifty Associates of the Harvard Business School.*

² „Es wird allen Mitgliedern Gelegenheit gegeben werden, die Experimente der Schule aus erster Hand zu verfolgen, und soweit es praktisch möglich ist, auch daran teilzunehmen.“

Schulen für Pharmazie, Bibliothekswissenschaft¹, Städtebau, Wohlfahrtspflege usw. besprechen. Wenn in diesen Berufszweigen überhaupt Schulen nötig sind, so gehören sie jedenfalls nicht auf die Universität. Ich möchte nun, um mit der Besprechung dieser „Dienst“schulen zu Ende zu kommen, nur noch auf zwei weitere Schulen aufmerksam machen, die vielleicht die amüsantesten und verwerflichsten Versuchsanstalten der Universitäten sind.

Vor einigen Jahren trennte das New Yorker Parlament (*New York Legislature*) die Optometrie von der Ophthalmologie ab und machte sie zu einem eignen Beruf. Ist es vernünftig, die Sehkraft zu messen, ohne sonst etwas vom Auge zu wissen? Eine anerkannte wissenschaftliche Autorität hat diese Frage verneint. Aber Columbia muß zu „Dienst“ stehen. Sie kündigte sofort Kurse in Optometrie an, die nicht nach dem Wesen des Faches, sondern genau nach dem Gesetz von New York ausgearbeitet waren. Das Gesetz verlangte zwei Jahre Studium auf der Basis einer gewöhnlichen *high school*. Columbia kündigte daher in seinem Volkshochschulprogramm für 1927/28 einen „zweijährigen Kursus“ an, dessen Besuch „zu einem Diplom für Optometrie“ berechtigen sollte. Es wurde darin allerdings nur gesagt, daß der Kurs „soweit befriedigend“ sei, als es unter den gegebenen Umständen möglich wäre. Dieser billige und oberflächliche Unterricht ist nicht etwa der „Pionierzeit“ entsprungen, mit der man in Amerika akademischen Unsinn zu entschuldigen pflegt, sondern er war ein ganz modernes Produkt. Gleichzeitig kündigt Columbia „einen vierjährigen Kurs zur Erlangung des *B.Sc.*“² plus eines Diploms in Optometrie an. Um das Studium zu erleichtern, offerierte sie den Studenten, die nicht die nötige Vorbildung für die Immatrikulation besaßen, besonderen Vorbereitungsunterricht in Spätnachmittags- oder Abendkursen. Auf diese Weise wurde die Grenze so weit

¹ Gehört die Ausbildung zu Bibliothekaren auf die Universität? Wenn sie nicht unbedingt dorthin gehört, hat sie dort überhaupt nichts zu suchen — so wichtig ist es, die Universitätsideale rein und unbefleckt zu erhalten. Die *Carnegie Corporation* hat — unklug, meiner Meinung nach — der *graduate school* für Bibliothekswesen (*Graduate School of Library Science*) an der Universität Chicago 1 410 000 \$ zur Verfügung gestellt; ähnliche Schulen wurden auch an Columbia, *Western Reserve* und an den staatlichen Universitäten gegründet. Trotzdem sagt der Präsident der *Carnegie Corporation* in seinem letzten Jahresbericht (1929), S. 12, 13: „Das Pratt-Institut verleiht keinerlei Grade und behauptet trotzdem seinen Platz als eine der besten Schulen für die Berufsausbildung von Bibliothekaren.“ Damit gibt er das Bibliotheksstudium als Universitätsstudium völlig auf. Und weiter — und damit vernichtet Präsident KEPPEL nicht nur die Universitätschule für Bibliothekswissenschaft, sondern zeigt auch auf den wesentlichen Punkt: „Man sollte es geeigneten Männern mit wissenschaftlichen Neigungen und literarischer Ausbildung erleichtern, von dem überfüllten Fach des englischen Sprachunterrichts (oder irgendeines anderen, würde ich hinzufügen) zur Bibliothekslaufbahn überzugehen usw.“

² *Anm. d. Übers.*, *B. Sc.* dasselbe wie *B. S.*, siehe Anmerkung 2, S. 37.

gesteckt, wie möglich. Das Gesetz ist kürzlich geändert worden, und Columbia machte mit. Die Universität gibt allerdings an, daß „die Kurse in Optometrie an der Columbia Universität stets in Übereinstimmung mit dem betreffenden Gesetz des Staates New York (*New York State Optometry Law*) ausgearbeitet und abgeändert wurden“¹. Ursprünglich genügte ein zweijähriger Kurs. Jetzt aber „wird der zweijährige Kurs nicht mehr abgehalten“². Hat sich das menschliche Auge geändert? Nein, nur das New Yorker Gesetz. Damit hat Columbia in dieser Abteilung auf die eigne Verantwortung zugunsten des New Yorker Parlaments verzichtet! Ein ausgezeichnete Ophthalmologe von internationalem Ruf hat mir versichert — was übrigens der gesunde Menschenverstand von selbst einsehen müßte — daß „immer die Gefahr besteht, daß der Optiker die ersten Anfänge einer Krankheit übersieht“. Er sagte weiter: „Es gibt auch noch andere Einwände gegen ihre Methoden.“ Aber was kümmert das Columbia?

Die andere Schule oder Abteilung, mit der ich diesen unvollständigen Bericht über die „Dienstleistungen“ der amerikanischen Universitäten abschließen will, ist der Cornell Universität angegliedert. Cornell hat sich auf ein bisher unbekanntes Gebiet gewagt und entdeckt, daß der „Beruf des Hotelleiters (wohlgemerkt nicht das Handwerk) von den Erziehern anerkannt worden ist. Durch die Mitwirkung und die finanzielle Unterstützung der amerikanischen Hotelvereinigung (*American Hotel Association*)“ ist die Universität in der Lage, einen vierjährigen „Universitäts“unterricht mit „drei Ferienkursen mit beaufsichtigter Anstellung in geeigneten Hotels“ zu erteilen. Am Ende dieser geistig und praktisch anstrengenden Lehre, wird der Student Bakkalaureus der Wissenschaften! Der Lehrplan sieht auch im „Fleischzerlegen“, „Hilfsausstattung“, „Psychologie“, „Personalleitung“, „Portierdienst“, „Mechanik der Hotelmaschinen“ usw. vor. „Um die Erfahrungen“, die zur Erlangung des Bakkalaureus der Wissenschaften „angerechnet werden, zu erläutern, wird eine ganze Liste von Posten angegeben, die während der letzten Ferien mit Studenten der Cornell Hotel Schule besetzt waren“, darunter Oberkellner, Hotelzimmerdienst, Aufzugführer, Pikkolo, Portier, Schlüssel- und Postüberwachung, Anrichtedienst und Essenausgabe. Es sind offensichtlich bildende Erlebnisse darunter, die sich kein angehender Hotelleiter oder -angestellter in den entscheidenden *college*-Jahren entgehen lassen sollte! Bakkalaurei der Wissenschaften, die dieser anregenden, aufklärenden und vertiefenden *college*-Erziehung vier wertvolle Jahre geopfert haben, befinden sich bereits in einer höheren Stellung, darunter Hotelzimmerdienst in Swampscott, Massachusetts,

¹ *Bulletin of Information — Professorial Courses in Optometry, 1929/30, S. 5.*

² *Loc. cit.*, S. 6.

Hilfskellner an einem Bahnhofrestaurant der Pennsylvania-Eisenbahn, Oberpikkolo in Star Lake, New York, und Leiter einer „Hütte“ in Towanda, irgendwo in Pennsylvania (Bevölkerungsziffer 4609).

XXVII.

Bevor ich die Besprechung der „Dienstleistungen“ abschlieÙe, möchte ich noch eine letzte Bemerkung machen. Ist anzunehmen, daß Yale und Princeton, die keine Handelshochschule haben, in Zukunft im Geschäfts- und Bankleben weniger Bedeutung haben werden, als Harvard oder Columbia? Oder daß aus Harvard, das keine Journalistenschule hat, in den kommenden Jahren weniger Redakteure, Kritiker und Reporter hervorgehen werden, als aus Columbia? Werden die Absolventen der Handelshochschule von Harvard die Schüler von Yale und Princeton aus Industrie, Verkehr und Handel verdrängen? Werden die Absolventen der Journalistenschule Columbias die Schüler von Harvard, Yale und Princeton aus den Zeitungsbetrieben vertreiben? Werden die Handelshochschulen bedeutendere Beiträge zur Nationalökonomie liefern, als die nationalökonomischen Fakultäten? Werden Forscher, die von jährlichen, von „Wirtschaftsführern“ gestifteten und verwalteten Beiträgen abhängen, kritische und grundlegende Forschungen machen können? Alle diese Fragen brauchen nicht beantwortet zu werden; sie beantworten sich selbst und sprechen den heutigen Journalisten- und Handelshochschulen jeglichen akademischen Wert ab.

Wenn man ähnliche Fragen über die Rechtswissenschaft oder Medizin stellen sollte, könnte man fragen: Werden die zukünftigen Anwälte und Rechtsgelehrten aus der Rechtsschule von Harvard oder aus Brooklyn kommen? Werden die Ärzte und die medizinischen Wissenschaftler aus Harvard, Cornell und Johns Hopkins kommen, oder aus einer Schule, die „Praktiker“ ausbildet? Man braucht auch diese Fragen nicht zu beantworten; denn auch sie beantworten sich selbst. Sie führen zu einer scharfen Trennung zwischen der Auffassung der Handelshochschule von Harvard und Columbia und der Auffassung, die die juristische und medizinische Fakultät Harvards und die medizinische Fakultät von Johns Hopkins haben.

Man kann das auch noch weiter treiben. Wir schreiben heute 1930. Versetzen wir uns einmal eine Dekade oder 15 Jahre in die Zukunft, ins Jahr 1940 oder 1945, und nehmen wir an, wir hätten die akademische Laufbahn der hervorragenden Geschäftsleute und Journalisten jener Zeit zu untersuchen. Werden sie wohl aus technischen Journalisten und Handelshochschulen hervorgegangen sein, oder ist anzunehmen, daß sie gebildete Männer sein werden, die ohne solche praktische Ausbildung mit gesundem Menschenverstand und weitem Horizont an die wechselnden Probleme ihrer Zeit herangetreten sind? Wer von den bei-

den wird mehr zum Fortschritt der amerikanischen Zivilisation beitragen? Wer von ihnen wird kultivierter sein?

Wir wollen nun dieselbe Frage auf die Medizin und Rechtswissenschaft anwenden: Wenn die Erfahrungen Europas während des letzten Jahrhunderts und die Erfahrungen Amerikas in den letzten 50 Jahren irgendwelche Bedeutung haben, muß dann nicht der Fortschritt in Medizin und Recht von solchen Männern abhängen, die aus medizinischen und juristischen Fakultäten hervorgegangen sind? Denn Medizin und Recht sind akademische Berufe; sie sind intellektueller und gelehrter Natur und brauchen für ihre Weiterentwicklung Traditionen, Mittel, Hilfsquellen und Verbindungen, die es nur innerhalb einer Universität gibt, und sonst nirgends. Geschäft und Journalismus sind hingegen keine akademischen Berufe und stellen auch keine solchen Anforderungen. In Deutschland weiß man schon lange, daß die Industrie die Universitäten braucht, und zwar nicht nur, weil die Universitäten Chemiker und Physiker für ihre Forschungslaboratorien ausbilden, sondern weil die Universitäten den Intellekt bilden und ihn dazu befähigen, auf jedem Gebiet leistungsfähig zu sein. Diese Lehre muß die amerikanische Universität erst noch begreifen.

XXVIII.

Man wird vielleicht behaupten, daß ich die Schatten in meinem Bild zu dunkel gemalt habe¹. Das mag richtig sein². Wer kann auch wissen, wieviel Richtiges und wieviel Unsinn zur Zeit in der amerikanischen Erziehung gemacht wird. Ich habe immer wieder betont, daß es auch erstklassige amerikanische Gelehrte und Forscher gibt — heute mehr als früher — die Arbeit leisten, die auf der ganzen Welt anerkannt wird. Ich habe auch nachdrücklichst auf die Originalität und Bedeutung unserer Beiträge auf den modernen Gebieten wie Nationalökonomie, Psychologie, Regierung und Erziehung hingewiesen. Ich habe aber der Kritik mehr Platz eingeräumt, als der Beschreibung ihrer guten Seiten, und habe gegeißelt, was dumm, unsinnig und kurzsichtig ist. Ich habe das getan, weil wir dem Guten nur dann zum Siege verhelfen können, wenn wir das Schlechte abstoßen. Ein Garten, der zu drei Vierteln schön und zu einem Viertel voller Kletten und Nesseln ist, bietet einen traurigen

¹ Ich möchte in diesem Zusammenhang noch einmal darauf aufmerksam machen, daß ich mich praktisch auf die führenden amerikanischen Universitäten beschränkt habe; wäre das Bild wohl heller oder dunkler geworden, wenn ich auch die anderen mit besprochen hätte — konfessionelle Anstalten und staatliche Universitäten wie Mississippi, wo der Staatspräsident die Professoren und den Universitätspräsidenten grundlos und formlos „entläßt“?

² Man vergleiche aber Dr. HENRY S. PRITCHETTS *Preface zum Bulletin Number Twenty-three*, herausgegeben von der *Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching*.

Anblick. Man würde sich schämen, ihn zu zeigen; denn es sollte kein Unkraut im Garten sein. Kletten und Nesseln sind nicht nur häßlich, sondern sie beeinträchtigen und vernichten den ganzen Garten. Ebenso wenig darf es in der Universität Nesseln und Kletten geben: sie sind nicht nur häßlich und störend, sondern sie schaden ihr auch. Ich habe all den Unsinn offen aufgedeckt, damit er ausgerottet werden kann. Meine Leser hätten sonst nicht gewußt, wovon ich rede, und sie hätten auch nicht ahnen können, wie weit der Unfug bereits gediehen ist, wenn ich nicht genügend Beispiele angeführt hätte¹. Ich weiß sehr wohl, welche Fortschritte die Gelehrsamkeit in Amerika und an den amerikanischen Universitäten gemacht hat. Die Gelehrsamkeit nimmt zu, was auch getan werden mag. Interesse und Hingabe lassen sich weder durch Verwirrung noch durch Armut entmutigen. Es wäre aber sicher sinnreicher, wenn man die Arbeitsgelegenheit so günstig wie möglich gestalten würde — günstig für die Individuen, für produktive Fühlungnahme, für die Zusammenarbeit und für die Aufrechterhaltung eines geistigen Standards. Wir tun in Amerika für alle diese Dinge sehr viel weniger, als wir könnten, und dürfen uns nicht vor dieser Wahrheit verstecken.

XXIX.

Wie wirken sich die besprochenen Verhältnisse auf die Verwaltung aus? Eine echte Universität ist, wie ich betont habe, ein Organismus, der durch die Höhe und Klarheit seiner Ziele und durch die Einheitlichkeit seines Geistes und seiner Absichten charakterisiert ist. Es liegt nun auf der Hand, daß die Anstalten, die ich als Beispiele angeführt habe — die besten, die wir besitzen — keine Organismen in diesem Sinne sind, sondern nur Gebilde, die so verschieden, mannigfach und verwickelt zusammengesetzt sind, daß sich ihre Verwaltung auf das Budget, auf die Zählung von Studenten, auf Reklamen usw. beschränken muß. Wenn sie sich auch Universitäten nennen, so folgen sie doch keiner wissenschaftlichen oder erzieherischen Linie in irgendeiner passenden Form. Man kann nicht behaupten, daß sie Ideale haben. Sie sind weiter nichts als höhere Schulen, Berufsschulen, Lehrausbildungsanstalten, Forschungszentren, „Sprungbretter“, und Geschäftsunternehmen. Infolge ihres ungezügelten Dranges nach Ausdehnung und ihres Bestrebens, alle möglichen Ansprüche zu befriedigen, mußte ihr organisches Gefüge auseinander fallen. Weder Columbia, Harvard, Johns Hopkins noch Chicago oder Wisconsin sind echte Universitäten; denn keine von ihnen hat ein einheitliches Ziel oder eine homogene Zusammensetzung. Es dreht sich bei ihnen alles nur um das Bureau des Schatzmeisters, in das

¹ Das Manuskript dieses Buches wurde von mehreren prominenten amerikanischen Akademikern durchgelesen. Sie haben mir zugegeben, daß sie von den Tatsachen, die hierin enthalten sind, völlig überrascht waren.

die Einnahmen fließen, und aus dem die Ausgaben bestritten werden, und um das Bureau der Registratur, das die Listen führt.

Wir halten diese komplizierten Maschinen durch eine typisch amerikanische Erfindung in Gang. Wir haben Kuratorien eingesetzt, die die Gelder und den Besitz verwalten, den Präsidenten wählen und eine allgemeine Aufsicht ausüben. Die Kuratoren behelligen für gewöhnlich weder den Präsidenten noch die Fakultäten, wenn auch das Gegenteil behauptet wird, und Ausnahmen genannt werden können. Aber sie wählen den Präsidenten, wobei sie sich manchmal beraten lassen — aber manchmal auch auf völlig unverständliche Weise. Nachdem sie den Präsidenten gewählt haben, überlassen sie ihm und der Fakultät gewöhnlich die laufende Verwaltung der Anstalt. Es gibt auch einzelne Kuratoren, die ihre Zeit und Kraft gelegentlich frei und großzügig zur Verfügung stellen, aber das ist eine kleine Minderheit, der Ehre und Lob gebührt. Meistens üben die Kuratoren nach der Wahl des Präsidenten nur noch einen geringen Einfluß auf direktem Wege aus — wenn auch das Gegenteil behauptet werden mag. Sie haben hingegen häufig einen indirekten und, wie ich glaube, unbewußten Einfluß, der recht beträchtlich sein kann. Darin haben sich die Universitäten im letzten halben Jahrhundert verschlechtert. Vor 50 Jahren waren die Männer des praktischen Lebens — die Geschäftsleute, Anwälte und manchmal auch die Geistlichen — weniger selbstsicher; ich vermute, daß sie damals auch mehr Respekt vor dem armen Professor hatten, als es heute die Regel ist. Sie führten auch ein einfacheres und ruhigeres Leben. Ihr Erfolg und die gleichzeitige Verwirrung haben viele von ihnen irregeleitet. Trotzdem wiederhole ich, gibt es noch immer Kuratoren, erfolgreiche Männer der Tat, die gewissenhaft, offenherzig und bescheiden sind, und eine unschätzbare Erfahrung und einen gesunden Menschenverstand besitzen. Im Ganzen setzen sich die Kuratorien aber nicht aus solchen Männern zusammen. Die Behauptung, daß die sie Redefreiheit unterdrücken, kann ich nicht bestätigen, außer in vereinzelt Fällen und an unbedeutenden und minderwertigen Anstalten. Sie haben aber auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet eine unfreie Atmosphäre geschaffen, die bei den Anstellungen und Beförderungen nicht ohne Einfluß geblieben ist.

Nach der Wahl des Präsidenten kann fast alles geschehen: Gutes oder Schlechtes, mit oder ohne Zustimmung der Gelehrten und Forscher, die doch die Universität ausmachen. Ein kluger und energischer Präsident kann mit Diplomatie und Ernst die Kuratoren, Studenten und das große Publikum für eine vernünftige Erziehungspolitik interessieren, mit der sie als Individuen kaum sympatisieren würden. So erklären sich zum Teil die akademischen Wunder der letzten 50 Jahre. Das plötzliche Auftauchen von Johns Hopkins, die besten Leistungen von Harvard, Yale,

Columbia, Princeton, Chicago, Pasadena und der staatlichen Universitäten sind wirkliche Wunder. Ich sage „zum Teil“, weil eine Maschinerie allein noch nichts schaffen kann. Es ist nicht die Struktur Amerikas, auf die man die besten Seiten der amerikanischen Universitäten zurückführen darf. Sie hat ihnen nur weniger Hindernisse in den Weg gelegt, als die Traditionen anderer Länder, und hat kraftvollen Persönlichkeiten, wie ELIOT, GILMAN und HARPER, die Möglichkeit gegeben, sich auszuwirken. Wenn ein schwacher oder mittelmäßiger Präsident die Führung hat, bleibt die Maschinerie zwar dieselbe, aber sie produziert dann nichts. Ich behaupte nicht, daß die Maschinerie zwecklos ist, sondern ich möchte im Gegenteil zeigen, daß sie die guten wie die bösen Handlungen erleichtern kann. Sie ist keine bewegende Kraft, die schaffen und auswählen kann. Man muß aber auch noch andere Faktoren mit berücksichtigen. Amerika imitiert gerne, ist ehrgeizig und hat ungeheure Kraftquellen; so hatte Johns Hopkins kaum begonnen, als schon Harvard, Yale und andere Anstalten ihr zu folgen suchten. Ich vermute, daß Präsident GILMAN im Jahre 1876 wenig getan und geplant hat, was nicht schon von Präsident ELIOT vorgesehen war; der schnelle Erfolg in Baltimore beschleunigte aber das Tempo in Cambridge. Die Triebkraft nahm weiter zu infolge der Neuschöpfungen an der Clark Universität (Worcester, Massachusetts) und an der Universität Chicago. Der Stolz, die Energie und die Freigebigkeit der Studenten, Kuratoren und örtlichen Behörden taten schließlich das Übrige. Das Tempo wurde bald so rasend, daß der Sinn für Kritik gelähmt wurde, oder das Gefühl für die Richtung verloren ging, wie man es nennen will. Daher die erstaunliche Mischung von Vortrefflichem und Banalem in den letzten 30 Jahren, die sich weiter entwickelte, ohne daß merklicher Protest erhoben wurde. Dieselbe Imitation, dieselbe Konkurrenz und derselbe Reichtum, welche die Sternwarte von Mount Wilson (*Mount Wilson Observatory*), das orientalische Institut (*Oriental Institute*) in Chicago, das *Fogg Art Museum* in Harvard und die neuen Medizinschulen schufen, ließen auch Harvard das Opfer einer schlecht durchdachten und rapide entstandenen Handelsschule werden und Hopkins das Opfer einer unnötigen technischen Hochschule. Es gab weder Traditionen noch Ideale, die hätten bremsen oder ausgleichen können. Auch hatten selbst die besten Köpfe der Fakultäten keinen direkten Einfluß auf die Kuratoren, die die Maßnahmen billigen, die „durch den engen Hals des Präsidenten rutschen“. Gelegentlich waren sich auch Präsident und Fakultäten einig, und der Präsident sah ein, daß die Fakultäten und nicht der Präsident die Universität ausmachen. Heute gibt es aber so ein Verhältnis nur noch recht selten. In Chicago und Baltimore besteht zwar auch heute noch ein ungezwungener Verkehr, der auf gesellschaftlicher Gleichheit basiert ist. Ihre Präsidenten haben bescheidene Häuser und lassen gewöhnlich an

jeder Veranstaltung in ihrem Hause Mitglieder der Fakultät teilnehmen. Aber in den neuen Präsidentenpalästen von Columbia und Harvard kann sich ein Professor, der von seinem Gehalt leben muß, nicht wohl fühlen. Wie Dr. DELLER witzig bemerkt, ist ihr Präsident zwar *primus*, aber nicht *inter pares*. Solange er durch die Umstände in die Nähe einflußreicher Kuratoren und wichtiger Persönlichkeiten kommt, kann man auch nichts anderes erwarten, als daß er die Beziehung zu den Fakultäten verliert, die, wie wir sehen werden, auf einer völlig anderen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Basis leben müssen.

Das Gehalt eines Präsidenten schwankt zwischen 11 600 \$ und 25 000 \$ und die Repräsentationszulagen von nichts bis 20 000 \$. Die oberen Ziffern werden so selten gegeben, daß man sie vernachlässigen kann. Man kann deshalb sagen, daß die Universitätspräsidenten für gewöhnlich nicht zu hoch bezahlt werden. Die Professoren werden aber, wie wir sehen werden¹, zu schlecht bezahlt. Die akademische Würde wird nicht eher wieder hergestellt werden können, bevor nicht die Professoren ebenso gut bezahlt werden, ebenso gut leben und ebenso angesehen sind, wie der Präsident. Wenn man das Amt des Präsidenten wieder auf die Erde brächte, würde eine gewisse Zulage die Auslagen decken können, die ein gewöhnlicher Professor nicht hat. Der Präsident wäre dann, was er sein sollte, nämlich *primus inter pares*. Dann würde Amerika vielleicht einsehen, daß Gelehrsamkeit mehr bedeutet, als Begabung für Verwaltung, und daß die Demokratie in der Universität anfangen sollte.

Die Pflichten des Präsidenten sind mannigfach und anstrengend. Er ist in der Hauptsache der Mann, der für Gelder und Stiftungen sorgen muß. Er ist ein lokaler Magnat. Er wird hin und her gejagt, um Reden zu halten und Veranstaltungen beizuwohnen. Er wird zum Mitglied zahlreicher Räte und Komitees gemacht. Er ist „ein guter Kamerad“ der Studenten. Er nimmt mehr oder weniger regen Anteil an der Wahl der Fakultätsmitglieder und an der Ausarbeitung der Richtlinien für das *college*, für die Volkshochschule, für die *graduate school* und die Berufsschulen. Er ist der Mittler zwischen den Fakultäten und den Kuratoren. Wenn er es nicht für gut befindet, braucht die Meinung der Fakultäten überhaupt nicht gehört zu werden. Eine schwere Last! Einer der weisesten amerikanischen Philanthropen, der Leiter eines großen Geschäftsunternehmens, der lange Kurator einer bekannten Universität gewesen ist, sagte mir einmal: „Ein Mann kann Präsident einer transkontinentalen Eisenbahn, einer internationalen Bankgesellschaft oder eines weitreichenden Geschäfts sein; aber Präsident an einer großen Universität zu sein, ist eine unmögliche Stellung.“²

¹ Siehe S. 146 ff.

² Eine gerechte und scharfe Analyse des Universitätspräsidenten in Amerika

Um die Verhältnisse zu verstehen, muß man wissen, wie das Präsidium der Universitäten zustande gekommen ist, und was es geleistet hat. Bis 1876 hatten wir, wie schon gesagt, nur *colleges*. In diesem Jahre wurde dann unter der weisen und tatkräftigen Führung von Mr. GILMAN die Johns Hopkins Universität gegründet. Ihr Einfluß machte sich bald im ganzen Lande fühlbar. Weder die Kuratoren noch die Fakultäten wären diesem Beispiel schnell gefolgt, wenn es keine Universitätspräsidenten gegeben hätte. Präsident HARPER wiederholte das Experiment von Baltimore in Chicago. Hier und dort folgten starke Männer nach und überwandern die Trägheit und den Widerstand von seiten der Kuratoren, Studenten und Fakultäten, um die *colleges* zu Universitäten zu entwickeln. Sie lenkten das *college* in neue Bahnen und sorgten für die notwendigen Mittel. Ich glaube nicht, daß die amerikanischen Universitäten heute soweit entwickelt wären, wenn wir keine Universitätspräsidenten gehabt hätten. Ich glaube aber auch, daß wir keine so schlechten Universitäten haben würden, wie wir heute zum Teil haben, wenn die großen Gelehrten und Forscher während der letzten 20 Jahre mehr Einfluß auf die Universitätspolitik gehabt hätten. Jedenfalls ist die Zeit des absoluten, autokratischen Präsidenten meiner Meinung nach jetzt vorbei. Er hat viel geleistet, aber von jetzt ab muß er eine andere Rolle spielen. Es ist sicher notwendig, einen dauernden Vorstand zu haben, der eine kontinuierliche Politik garantiert; denn eine Fakultät ist, wie ich glaube, zu schwerfällig, um eine Universität leiten zu können. Die oft erwähnte Analogie zwischen den amerikanischen Fakultäten und den *fellows*¹ in Oxford, die das *college* leiten, oder mit der Fakultätsleitung in Deutschland, ist unrichtig; denn die *colleges* von Oxford sind klein, und die deutschen Fakultäten stehen in enger Berührung mit den einflußreichen Ministerien. Fakultätsregierung würde in Amerika Demokratie bedeuten: die besten Köpfe würden im Laboratorium oder im Studierzimmer bleiben, während wahrscheinlich mittelmäßige und herrschsüchtige Personen ans Ruder kommen würden. Die Fakultäten sollten vertreten sein, aber sie dürfen nicht überlastet werden. Der Universitätspräsident ist eine gute Erfindung, aber er sollte nicht allein zwischen den Kuratoren und den Fakultäten vermitteln.

Der Präsident kann natürlich nicht alles allein tun². Er braucht vielmehr eine „Organisation“, d. h. Dekane, Sekretäre, Kartotheken,

findet man bei EDWIN DELLER, loc. cit., S. 20 ff. Dr. DELLERS Ansichten über akademische Freiheit sind ebenfalls richtig.

¹ *Anm. d. Übers.*: Unter *fellows* wird vielfach dasselbe verstanden wie unter *members* (siehe Anmerkung im Vorwort). In Amerika entsprechen sie auch den deutschen Volontären.

² Die Universität Chicago hat das Amt eines Vizepräsidenten eingeführt und dadurch den Präsidenten weitgehend von seinen Verwaltungspflichten befreit.

Kontrollkarten, Kontrolluhren, Kostenaufstellungen und alle die anderen Requisiten, die zu einem gut geführten Geschäft gehören. Das Spektrum muß arg herhalten, um damit alle die verschieden gefärbten Karten herzustellen, die die Daten aufnehmen sollen, die über jeden Studenten gesammelt werden. Als man diesen Geschäftsapparat übernahm, hat man aber übersehen, daß Geschäft und Erziehung fundamental verschieden sind. Ein Geschäft muß Gewinn abwerfen und handelt mit standardisierten Gütern. Stahlstangen sind Stahlstangen, Rohöl ist Rohöl, Ziegel sind Ziegel und Seide ist Seide. Elektrisches Licht ist elektrisches Licht und Birnen sind Birnen. Warum sollte man das Geschäft auch nicht organisieren? Warum sollte sein Wohlergehen auch nicht von seiner Organisation abhängen? Aber kann man daraus den Schluß ziehen, daß auch Religion, Politik und Erziehung organisiert werden müssen, deren wesentlichster Bestandteil Imponderabilien sind? Es kommt allerdings auch in Amerika vor, daß einige Männer irgendwo in einem bescheidenen Winkel ein großes Werk vollbringen, aber sobald man auf sie aufmerksam wird, stürzt sich der Geschäftsmann, der Sachverständige und der Statistiker auf sie. Er benutzt die Gelegenheit, um eine Universität oder eine Wohltätigkeitsanstalt zu „organisieren“, und verstümmelt dabei beide mit der besten Absicht. Er baut eine gute Maschine, verteilt Pflichten und tut alle die anderen schrecklichen Dinge, die dem schöpferischen Geist so verhaßt sind. Er häuft eine Menge Mittelmäßigkeit an; aber er kann graphisch beweisen, daß sich nichts überschneidet, und daß keine Bewegung verloren geht. Er zeigt aber nicht, daß er „keinen Raum für Gedanken gelassen hat, die bisher noch keiner gehabt hat“¹. Fruchtbarkeit im Reich der Ideen und geschickte Verwaltung haben wirklich nichts miteinander zu tun — außer vielleicht, daß sie sich gegenseitig stören und vernichten. Die Organisationswut hat jede Phase des Universitätslebens in den Vereinigten Staaten ergriffen — Klubs, Seminare, die Forschung und den Sport. Nicht einmal das „Hurrarufen“ kann man dem spontanen Impuls der Zuschauer bei einem Fußballspiel überlassen; auch das muß organisiert werden; eine Universität muß ihre „Hurraführer“ haben — Automaten, die durch Megaphone brüllen und sich wie Verrückte gebärden — genau so, wie sie ihre Dekane und Sekretäre hat. Und mitten im Mahlen und Stampfen dieser kolossalen Maschine sollen Ideen geboren werden und Autorität erlangen!

XXX.

Die straffe Organisation der amerikanischen Universitäten hat auch noch andere Konsequenzen. Die Studenten wechseln kaum. Schüler, die in die erste Klasse in Yale eintreten, bleiben dort vier Jahre lang, bis sie ihren Bakkalaureus gemacht haben. Während dieser Zeit wird

¹ Diesen Satz verdanke ich Dr. BEARDSLEY RUMML aus New York City.

alles getan, um sie an ihre Alma Mater zu fesseln und bei ihnen eine hingebende Treue zu wecken, was gute und schlimme Folgen hat. Sie werden möglicherweise wichtige Wohltäter für Yale — aber vielleicht zum Nachteil für andere Anstalten, die Unterstützung brauchen für Dinge, die manchmal wichtiger sind, als alles, was an ihrer eigenen Alma Mater im Werden ist. Wenn sie später Studenten geworden sind, sind sie Faktoren, die bei der Universitätspolitik mit in Betracht gezogen werden müssen. Im Ganzen war ihr Einfluß hierauf nicht sehr glücklich. Sie werden zu sehr von Sportwettspielen zwischen den verschiedenen *colleges* und von dem „alten *college*“ beeinflusst¹.

Dieselben Gewohnheiten, die den Schüler vier Jahre lang an sein *college* fesseln, halten ihn nachher drei oder vier Jahre an seiner *graduate school* oder Berufsschule fest. Ein Bakkalaureus, der an einer der großen Universitäten anfängt, Griechisch, Mathematik oder Geschichte zu studieren, bleibt zu oft, bis er Doktor geworden ist. Jeder Einfluß trägt dazu bei, ihn glauben zu machen, daß seine Arbeitsgelegenheit und seine Lehrer die besten im ganzen Lande sind. Seine Anhänglichkeit wird dadurch immer größer, bis er schließlich in diesem Punkte fast verrückt wird. Wenn z. B. ein Fach wie die Chemie herunterkommt, wie es ganz allgemein geschehen ist, merkt es der Student gewöhnlich gar nicht und geht auch nicht irgendwo anders hin. Er bekommt seinen Doktor einfach unter schlechteren Bedingungen. Nach dem Examen wird er oft als Lehrer an derselben Anstalt angestellt; und er muß schon recht dürftig sein, wenn er nicht langsam aufrücken sollte. Später wird er auch gelegentlich versetzt, aber im Ganzen viel zu wenig. So ist es gekommen, daß viel zu viele „Harvardmänner“ an Harvard unterrichten, zu viele „Yalemänner“ an Yale und zu viele „Hopkinsmänner“ an Hopkins, als für die Anstalten oder für ihre Lehrer gut sein könnte.

XXXI.

Wir können jetzt folgende Rätsel verstehen: 1927/28 waren nach dem Bericht des *Bureau of Education* in Washington über 900 000 Studenten in 1076 *colleges*, Universitäten und Berufsschulen eingeschrieben;

¹ Die *New Yorker World* brachte kürzlich in ihrem Leitartikel folgendes Zitat: „Hieraus folgt, daß die Lage unserer *colleges* ernst ist und auch nicht besser wird. Um Interesse zu erwecken, und auch um Stiftungen zu bekommen, haben sich die Präsidenten größte Mühe gegeben, Studentenvereine ins Leben zu rufen, und sie haben erreicht, was sie wollten. Aber jetzt, wo sie bestehen, merken sie, daß sie damit eine Reihe „Frankenstein Monster“ gegründet haben. Denn diese Verbindungen denken fast nur ans Fußballspielen. Durch eine solche Voreingenommenheit richten sie in der Universität allerhand Unheil an und stören die akademische Arbeit. Wie diese Frage schließlich gelöst werden wird, kann man heute noch nicht voraussagen. Aber es ist sicher, daß diese Frage, und zwar besonders die Einstellung der Studenten, daß ihnen das *college* irgendwie gehöre, von unseren *colleges* geklärt werden muß, wenn sie weiterhin von Nutzen sein wollen.“

heute müssen es ungefähr 1 000 000 sein. Im selben Jahr wurden 83 065 Bakkalaureus-Titel verliehen. Da das Land eine Bevölkerungsziffer von ungefähr 120 000 000 hat, bekommt heute jeder 125. eine sogenannte höhere Erziehung. Und da das schon seit einigen Jahren ungefähr in diesem Ausmaß geschieht, muß die Zahl der „Gebildeten“ in den Vereinigten Staaten enorm groß sein. Das allgemeine Niveau von Intelligenz und Bildung müßte demnach hoch sein und rapid zunehmen. Das ist aber nicht der Fall. Warum nicht?

Der Grund ist natürlich der, daß die meisten von den 900 000 Personen überhaupt keine Erziehung bekommen; sie werden zu früh zu Geschäftsleuten oder Journalisten, in Sport oder Hauswirtschaft ausgebildet, oder sie sind nur in der Volkshochschule oder sonst wo eingetragen. Selbst bei denen, die als *college-* oder *graduate school-*Studenten eingetragen sind, ist es nicht sicher, ob sie eine gute Vorbildung haben oder an Kursen teilnehmen, die man als geistige Erziehung bezeichnen darf. Die Tatsache, daß so viele Leute eine Erziehung zu bekommen versuchen, ist vom sozialen Standpunkt aus etwas ganz Neues in der Weltgeschichte und mag schließlich eine Bedeutung erlangen, die heute noch niemand übersehen kann. Man kann aber keine allzugroßen Hoffnungen hegen, solange die Universitäten und die anderen Bildungsanstalten ihre Studenten nicht nach intellektuellen Gesichtspunkten unterscheiden. Die Ziffern, welche gewöhnlich angegeben werden, entsprechen nicht den Tatsachen.

Der Präsident der Columbia Universität berichtet z. B., daß 1928/29 48 722 Studenten eingetragen waren. Diese enorme Ziffer geht auf 16 123 zurück, wenn man, wie es richtig wäre, die Teilnehmer an den Sommerkursen, Volkshochschulkursen und Korrespondenzkursen ausschließt; denn sie sind keine eigentlichen Universitätsstudenten, selbst wenn sie es ernst meinen. Von den restlichen 16 123 entfallen 3 730 aufs *college*. Ich habe den Verdacht, daß mehr als die Hälfte dieser Studenten nur höhere Schularbeit leisten oder in irgendeiner *ad-hoc*-Abteilung eingeschrieben sind. 12 393 werden als *graduate-school*-Studenten und als Studenten der Berufsschulen klassifiziert. Fast 8000 davon sind für Geschäft, Zahnheilkunde, Mundhygiene, Journalismus, Optometrie, Pharmazentik, Pädagogik, Bibliothekswissenschaft und angewandte Künste eingetragen. Es bleiben ungefähr 4000 übrig, von denen fast 3000 wirklich in die *graduate school* gehören. Und von diesen ist nach der Meinung von Dekan *Woodbridge* nur ein Viertel ernst zu nehmen. Als Universität betrachtet, deren Bildungsideal keineswegs zu streng umrissen ist — zur Förderung der Wissenschaften und Beherrschung eines akademischen Berufs — hat die Columbia Universität nicht 48 000, sondern höchstens 4000 Studenten. Der Lehrkörper wird mit ungefähr 2500 Personen angegeben, von denen 1000 aber nur Volkshochschul- oder Sommerkurs-

lehrer sind. Die restlichen 1500 sind größtenteils nicht voll angestellte Professoren und Lehrer in Medizin und anderen Fächern, und ein beträchtlicher Teil von ihnen gibt nur elementaren oder höheren Schulunterricht. Es ist offenbar unmöglich, in der Stadt New York für die Gehälter, die die Universität gibt, 2500 Universitätslehrer zu finden. Einige Professoren und Lehrer sind sicher ausgezeichnet; einige andere sind aufsteigende Gelehrte und Forscher; die meisten sind aber, wie es gar nicht anders zu erwarten ist, Leute mit wenig Hintergrund, ungenügender Ausbildung und mäßiger körperlicher Leistungsfähigkeit, die einem anstrengendem Leben nicht gewachsen sind. Die wirklich Begabten wandern zu einem erheblichen Prozentsatz in die Rechtspraxis, in den praktischen Arztberuf und ins Geschäftsleben ab. Es sind daher vielmehr Stellen zu haben, als besetzt werden können. Dazu kommt, daß jedes neue, noch so fragliche Unternehmen, wie Handelsschulen, Schulen für Städtebau oder Schulen für Fleischkonservierung, der Universität Kräfte entzieht, dadurch daß Nationalökonomien, Ingenieure oder Bakteriologen aus den Hauptfächern abwandern. Wir sind deshalb gezwungen, junge, schlecht ausgebildete Leute zu Professoren zu machen, die im Ausland Assistenten oder Privatdozenten sein würden — und oft nicht einmal das. Die zur Verfügung stehenden Gelder, mit denen man eine normal große Universität bequem unterhalten könnte, werden über ein Gebiet verteilt, daß so groß ist, daß man wahrscheinlich niemals genug Geld dafür haben wird¹. Nichtsdestoweniger sind die Lehrer und Hörer alle da — Tausende auf demselben Gelände. Sie nehmen sich gegenseitig den Platz weg, drängen zur selben Bibliothek, zu Fußballspielen, Tanzveranstaltungen, Gottesdienst und Unterricht, sie jagen nach Titeln und stören sich bei der Forschung. „Gelehrsamkeit und Forschung“ meint Dekan WOODBRIDGE, „können in einer solchen Atmosphäre natürlich nicht gedeihen“².

Die Universität Chicago versorgt ungefähr 30 000 Studenten und braucht dazu, wie die anderen großen Universitäten, eine geeignete Organisation. Ungefähr 8000 sind Heimstudenten, 6500 nehmen an den Ferienkursen teil, 800 sind für Pädagogik und 500 für Handelswissenschaft eingetragen; 5000 sind *college*-Studenten und über 4000 *graduate-school*-Studenten³. Wenn wir die Studenten der Volkshochschule, der

¹ Siehe S. 139 bis 148.

² Loc. cit., S. 13. Bei der kürzlichen Feier des 175. Jubiläums der Columbia Universität wurden über 100 Ehrentitel verliehen und der Anstalt 47 Porträts gestiftet; der Vorsitzende des Kuratoriums machte dabei mit sichtlichem Stolz folgende Bemerkung: „Vor einem Vierteljahrhundert bestand die Universität aus 11 Fakultäten, 455 Lehrern und 4709 Studenten. Heute haben wir 12 Fakultäten, 5 unabhängige *colleges*, 9 angegliederte Anstalten, fast 2800 Lehrer und 50 000 Studenten.“

³ Es ist unmöglich, die Ziffern, die vom *U. S. Education Office* angegeben wer-

Ferienkurse und der höheren Schulen nicht mitzählen und die „*ad-hoc*“-Abteilungen mit rein technischem Charakter streichen, und wenn wir schließlich die von Dekan WOODBRIDGE vorgeschlagenen Kriterien auf die *graduate school* anwenden, wieviel Universitätsstudenten bleiben dann noch übrig? Sicher keine 5000. Ist es nicht einleuchtend, daß die Überorganisationen dann nicht mehr nötig wäre, und daß ein anderer Wind an der Universität wehen würde, wenn man sie von all diesem Ballast befreien würde? Die Universität Chicago könnte dann dem geistigen Leben und den Bedürfnissen der Nation weit besser dienen, als jetzt, wo sie um Luft, Geld und Gebäude ringt.

Ich habe schon öfters Gelegenheit gehabt, von der Johns Hopkins Universität zu sprechen und von der Rolle, die sie anfänglich gespielt hat. Zu meiner Zeit (1884—1886) besaß sie nur ein sehr kleines *college* (weniger als 150 Studenten) und eine *graduate school* mit ungefähr 200 Studenten. Johns Hopkins war in jenen Tagen einflußreicher, als jemals eine Anstalt in unserem Lande gewesen ist. Sie war zwar klein, doch war ihre Größe ohne Belang. Heute ist sie zwanzigmal so groß. Der Bericht des Präsidenten von 1928/29 verzeichnet 5446 Studenten. Woher kommen sie, und was studieren sie? Vier Fünftel kommen von Maryland, und von ihnen alle bis auf 900 aus Baltimore. Demnach müßte Baltimore ein Kulturzentrum von seltener Intensität sein. Das ist aber nicht der Fall. Die Johns Hopkins Universität ist heute, abgesehen von der medizinischen Fakultät, so weit zu einer lokalen Größe herabgesunken, wie wenn sie zu den Volksschulen der Stadt gehöre. Und womit beschäftigen sich diese 5446 „Studenten“? 465 nehmen an technischen Abendkursen teil, 1171 hören Abendkurse in Nationalökonomie, 1107 haben sich für Ferienkurse eingeschrieben, 1526 gehören dem Lehrer-*college* (*College for Teachers*) an, und 72 gehen auf die Handelshochschule (*School of Business Economics*) — das sind zusammen 4341, die sich zwar mehr oder weniger nützlich betätigen, aber nicht auf eine Universität gehören. Es bleiben nur wenig über 1000 Studenten noch — 283 in der medizinischen Fakultät (*Medical School*), die noch immer bewundernswert ist, und 144 in der ebenfalls ausgezeichneten Schule für Hygiene (*School of Hygiene*). Das *college* hat 343 Schüler, von denen sich mehr als die Hälfte mit Dingen befassen, die auf dem Niveau einer höheren Schule stehen. Wenn die 527 Studenten der philosophischen Fakultät nicht weit besser sind, als die von Columbia — und ich habe keinen Grund, das anzunehmen, — kann man nur 150 als ihrer Arbeitsgelegenheit angemessen bezeichnen. Die Studentenliste von Hopkins schmilzt somit von mehr als 5000 — Medizin und Hygiene ausgenommen — auf einige hundert zusammen.

den, mit denen der Universitäten zu vergleichen, weil sie ganz verschieden klassifiziert sind. Die im Text angegebenen Ziffern geben die Verhältnisse so genau wie möglich wieder.

Für diese wenigen hätte man genügend gute Lehrer finden können; und Hopkins könnte auch heute noch wie ein Leuchtfeuer auf Bergeshöhen leuchten. Statt dessen hat sie aber über 5000 Studenten und hat, außer in Medizin und Hygiene, ihre Bedeutung verloren. Dieser Verlust ist natürlich zum Teil darauf zurückzuführen, daß andere Anstalten besser geworden sind; hauptsächlich ist er aber die Folge der Verschlechterung, Verwässerung und Verfälschung der Universität selbst.

Im Vergleich mit diesen Stiftungsinstituten, die tun können, was sie wollen, schneiden die staatlichen Universitäten, wie Wisconsin, recht günstig ab. Die Universität Wisconsin hat mehr als 28 000 eingeschriebene Studenten, darunter fast 8000 Heimstudenten, 6500 Volkshochschüler, 391 Schüler in der *Milwaukee Day School* und 4000 Teilnehmer an Ferienkursen und kurzem Landwirtschaftsunterricht. Die Zahl der Studenten schrumpft damit auf weniger als 10 000 zusammen. Wenn man nun bei ihnen auch noch dasselbe Ausscheidungsverfahren anwendet, wie oben, zeigt sich, daß die Universität Wisconsin wohl nicht mehr als 2500 richtige Universitätsstudenten hat. Von den 10 000 Studenten Harvards müßten wohl mehr als 50% gestrichen werden, wenn man Zahnheilkunde, Handelsschule, Volkshochschule, Ferienkurse¹ und die ersten *college*-Jahre nicht mitrechnet. Ihre *graduate-school* hat 1326 Studenten. Vor 20 Jahren widmeten 70% dem Studium ihre ganze Zeit (Präsident LOWELL)², heute aber nur noch 44% — also weniger als die Hälfte. „Die übrigen brauchen keineswegs die schlechteren Studenten zu sein; denn zum Teil ist die Universität dafür verantwortlich, daß sie nur einen Teil ihrer Zeit dem Studium widmen können, da viele von ihnen zum Lehren herangezogen werden. Es steht aber keineswegs fest, daß damit den Studenten oder ihren Schülern ein Dienst erwiesen wird.“ Und weiter: „Niemand kann annehmen, daß alle diese dreizehnhundert jungen Männer und Frauen dazu fähig sind, zur Wissenschaft beizutragen oder auch nur einen höheren Bildungsgrad zu erlangen.“

Die Harvard Universität ist von Niemandem auf diesen falschen Weg gezwungen worden. Sie tut vielmehr, was ihr gefällt, und was sie tut,

¹ „Nach den gegenwärtigen Bestimmungen werden fast alle Ferienkurse zur Hälfte angerechnet zur Erlangung des *A. B.*-, *A. A.*- und *S. B.*-Grades. Eine größere Anzahl wird auch für den Harvarder *A. M.* und *Ed. M.* (*Master of Education*) angerechnet.“ So tun sich Geduld und Rechenkunst zusammen, um Harvarder *A. B.* und *M. A.* zu produzieren! (Vorläufige Ankündigung der Ferienkurse 1930). Ich habe nichts gegen Ferienkurse als solche; aber so, wie sie gehandhabt werden, gehören sie nicht auf die Universität. Die Fakultäten setzen sich aus Lehrern der verschiedensten Herkunft zusammen, und die Studenten können unmöglich gut ausgewählt sein. Man sollte ihnen daher auch keine im amerikanischen Sinn akademische „Leistungsnachweise“ dafür erteilen.

² *Presidents Report 1928/29*, S. 11.

gefällt ihr eben¹! Von Yales Studentenzahl würde man nur wenig abziehen brauchen; ihre 5000 würden vielleicht auf vier oder dreitausend zurückgehen, und zwar hauptsächlich auf Kosten der beiden ersten *college*-Jahre; denn Yale hat keine von den „Dienst“-abteilungen eingeführt, die die anderen Universitäten, die wir hier besprochen haben, so schwer belasten.

Die Vereinigung von *college* und *graduate school*, durch die diese gigantischen Hörerzahlen bedingt sind, wird gelegentlich mit der Begründung verteidigt, daß die *graduate school* auf das *college* anregend wirke, und manchmal auch damit, daß sich die *graduate school* vom *college* „nähre“. Zu der ersten Begründung kann man nur sagen, daß das Konglomerat der Universität mit demselben Recht auch noch eine *high school* aufnehmen könnte, damit diese durch das *college* angeregt würde. Früher gab es tatsächlich viele *colleges*, die vorbereitende Abteilungen besaßen; doch wurden sie mit der Einführung des staatlichen *high-school*-Systems fallen gelassen. Zu dem zweiten Argument muß man sagen, daß eine gute *graduate school* keinen eigenen „Ernährer“ braucht. Der ernste Student sucht sich seine *graduate school* nach ihren Lehrern aus; „Treue“ ist dabei am falschen Platze. Die Ziffern zeigen, daß die besten *graduate schools* von ihren eignen *colleges* so gut wie unabhängig sind; die *Harvard Graduate School of Arts and Science* bezog z. B. in den letzten vier oder fünf Jahren 75% ihrer Studenten von fremden *colleges*, und ihre juristische Fakultät (*Harvard Law School*) in den beiden Jahren 1928 bis 1930 80%. Die medizinische Fakultät von Johns Hopkins bekam während der fünf Jahre von 1925 bis 1929 inklusive, fast 85% ihrer Studenten von anderen *colleges*. Rein zahlenmäßig hilft somit das *college* der *graduate school* nur wenig. Wohl aber tut diese Verbindung der *graduate school* einen großen Schaden, wie ich bereits besprochen habe.

Es liegt auf der Hand, daß man die fraglichen Ziffern nicht genau genug analysieren kann, um abschätzen zu können, wieviele Amerikaner heute eine höhere Erziehung bekommen. Es ist aber sicher, daß ihre Zahl weit hinter der angegebenen zurückbleibt. Die Ziffern sind „aufgeblasen“. Man wird nicht fehlgehen, wenn man behauptet, daß zur Zeit nur eine verhältnismäßig kleine Zahl amerikanischer Männer und Frauen in *colleges* und Universitäten mit guten Lehrkörpern so gut untergebracht ist, daß sie sie kultiviert, intelligent und fertig ausgebildet ver-

¹ Um gerecht zu sein muß ich hinzufügen, daß Präsident LOWELL in demselben Bericht auch die Frage aufwirft, ob man nicht auch die Zahl der *graduate-school*-Studenten beschränken sollte, wie es im *college* (3233 Studenten!), in der Medizinschule (515 Studenten!), in der juristischen Fakultät (1589 Studenten!) und in der Handelshochschule (868 Studenten!) bereits geschieht. (Ebenda S. 10.) In allen führenden Medizinschulen ist die jährlich aufzunehmende Studentenzahl bereits begrenzt; durch gewisse Anforderungen an Intelligenz und Gelehrsamkeit könnte man auch andere Abteilungen einer Beschränkung unterwerfen.

lassen können. Diese wenigen könnten ein wirksames Ferment sein oder eine mächtige Kraft bedeuten, wenn man sie in einigen wenigen Intelligenzzentren zusammen halten könnte. Statt dessen werden sie einzeln verstreut, verlieren den Kontakt miteinander und werden in ihrer Stoßkraft geschwächt. So kommt es, daß sie mit der Zeit eher nachlassen, als daß sie andere über das übliche Geschmacks- und Gedankenniveau erheben. Es ist deshalb kein Wunder, daß Amerika so mittelmäßig ist. Statt einer Million Studenten hat es vielleicht nur 100 000 oder nicht einmal so viele, denn die meisten von ihnen haben eine mangelhafte *high school* Erziehung hinter sich. Die Mehrzahl der sogenannten „Studenten“ geht auf Rechnung der *ad-hoc*-Kurse, sowohl an den großen Universitäten, wie auch an den armen, kleinen *colleges* überall im Lande — im Süden und Westen mehr als im Osten — auf Rechnung von Kursen, die eher handwerksmäßig und technisch sind, als wissenschaftlich großzügig und freigeistig. Dieser Schluß wird vollauf bestätigt durch die Oberflächlichkeit der Kultur in den sogenannten gebildeten Schichten — Professoren, Lehrer, Anwälte, Architekten, Journalisten. Die Ziffern sind irreführend. Was aber Mr. und Mrs. LYND in ihrem Buch *Middletown*¹ erzählen ist Wahrheit².

XXXII.

Mit einer Großzügigkeit, die in der Geschichte ihres Gleichen sucht, haben die amerikanischen Bürger in den letzten Jahren große Summen für Stiftung und Unterhalt von *colleges* und Universitäten gegeben, wenn auch die Zahl der Stifter im Verhältnis zu denen, die dazu in der Lage wären, für gewöhnlich weit überschätzt wird. Ein erheblicher Teil der Spenden wird jedoch in Dingen angelegt, die nur eine sekundäre oder gar keine Bedeutung haben — in überflüssigen Gebäuden oder in Abteilungen und Instituten, die überhaupt nicht an die Universität gehören, oder die sich die Universität nicht leisten kann. Die amerikanische Großzügigkeit dient also keinem vernünftigen Zweck. Ob sie letzten Endes so viel stiften wird, daß es auf Verschwendung und falsche Anwendung nicht ankommt, können wir heute noch nicht entscheiden.

¹ R. S. und H. LYND, *Middletown* (New York, 1929).

² Die Inflation im *college*- und Universitätsbesuch ist zum Teil die Folge der wachsenden Anforderungen, die die verschiedenen Berufe stellen. Zur Zeit drängt man die Pflegerinnenschulen, als Aufnahmebedingung zwei Jahre *college* zu verlangen. Die Schulen für Bibliothekare fangen an, nur solche Studenten aufzunehmen, die ihren Bakkalaureus gemacht haben. Dadurch kommt es, daß *college* und Universität mit ungeeigneten Studenten und unwichtigen Abteilungen überschwemmt werden. Es ist dazu gekommen, daß die Aufnahmebedingungen der Schule für angewandte Künste (*School of Practical Arts*) an der Columbia Universität (das Bakkalaureat) oder der Schule für Bibliothekare (*School of Librarianship*) größere Anforderungen stellen, als die Medizinschule (*School of Medicine*) an Columbia (zwei Jahre *college*)!

Die Mittel sind, wie ich zeigen werde, noch lange nicht ausreichend. Zunächst wollen wir aber untersuchen, wie groß sie sind, und wofür sie ausgegeben werden. Im Jahre 1906 verzeichnete das *United States Bureau of Education* 622 Universitäten, *colleges* und Technische Hochschulen¹, im Jahre 1928 1,076². Während dieser Zeit stieg ihr Grundbesitz von 554 000 000 \$ auf mehr als 2 400 000 000 \$, ihr in Bibliotheken und Apparaten investiertes Kapital von 45 000 000 \$ auf 245 000 000 \$, der Wert ihrer Gebäude und des zugehörigen Bodens von 260 000 000 \$ auf 1 300 000 000 \$ und ihre Einnahmen aus Stiftungen von 250 000 000 \$ auf etwas mehr als 1 150 000 000 \$ usw.³.

Bei der Besprechung der Verwendung dieser ungeheuren Summen, zu denen man natürlich noch das Einkommen aus den Gebühren dazu rechnen muß, werde ich nur ungefähre Ziffern angeben, da sie ausreichen, um die Hauptsache, auf die es mir ankommt, in helles Licht zu setzen. Das Herz einer Universität sind die *graduate schools*, die akademischen Berufsschulen (in Amerika hauptsächlich Medizin und Jura) und gewisse Forschungsanstalten. Die jährlichen Ausgaben von Harvard belaufen sich heute auf ungefähr 10 000 000 \$, wovon aber nur ein Fünftel auf das *college* und auf die *graduate school* entfallen. Da nun eigentlich fast die Hälfte des *college*-Unterrichts in die höhere Schule gehört, ist es klar, daß von der Gesamtausgabe von Harvard nur höchstens ein Achtel den *zentralen* Disziplinen zu gute kommt, d. h. den Fächern, die wirklich auf die Universität gehören. Die Ausgaben für die Bibliothek sind verhältnismäßig hoch und sehr vielsagend. Es wird dafür jährlich eine Summe von 300 000 \$ ausgegeben, mit der man natürlich mehr erreichen könnte, wenn nur Studenten aufgenommen würden, die für die Universität wirklich geeignet sind. Für die Architektenschule (*School of Architecture*), das Bussey Institut, die juristische und medizinische Fakultät, das *Fogg Art Museum*, die Sternwarte und verschiedene andere Institute, die ganz oder wenigstens größtenteils Universitätsniveau haben, kann man ungefähr 2 000 000 \$ einsetzen. Demnach entfallen nur vier von den zehn Millionen auf Unterricht und Forschung von Universitätsrang. Was wird aus dem Rest? Eine Summe von 100 000 \$ wird für die Ferienkurse (*Summer School*) ausgegeben, fast eine Million für die Handelshochschule, 600 000 \$ für die Speisehallen, ungefähr eine Million für das Sportkomitee (*Committee on Athletic Sports*), mehr als eine halbe Million für die Internate und 750 000 \$ für die Verwaltung. Einige von diesen Posten, wie die für Speisehallen und Internate, lassen sich aus den Unternehmen selbst bestreiten; die enor-

¹ Die Schulen für die akademischen Berufe (Recht, Medizin und Theologie) sind nicht dabei.

² Die akademischen Berufsschulen mit eingerechnet.

³ Ich habe im Text abgerundete Ziffern angegeben.

men Ausgaben für Sport werden durch Eintrittsgelder zu den Wettspielen gedeckt; die riesigen Kosten für Verwaltung und Betrieb sind teils Folge des komplizierten und heterogenen Aufbaus der Anstalt und teils durch die überflüssigen Geschäftsmethoden bedingt. Es ist aber sicher, daß Harvard zur Zeit einen großen Teil seines Budgets für Dinge ausgibt, die überhaupt nicht auf die Universität gehören. Harvard wäre heute eine bedeutendere Universität, wenn sie alles Überflüssige über Bord werfen und, statt jährlich 10 Millionen für Dinge auszugeben, die mit der Universität nichts zu tun haben, die Hälfte dieser Summe für die Pflege der Gelehrsamkeit verwenden würde. Wenn das gesamte augenblickliche Einkommen für die Unterhaltung einer einheitlichen und erstklassigen Lehranstalt verwandt würde, würde die Bedeutung Harvards um mehr als das Doppelte steigen.

Die Gesamtausgaben von Columbia belaufen sich praktisch ebenfalls auf 10 000 000 \$, die ebenso, wie bei Harvard, nur zum Teil für Unterricht und Forschung von Universitätsrang verwandt werden. Die Verwaltung ist teuer, da sie kompliziert und uneinheitlich ist, und verschlingt jährlich über eine halbe Million¹. Die Gebäude und der Grund und Boden sind notwendigerweise sehr weitläufig, da die Menge der Studenten so groß, und die Tätigkeit der Universität so vielseitig ist; sie kosten deshalb im Jahr fast eine Million. Für eine Reihe Dinge, die für die Universität keinerlei Bedeutung haben, werden über 500 000 \$ ausgegeben². Die Volkshochschule und die Korrespondenzkurse verschlingen 1 500 000 \$, obwohl sie, wie bemerkt³, einen beträchtlichen Gewinn abwerfen. Die Handelshochschule verausgabt fast 160 000 \$, von denen nur 71,53 \$ für Forschungszwecke verwandt werden! Das Institut für Rumänische Kultur (*Institute of Rumanian Culture*) gibt 86,50 \$ aus! Man darf jedoch hierbei nicht vergessen, daß das vorgeschlagene Institut für Verteilung bisher noch nicht eingerichtet ist! Das *college*, die *graduate school*, die Veröffentlichungen, die medizinische und juristische Fakultät, die Bibliothek und ein paar Forschungen sind mit 5 000 000 \$ veranschlagt. Wenn also behauptet wird, daß Columbia 10 000 000 \$ ausgibt, so ist das völlig irreführend; die eigentliche Universität gibt vielleicht nur 4 000 000 \$ aus. Columbia könnte einen viel größeren Einfluß auf die Erziehung haben, wenn sie den kleineren Betrag sinnvoll ausgeben würde; denn dann wäre sie wirklich eine Lehr-

¹ Ich lasse einige Posten aus, die nicht hierher gehören, wenn sie auch merkwürdigerweise unter „Allgemeine Universitätsverwaltung“ rubriziert sind: z. B. Staatliche Beihilfe für blinde Schüler, Klub zur Förderung des Kindergartens der Dozentenkinder, Humanistische Forschung, Journalistische Forschung usw.

² Dahin gehören z. B. die internationalen Beziehungen, die *Maison Francaise*, die *Casa Italiana*, das Deutsche Haus, das Institut für Zahnheilkunde, Ferienkurse usw.

³ Siehe S. 102.

anstalt, was sie augenblicklich nicht ist. Sie wäre aber weit größer und besser, wenn sie ihr ganzes jetziges Budget für die eigentliche Universität ausgeben würde.

Mit den finanziellen Operationen der Johns Hopkins Universität wollen wir uns etwas eingehender beschäftigen. Die Universität (ohne die medizinische Fakultät und das Hospital, die beide vernünftig geleitet werden) fing mit einer Stiftung von 3 500 000 \$ an, was damals eine sehr große Summe war. Durch finanzielles Mißgeschick, für das die Kuratoren in keiner Weise schuldig waren, ging diese Summe größtenteils verloren. Das Vermögen ist aber mit der Zeit durch Stiftungen ergänzt worden und beträgt heute ungefähr 6 000 000 \$, von denen ungefähr 4 000 000 \$ keinen besonderen Bestimmungen unterliegen. Dazu kommt noch ungefähr 1 500 000 \$ frei verfügbares Vermögen, das in ein neues Gebäude gesteckt worden ist¹. Die Summe ist natürlich völlig unzureichend; ihre Kaufkraft beträgt nur ungefähr ein Fünftel von der Stiftung, die Mr. HOPKINS vor fast 60 Jahren machte. Die Fakultäten für Kunst und Wissenschaft — der eigentliche Kern der Johns Hopkins Universität — ist daher unerhört arm. Die Kuratoren sollten deshalb ihre Pflicht darin sehen, sich von schlecht finanzierten Abenteuern fernzuhalten und mit den Mitteln der Anstalt vorsichtig umzugehen. Die akademische Lage unseres Landes ist außerdem derartig, daß eine kleine, aber erstklassige Universität auf dem Gebiet der Universität, wenigstens einen Teil von dem leisten könnte, was die medizinische Fakultät von Johns Hopkins und das Rockefeller Institut in der Medizin geleistet haben. Tatsächlich hatten auch vor nicht langer Zeit die Kuratoren, die Fakultät und die Studentenschaft genau diese Politik eingeschlagen. Eigentlich wäre Geld dazu nötig gewesen, aber der Zweck war so vernünftig, das Bedürfnis so eindeutig, und die Summe so bescheiden, daß man den Plan ohne Zweifel hätte durchführen können. Er wurde mit Begeisterung aufgenommen, aber aus purer Trägheit innerhalb weniger Jahre wieder fallen gelassen. An seine Stelle trat ein neues Projekt, das an sich nicht schlecht, aber sehr ungeschickt aufgezo- gen war. Die der Universität zur Verfügung stehenden Mittel waren, wie gesagt, schon durch Ungeschick verringert worden. Nichtsdestoweniger wurde während der letzten beiden Jahre, obwohl die Universität in finanzieller Not war, ein Institut für Rechtsforschung errichtet, und für seinen Unter-

¹ Ob es unter den gegebenen Verhältnissen richtig war, neue Gebäude zu errichten, ist höchst fragwürdig. Die Universität konnte sie sich nicht leisten, und das hätte den Fall entscheiden müssen. Gewisse Einzelheiten grenzen geradezu ans Lächerliche: es war vorgeschlagen worden, ein Studentenheim zu bauen, das 500 000 \$ kosten sollte; die Studenten brachten aber nur 107 000 \$ auf; anstatt nun den Plan fallen zu lassen, entzogen die Kuratoren dem allgemeinen Fonds fast 400 000 \$ durch eine Anleihe.

halt innerhalb von drei Jahren 178 400 \$ aufgebracht. Am Ende des zweiten Jahres überschritten die Ausgaben bereits die Summe, die für drei hätte reichen sollen. Unter einer solchen Führung könnte kein Geschäft lange zahlungsfähig bleiben. Das jährliche Gesamtbudget der akademischen Fakultäten und der technischen Hochschule beträgt weniger als 1 000 000 \$, von denen 300 000 \$ für Verwaltung, allgemeine Ausgaben, Volkshochschulkurse und verschiedene andere Dinge abgehen. Es ist sicher, daß heute höchstens ein Drittel der Ausgaben für Zwecke verwandt werden, für die Präsident GILMAN besonders eintrat. Für die Unterhaltung des Universitätsgeländes wird mehr Geld verausgabt, als für Botanik, Philosophie, Pflanzenphysiologie oder Griechisch. Die Stiftungen für die Medizinschule andererseits sind, abgesehen von den Gebäuden, Gelände und Anlagen, ungefähr viermal so groß wie die frei verfügbaren Stiftungsgelder der Fakultät für Kunst und Wissenschaft!

Ich sprach von der unvergleichlichen Großzügigkeit, mit der die Mittel der amerikanischen Universitäten vermehrt worden sind. Es ist jammerschade, daß ein so großer Teil dieser riesigen Summen für wertlose und unwürdige Zwecke verthan worden ist. Man hat große Summen mit unnötigen oder extravaganten Bauten verschwendet und „Neben-Ausstellungen“, wie Präsident WILSON sie nannte, finanziert, während für die Hauptsache nicht genug Geld da war. Man hat sich in kostspielige Abenteuer gestürzt und große Summen in Spezialunternehmen festgelegt, so daß die Stiftungen verzettelt wurden, anstatt sie zu konzentrieren. Um die schwerfällige Maschine in Gang zu halten, wird ein verwickelter Verwaltungsapparat unterhalten, der große Summen verschlingt. Jedes Jahr werden große Summen für „Forschungen“ verschwendet, die nicht einmal die einfachsten Voraussetzungen erfüllen. Kein amerikanischer Universitätspräsident hatte in den letzten Jahren Mut genug, um bei der Stange zu bleiben und nur für allgemeine und wichtige Zwecke Geld anzunehmen — für die hauptsächlichen Disziplinen und für die anerkannten und notwendigen Berufe — und Stiftungen für spezielle Zwecke abzulehnen. Die letzteren machen nämlich eine Universität eher ärmer und schwächer, als reicher und besser. Denn fast jedes einmal unternommene Unternehmen wächst und braucht damit weitere Unterstützungen. Die Aktivposten von heute werden somit zu einer Verpflichtung von morgen. Diese Überlegung sollte die Universitäten vorsichtig machen und sie warnen, Verpflichtungen zu übernehmen. Doch leider hören sie nicht. Auf die Verlegenheit der großen Universitäten, deren Vermögen zwar ständig steigt, aber weitgehend an spezielle Bedingungen gebunden ist, hat besonders der neue Präsident der Universität Chicago, Dr. ROBERT M. HUTCHINS, aufmerksam gemacht. Schon sein Vorgänger, Dr. MASON, hatte die Universität als „gaben-

arm“ bezeichnet. Die Lage der Universitätspräsidenten ist in dieser Hinsicht außerordentlich schwierig. Die Universitäten brauchen immer mehr Geld, um die Gehälter aufzubessern — besonders die Gehälter der fähigen Leute — und um fehlende oder ungenügend ausgerüstete Abteilungen zu ergänzen. Für solche Zwecke Geld zu bekommen, ist am aller-schwersten. Statt dessen werden Stiftungen für bestimmte Zwecke angeboten, die teils wertvoll und teils wertlos sind, und die zum Teil mit der Zeit sicher weitere Unterstützung finden werden, zum Teil aber auch sich als „Abzugsgraben und Alldruck“ erweisen werden. Die Ablehnung einer Stiftung kann den Geber verärgern — eine heikle Angelegenheit, die recht unliebsame Folgen haben kann. Da nun die Politik der Universitäten bis zu einem gewissen Grade vom Geld abhängt und damit von dem Ausmaß der Stiftungsbedingungen, sind die Universitäten tatsächlich nicht ihre eignen Herren. Meiner Erfahrung nach sind sie aber zum Teil selbst daran schuld, weil sie oft zu feige gewesen sind, die Stifter aufzuklären. Keine Stiftungsuniversität braucht etwas zu tun, was sie sich nicht leisten kann. So kommt es, daß die Aktivposten einer Universität oft einen imposanten Eindruck machen, während die Beträge, die für wirkliche Universitätsarbeit frei zur Verfügung stehen, oft erstaunlich gering sind. Man findet überall großartige Gebäude in Gotik, Neugotik oder *Colonialstyle*¹, Zementstadien für 50—60 000 begeisterte Zuschauer für Fußballwettspiele, und vorzüglich ausgebaute Studentenheime, die errichtet werden konnten, während das *college* oder die Universität nicht in der Lage war, angemessene Gehälter zu zahlen. Die Anstalt, die keine Gebäude zur Schau stellt, die sie sich nicht leisten kann, ist wahrhaftig arm! Es gibt indessen keine 12 amerikanische Stiftungsanstalten, die 20 000 000 \$ Stiftungsgelder besitzen, was ungefähr dem Wert eines Kreuzers entspricht! Trotz ihrer Handelshochschulen haben die Universitäten nur einen minimalen Geschäftssinn entwickelt; denn sie haben sich auf Unternehmen eingelassen, die sie sich nicht leisten können.

Die Universitäten haben sich während der letzten Jahre vielfach zweifelhafter Methoden bedient, um Gelder für neue Unternehmen zu bekommen, die in vielen Einzelheiten unverantwortlich sind. Die Stiftungsuniversitäten sind in bezug auf ihren Unterhalt von der Intelligenz und Wohltätigkeit der Wohlhabenden abhängig; sie sollten daher für die Zunahme dieser Intelligenz und Wohltätigkeit sorgen, aber nichts tun, was ihre Würde oder ihren Anstand verletzen könnte. In ihrer Hast haben sie aber leider Firmen zugelassen, die ihnen bei der Suche nach Geld mit Mitteln helfen, wie sie die Grundstücksmakler anwenden, wenn

¹ *Anm. d. Übers.:* Der *Colonialstyle* ist ein Baustil, der sich im 18. Jahrhundert in Amerika entwickelt hat. Er ist auf englischem Kolonialboden entstanden und gehört zu dem künstlerisch Wertvollsten, was Amerika hervorgebracht hat.

sie ein Grundstück „entwickeln“ wollen. Die Johns Hopkins Universität, die einen so aufgezogenen „Jubiläums-Feldzug“ („*Half-Century Campaign*“) durchgeführt hat, hat bei seinem Ende zugegeben, daß „trotz der organisierten Reklame der frei verfügbare Gesamtbetrag nur ungefähr 100 000 \$ erreicht hat.“ Ich brauche wohl nicht zu beweisen, daß es unter der Würde einer Universität ist, Reklamefachleute anzustellen und sie dafür zu bezahlen, daß sie alles loben, was sich akademisch nennt. Ich will wenigstens soviel als selbstverständlich voraussetzen, wenn auch behauptet werden könnte, daß die Universitäten alles, was sie lehren, — Columbia und Harvard halten ja Reklamekurse ab — auch in die Praxis umsetzen dürfen.

Eine Reihe angesehener Bürger haben sich eben um eine Stiftung von 39 500 000 \$ für die Columbia Universität an die New Yorker Öffentlichkeit gewandt; andere Anstalten bemühen sich um 75 000 000 und 100 000 000 \$; und 500 *colleges* um 500 000 000 \$. Keine von ihnen hat sich selbst kritisch geprüft. Keine von ihnen weiß, ob sie mehr oder weniger, als sie augenblicklich denkt, dazu brauchen wird, um eine wirkliche Universität zu werden. Solange die Universitäten keine Politik verfolgen, die der Schaffung eines strengen intellektuellen Standards dient, können auch ihre finanziellen Bedürfnisse nicht ermessen werden. Die Summen, die die Stiftungsanstalten verlangen, nehmen außerdem ständig zu, und zwar mit immer größerer Geschwindigkeit. Niemand fragt sich, ob man nicht Abteilungen abbauen und das dadurch freiwerdende Geld für einen Anfang in einer neuen Richtung verwenden könnte. Dabei wird allgemein anerkannt, daß Kräfte, wie Menschen, Geld und Ausrüstung, die zu einem Ziel gekommen sind, in eine neue Richtung gelenkt werden sollten. Wenn die verantwortlichen Leiter der Universitäten nicht ständig darauf achten, ihre Ausgaben den Verhältnissen anzupassen, wird die Finanzierung der höheren Schulen durch Stiftungen Schiffbruch leiden.

XXXIII.

Bei der letzten Analyse habe ich betont, daß die Universitäten von einzelnen Persönlichkeiten abhängen. Die amerikanische Universität, die sehr weitläufig ist, und deren Lehrstoff so weitgehend aufgeteilt ist, wie sonst nirgends in der Welt, braucht für ihren Betrieb eine maximale Lehrerschaft. Der Lehrkörper ist nur deshalb unnötig groß, weil die Universität einen in unsinnige Einzelheiten gehenden Unterricht zu geben versucht. Er ist sogar so groß, daß er garnicht ausreichend besetzt werden kann. Auch ist nicht genug Geld für ihn vorhanden. Aus allen diesen Gründen sind die Lehrer der amerikanischen Universitäten jämmerlich schlecht bezahlt. Man hat enorme Summen für Gebäude und sportliche Unternehmen ausgegeben, mit denen man die Lebens-

haltung des Professors hätte wesentlich verbessern können, wenn man das Geld zum frei verfügbaren Einkommen zugeschlagen hätte. Man hätte eine noch weitere Verbesserung erzielt, wenn man den Lehrkörper durch rücksichtsloses Streichen von unbedeutenden Kursen, Lehrstühlen, Veröffentlichungen und lächerlichen „Forschungen“ verkleinert hätte. Die Johns Hopkins Universität war in ihrer Blütezeit in zwei umgebauten Pensionen untergebracht. Eine Zeitung soll sich damals über sie lustig gemacht haben, weil sie „ihren Unterricht in einem Zelt geben und ihre Bücher in Seifenbehältern aufbewahren“ wolle. „Das ist genau, was wir vorhaben“, soll Präsident GILMAN geantwortet haben.

Das Leben in Amerika ist teuer. Miete, Bedienung, Nahrungsmittel, Kleidung, Vergnügen, Reisen und Bücher sind alle viel teurer als sonst irgendwo. Der Lebensstandard ist hoch. Lehren und Lernen werden dabei so gering geachtet, daß das geringe Einkommen auch nicht durch gesellschaftliches Ansehen kompensiert wird, wie es in Europa fraglos der Fall ist. Es gibt keinen akademischen Stand, der den Standard der nicht-akademischen Klassen unberücksichtigt ließe. Die jungen Leute werden vielmehr durch fast alle Kräfte des gesellschaftlichen Lebens — seien sie definierbar oder nicht — in das Geschäftsleben oder in die juristische oder medizinische Praxis gedrängt. Nun möchte ja niemand die Universitätsstellen so einkömmlich sehen, daß sie Leute reizen könnten, die weder Geschmack noch Geschick für Unterricht und Forschung haben. Sie sind aber tatsächlich so schlecht bezahlt, daß sie, mit Ausnahmen natürlich, weitgehend Leute anziehen, die für nichts Geschmack oder Geschick haben und ihren Lebensunterhalt nur durch Unterricht verdienen können, genau so wie früher dieselbe Art Leute ihren Lebensunterhalt durch die Kirche verdienen konnte, was übrigens auch heute noch bis zu einem gewissen Grade der Fall ist. Es gibt natürlich Ausnahmen. Es gibt begabte Männer — und nicht einmal wenige —, die sich durch Armut und Schwierigkeiten nicht abschrecken lassen; sie sind das Salz der Universität in den Vereinigten Staaten. Es gibt auch eine kleine Zahl — viel zu wenige für ein so reiches Land —, die eigenes Vermögen haben und ein ruhiges, produktives und akademisches Leben führen wollen. Einige wenige haben ihre Schwierigkeiten auch durch eine „Geldheirat“ gelöst. In den letzten Jahren sind die Gehälter endlich erhöht worden, wenn sie auch noch weit hinter dem zurückgeblieben sind, was ein Gelehrter oder Forscher braucht, um heiraten zu können, ein paar Kinder zu haben und zu erziehen, ein einfaches Leben zu führen, Bücher zu kaufen und seine Ferien sorgenfrei verbringen zu können. Hierüber sind eine Reihe gründlicher Untersuchungen gemacht worden, und sie sind zu dem Schluß gekommen, daß sich ein Universitätslehrer heute verhältnismäßig schlechter stellt als vor 30 Jahren. „Während das Einkommen der Bürger im Durchschnitt um ungefähr 200% ge-

stiegen ist (nach dem Goldwert), ist das Gehalt der Professoren um noch keine 100% gestiegen“¹. Mr. TREVOR ARNETT, der Präsident des *General Education Board*, kommt auf Grund einer mühsamen Untersuchung an 302 colleges und Universitäten zu dem Schluß, daß das wirkliche Durchschnittseinkommen 1926/27 „trotz aller Anstrengungen“ nur „wenig besser“ war, als 1914/15²; 66,5% von den Befragten müssen ihre Gehälter durch Nebeneinnahmen ergänzen, und fast drei Viertel von diesen sind durch pure Not dazu gezwungen. Die Untersuchung über den amerikanischen college-Sport (*American College Athletics*), den die *Carnegie Foundation* herausgegeben hat, zeigt eindeutig, daß die Sportlehrer besser bezahlt werden, als die Professoren. In mehr als 100 colleges und Universitäten war das Höchstgehalt eines Professors 12000 \$ und sein Durchschnittsgehalt 5158 \$. In ungefähr ebenso vielen Anstalten war das Höchstgehalt eines Sportlehrers 14000 \$ und sein Durchschnittsgehalt 5095 \$; von 96 Fußball-Trainern bekam der bestbezahlte 14000 \$ und der Durchschnitt 6107 \$. Es macht sich also besser bezahlt, Sportlehrer zu werden, als Universitätsprofessor³!

Columbia, das sich außerordentliche Mühe gibt, hat kürzlich bekanntgegeben, daß das normale Minimalgehalt eines Professors ab jetzt 7500 \$ betragen soll; spezielle Gruppen sollen 9000 \$, 10000 \$ und 12000 \$ erhalten. Das ist sicher eine Verbesserung. Aber selbst der am meisten begünstigte Professor kann unmöglich, wenn er auf sein Gehalt angewiesen ist, damit in New York City bequem leben, wo bei den heutigen Preisen ein Professorengehalt von 20000 \$ für einen Mann mit Fähigkeiten und Kultur bestimmt nicht zu hoch angesetzt wäre⁴. Harvard hat eben dasselbe getan und das Minimalgehalt eines Professors auf 8000 \$ und das Maximum auf 12000 \$ festgesetzt. Wenn nicht bald eine noch höhere Stufe erreicht werden kann, müssen die strengeren Disziplinen, wie Philosophie, alte Sprachen und Mathematik, unter dem Mangel an Nachwuchs leiden. Andere Fächer kann sogar ein noch schlimmeres Geschick treffen. Ich begann mit einem Hinweis darauf, wie notwendig es ist, die Universitäten zu modernisieren und die Fragen des Rechts, der Politik, der Industrie, der Technik und der Erziehung von einem rein intellektuellen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Aber die Männer, die diese aktuellen Fragen interessieren, sind ausgerechnet

¹ Seit 1900. Professor W. A. NOYES, *Are Equitable Salaries Paid to Professors?* Ein Bericht an die Amerikanische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.

² *Occasional Papers*, Nr. 8 (Veröffentlichungen des *General Education Board*). Eine vorzügliche und eingehende Studie über die Gehaltsverhältnisse an einer repräsentativen Universität ist: HENDERSON and DAVIE: *Incomes and Living Costs of a University Faculty* (Yale University Press, 1928).

³ *Loc. cit.*, S. 171—75.

⁴ *Anm. d. Übers.*: Der Übersetzer kann das nur bestätigen. Die Kaufkraft war zu der Zeit, als das Buch geschrieben wurde, nicht viel mehr als 20—30 000 Mark.

diejenigen, welche von der Industrie, der Technik und dem Handel gebraucht werden; und sie haben für Handel und Industrie einen noch größeren Wert, wenn ihr Name mit dem Ansehen einer Universität verknüpft ist, als wenn sie nur Privatleute oder gar Angestellte sind. Die Fragen, die zur Entwicklung der akademischen Medizin geführt haben, sind für manche Fächer der Soziologie noch viel akuter geworden. Ein schlecht bezahlter Professor muß entweder die Universitätslaufbahn aufgeben oder, wenn auch nur unbewußt, seine Professur dem Verdienst oder der Anstellung von außerhalb unterordnen. Man kann den Verdacht nicht loswerden, daß das Letztere schon der Fall ist. Die Fakultäten müssen so unabhängig gemacht werden wie die Gerichte, betont Professor SELIGMAN, und die Robe des Professors muß so makellos sein wie die der Richter. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß die gesamte Reform der Universitäten und die Möglichkeit, die rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme, die jetzt die Gesellschaft bedrücken, furchtlos zu erforschen, einzig und allein von der Fähigkeit der Universitäten abhängt, ihren Lehrkörper von privaten Einnahmen oder Unterstützungen absolut unabhängig zu machen. Es ist schwer zu glauben, daß sich der Universitätslehrer sonst seine absolut unabhängige Einstellung erhalten kann; es ist aber leicht einzusehen, daß das große Publikum daran Zweifel haben wird, selbst wenn er seine Unabhängigkeit aufrecht erhalten sollte¹.

Die amerikanische Professorenschaft ist, von ein paar Ausnahmen abgesehen, in Wirklichkeit ein Proletariat. Die Professoren haben weder die Annehmlichkeiten noch das Ansehen, auf die sie Anrecht haben. Für die wohlhabenden Studenten sind alle möglichen Annehmlichkeiten vorgesehen; sie haben Klubbhäuser, Verbindungshäuser und zum Teil luxuriöse Studentenheime. Der Lehrkörper hat aber nichts dergleichen. Es wird wirklich nur ein sehr kleiner Teil unseres unerhört großen Natio-

¹ Eine kluge und gemäßigte Besprechung dieses Problems ohne Berücksichtigung der Gehälter, von denen meiner Meinung nach die Lösung abhängt, findet sich in dem Aufsatz: *Academic Obligations*, von EDWIN R. A. SELIGMAN, im *Bulletin of the American Association of University Professors*, Vol. XVI, Nr. 5, Mai 1930. Ich möchte in diesem Zusammenhang noch einmal darauf hinweisen, wie unklug es ist, daß die Kuratoren der Handelshochschule Harvard (*Harvard Business School Associates*) — Männer, die im Handel und Verkehr stehen und staatliche Betriebe verwalten — trotz ihrer sicher sehr löblichen Absichten, die Verwaltung der enormen Summe in ihrer Hand behalten, die sie zur Förderung von Untersuchungen ausgeben wollen, auf einem Gebiet, auf dem viele von ihnen ein großes finanzielles Interesse haben.

Professor PAUL H. DOUGLAS von der Universität Chicago schildert im Vorwort zu seinem Buch *Real Wages* (1930), wie schwer es ist, ohne Rücksichten auf persönlichen Nutzen zu forschen: „Hätte ich vorausgesehen, daß ich fast 6 Jahre und — den größten Teil meines Einkommens opfern mußte, um meine Arbeit zu Ende zu führen, hätte ich vielleicht nicht den Mut gehabt, sie anzufangen.“

nalvermögens, selbst im kultiviertesten und am meisten von sich überzeugten Teil unseres Landes, für Zwecke verwandt, denen eine zivilisierte Gesellschaft die höchste Bedeutung beimessen würde. Die geistigen und physischen Kräfte, die an die Universität gezogen werden sollten, werden deshalb in unverhältnismäßig großer Zahl zu Tätigkeiten gezwungen, die einen angemessenen Verdienst abwerfen, wenn sie mit Erfolg betrieben werden. Dabei bedarf die Festung des Geistes zur Zeit der kraftvollsten Verteidigung.

Die Professoren sind auch noch in einer weiteren Hinsicht benachteiligt. Es gab eine Zeit, in der es etwas bedeutete, *college-* oder *Universitätsprofessor* zu sein, wie es auch etwas hieß, einen *college-* oder *Universitätstitel* zu haben. Diese berechnete Auszeichnung war eine Entschädigung für das einfache Leben, das sie führen mußten. Heute ist die Situation umgekehrt. Die Professoren der Nationalökonomie, der Physik, Philosophie und des Sanskrits sehen sich auf die gleiche Stufe gestellt mit den Professoren für englische Geschäftssprache, Reklame, Journalismus, Leibesübungen und außerplanmäßige Fächer. Sie haben alle dieselben Titel, und die zweite Gruppe verdient sogar häufig mehr, weil sie vielfach Nebeneinnahmen hat. Damit daß die Universitäten ihre intellektuellen Ziele aufgegeben haben, haben sie auch die intellektuelle Auszeichnung geopfert, die höher als Geld zu bewerten ist. Professor SELIGMAN bezeichnet diese Vorgänge zusammen mit den niedrigen Gehältern, den enormen Fakultäten und dem geringen Ansehen mit Recht als „trübe Aussichten“ für das Gehirn an den amerikanischen Universitäten.

Diese Tatsachen und Zahlen sprechen Bände. Sie geben Auskunft über das fast universelle Streben nach Bildung und über den fast universellen, naiven Glauben an den Unterricht, als ob es Bildung bedeutete, wenn man an Kursen teilnimmt, im Klassenzimmer oder anderswo unterrichtet wird, Examen besteht oder „Leistungsnachweise“ sammelt. Wenn auch an allen diesen Bestrebungen etwas Gutes ist, so ist doch fast das Gegenteil das wirklich Richtige. Kenntnisse können vielleicht mit „Leistungsnachweisen“ gemessen werden, Bildung aber nicht. Bildung ist etwas, wofür primär das Individuum verantwortlich ist. Ein kluger Lehrer weiß, in wie engen Grenzen er da helfen kann. Die Ziffern und die Geschwindigkeit, mit der sie sich vermehren, zeigen ferner, mit welcher Kraft die Nation fast alles auf einmal unternimmt, wie sie nicht nur Bäume fällt und die Grenzen erweitert, sondern auch das soziale, wirtschaftliche, industrielle und häusliche Niveau hebt, Kunstschatze erwirbt, Krankheiten bekämpft und die Gelehrsamkeit fördert. Man mußte Plätze finden, an denen man alle diese verschiedenen und zusammenhangslosen Dinge tun konnte. Die Universität war zufällig die umfassendste und anpassungsfähigste Anstalt, die zur Hand war, und

ließ sich gerne für jede Tätigkeit ausnutzen, bei der sich ein Zusammenhang mit der Erziehung nachweisen ließ. Hierbei ist viel Gutes geleistet worden, aber es wurde auch viel Unsinn gemacht, und der Aufstieg und die Auslese sind dadurch unendlich erschwert worden.

XXXIV.

Die Situation, die ich in diesem Kapitel beschrieben habe, hätte meiner Meinung nach vermieden werden können, auch trotz des großen Druckes, der auf die Universitäten ausgeübt wurde. Einige Stiftungsanstalten hätten, ohne sich um die anderen kümmern zu brauchen, ihren Stand behaupten können. Sie hätten eine durchaus moderne Auffassung von der Gelehrsamkeit, der Ausbildung und der Problemstellung verkörpern können und müssen, ohne dabei ihre Pforten so gut wie jeder Laune zu öffnen. Gerade die Tatsachen, die zur Erklärung und Entschuldigung für die heutige Situation angeführt werden, sind der stärkste Grund dafür, daß es irgendwo Standards und Ideale geben muß. Je größere Energie und Mühe man darauf verwendet, das übliche Niveau von Bequemlichkeit, Gesundheit, Zufriedenheit und Wissen zu heben, um so wichtiger ist es, daß irgendwo vernünftige und wirklich intellektuelle Ideale ohne Kompromisse hochgehalten werden — hauptsächlich um ihres eignen Wertes willen; ferner aber auch, um zum allgemeinen Streben anzuregen. Die medizinische Fakultät von Johns Hopkins ist wieder einmal ein gutes Beispiel. Sie fing solide und bescheiden an. Obgleich ihre Mittel während zwanzig Jahren kaum zunahmen, schloß sie keine Kompromisse. Schließlich wurde sie als etwas Besonderes und Besseres, als ausgezeichnet und unverfälscht anerkannt. Ihr Einfluß wurde im ganzen Lande fühlbar. Sie wurde ein anerkanntes Vorbild. Andere versuchten, ihr zu folgen. Sie kam schließlich zu Wohlstand. Sie erhielt Stiftungen und gut fundierte Kliniken und Laboratorien. Wäre es richtiger gewesen, wenn sie sich in den Tagen ihrer Einsamkeit und Armut mit den lokalen Privatschulen, mit den Osteopathen und Homöopathen zusammengetan hätte?

Was die medizinische Fakultät von Johns Hopkins getan hat, hätte auch die Johns Hopkins Universität tun können; sie hätte „arm aber ehrlich“ bleiben können. Sie ist auch heute noch arm. Sie hat aber versucht, sich populär zu machen, sie hat höhere Schulklassen eingerichtet, herrliche Gebäude erworben, den Sport gefördert, einen jämmerlichen Kontrakt mit dem Staate Maryland geschlossen — und sie hat die Bedeutung verloren, die sie einmal besaß, und die sich zum Besten des Landes hätte auswirken können.

Es liegt nach allem, was ich gesagt habe, auf der Hand, daß es in Amerika noch keine Universität gibt, die den Anforderungen genügt, die ich umrissen habe. Das liegt teils an ihrer Gleichgültigkeit und teils

daran, daß sie auch dort uneinheitlich sind, wo sie sich wirklich ernsthaft bemühen. Präsident ANGELL von Yale, den, nebenbei gesagt, niemand als unamerikanisch, kaltherzig oder verständnislos ansprechen kann, schreibt: „Woran es liegt, weiß ich nicht; aber wir haben in unserem Lande keine allgemeine Achtung vor der Gelehrsamkeit . . . Das große Publikum, das letzten Endes für die Erziehung aufkommt, schätzt den Sport erheblich mehr, und zwar besonders den Fußball und alles, was er verkörpert, mehr als angesehene griechische Gelehrte. Dies mag eine schmerzliche und enttäuschende Tatsache sein, aber trotzdem ist es eine Tatsache.“¹

Was kann man dagegen tun?

Es ist zunächst einmal notwendig, den Tatsachen ins Auge zu sehen und mit der Selbsttäuschung, der Amerika in einem noch nie dagewesenen Maße huldigt, summarisch Schluß zu machen. Der Präsident der Columbia Universität hat kürzlich in einer Ansprache² die leichte Erhebung namens *Morningside Hights*, auf der die Columbia Universität liegt, in ihrer relativen Bedeutung für die Menschheit allen Ernstes verglichen „mit den vier heiligsten und begeisterndsten Stellen der Welt — mit dem Gipfel des Ölbergs, mit der Akropolis von Athen, mit dem kapitolinischen Hügel in Rom und mit jener sanft geneigten Anhöhe in der Stadt Paris, die den Namen *Sainte Geneviève* trägt.“ Wenn solche Reden von den kritiklosen Millionen aufgeschnappt werden, sind sie ein ernsthaftes Hindernis auf dem Wege zum wirklichen Fortschritt. Uns steht aber auch noch ein anderes Hindernis im Wege, das kaum weniger ernst zu nehmen ist. „Wir sind ein junges Volk, wir befinden uns in einer Phase unserer Entwicklung.“ Wir brauchen also nur alt zu werden, um aus dieser Phase herauszukommen, und alles wird in Ordnung sein. Ich fühle mich aber nicht wohl dabei, wenn ich diesen weiten Raum unberücksichtigt lassen soll, in dem man auch heute schon, wie die Zustände auch sein mögen, durch Anstrengung, Intelligenz und Findigkeit wichtige Resultate erzielen könnte. „Sie besitzen in Ihren neuen amerikanischen Universitäten,“ schrieb vor dreißig Jahren ein großer deutscher Anatom an einen amerikanischen Schüler, „einen kraftvollen ‚*nervus rerum*‘, und wenn man so reiche Quellen in die richtigen Kanäle leitet, so kann in verhältnismäßig kurzer Zeit viel erreicht werden. Die Hauptsache ist aber, daß die Führung aller fortschrittlichen Bewegungen in der Hand von Personen bleibt, die wirklich wissen, worauf es ankommt, wenn es sich um Fragen geistigen Schaffens handelt.“³ Die

¹ *The Over-Population of the College* (*Harpers Magazine*, Oktober 1927.)

² Rede betitelt *Ave Mater Immortalis*, gehalten am 31. Oktober 1929.

³ Auszug aus einem Brief von Professor WILHELM HIS vom 22. April 1899 an Professor FRANKLIN P. MALL. Eine Kopie dieses Briefes verdanke ich Dr. FLORENCE R. SABIN vom *Rockefeller Institute for Medical Research*.

„Phasen“theorie läßt das Johns Hopkins Mr. GILMANS, das Chicago von Mr. HARPER und die schnelle Verbesserung der medizinischen Fakultäten Amerikas seit 1910, nachdem ihre skandalösen Zustände einmal gründlich bloßgestellt waren, unerklärt. Ich glaube, daß in Amerika fast alles erreicht werden könnte, wenn die Intelligenz, die Anstrengungen und die Mittel vereinigt würden. Aber das gelingt uns nur so selten. Wenn wir intelligent sind, werden wir kalt gestellt; wenn wir uns anstrengen, sind wir sprunghaft, fiebrig und ziellos; wenn wir Mittel haben, verschwenden wir sie. Die amerikanische Universität von heute hat keine vernünftige oder stichhaltige Philosophie, Theorie oder Prinzipien.

Es ist in Amerika nicht möglich, die Frage der höheren Erziehung oder irgendeiner Erziehung summarisch zu lösen. Man denke nur an den Druck der Massen, an den Hunger nach echtem oder unechtem Wissen, an das Fehlen jeder Achtung vor einem intellektuellen „Standard“, an die Aufdringlichkeit von Politik und Religion, oder an die unsinnige Idee, daß Ideale „aristokratisch“ seien, während die allgemeine Balgerei, wie man sie in Amerika findet, die den Begabten und Intelligenten abstößt, „demokratisch“ wäre. Es fehlt uns an Lehrern, Gelegenheiten, Normen, Verständnis und an der Bereitwilligkeit, Unterschiede anzuerkennen. Trotz des derzeitigen Durcheinanders wird auch weiterhin hier und da ausgezeichnete Arbeit geleistet werden. Die geborenen Gelehrten und Forscher haben sich niemals schlagen lassen — weder durch Krieg, noch durch Armut, noch durch Verfolgung — und sie werden sich auch in der Zukunft nicht unterkriegen lassen.

Es ist aber fraglich geworden, ob man den Begriff „Universität“ retten kann, und ob er es überhaupt wert ist. Warum soll man ihn nicht auch weiterhin anwenden und damit die formlosen und widersprechenden Unternehmen bezeichnen, die ich in diesem Kapitel beschrieben habe, und die teils gut sind, teils aber schlecht und gleichgültig? Wenn „Universität“, wie Columbia verkündet, eine „Anstalt zum Dienst an der Allgemeinheit“ bedeuten soll, dann bekommt die Universität eine ganz andere Bedeutung, und zwar die Bedeutung einer Anstalt, die ihren Zweck haben mag, aber bestimmt keine Universität mehr ist. Man müßte dann für die ideale oder echte Universität ein neues Wort erfinden — vielleicht Gelehrtenschule oder Gelehrtenanstalt —, womit der tiefere Unterricht, der die Gelehrtenanstalten nichts angeht, automatisch ausgeschaltet wäre.

Es ist jedenfalls sicher, daß man unmöglich das ganze Land nach einheitlichen Gesichtspunkten gründlich reformieren kann. Was für Harvard, Columbia oder Chicago gut sein mag, wird in Mississippi oder Texas, die außerordentlich von der Politik abhängig sind, vielleicht noch lange nicht anwendbar sein, oder etwa in Michigan, wo die Wähler eine ganz falsche Auffassung von der Universität in ihren Köpfen haben. Die

Reform darf auch nicht auf die Universitäten beschränkt bleiben. Die *high school* muß mit einbezogen werden; denn zu der höheren Erziehung gehört sowohl die heutige *high school* wie auch ein großer Teil des *college*. Wir haben mit zwei Abschnitten zu tun (höhere Erziehung und Universität) und nicht mit dreien (*high school*, *college* und *graduate school*). Das geht auch aus der plötzlichen Abnahme der Studentenzahl am Ende des zweiten *college*-Jahres hervor¹. Wenn man die Universität verbessern will, muß man zuerst die höheren Schulen verbessern. Man muß so schnell wie möglich das System der „Leistungsnachweise“ abschaffen; man darf die praktischen oder technischen Fächer nicht länger für die Immatrikulation anrechnen; und man muß eine größere Gründlichkeit und Folgerichtigkeit (d. h. einen höheren Standard) anstreben. Ich weiß, daß ich viel verlange; aber ich verlange nicht mehr, als in einer gewissen Zeit erreicht werden könnte, wenn mehr Wert auf Qualität als auf Quantität gelegt würde.

Ähnliche Reformen müssen auch in der Universität selbst durchgeführt werden. Das ganze „Punkte“- , „Einheiten“- und „Leistungsnachweis“-System muß ohne weitere Umstände verschwinden. Einige Anstalten sollten das erste oder zweite Jahr fallen lassen; jene Anstalten, die das *college* ganz oder teilweise beibehalten haben, sollten wenigstens den einheitlichen vierjährigen Kurs aufgeben, Unterschiede in der Begebung und im Fleiß anerkennen und die Bürde des Lehrers, das eigentliche Lehren, vom Lernen abtrennen, für das der Student allein verantwortlich ist. Alles das kann aber nicht einheitlich durchgeführt werden; vielleicht ist das auch nicht einmal wünschenswert. Die nur scheinbar akademischen Berufe, wie Journalismus, Geschäft, Bibliothekswissenschaft, Haushaltskunde und Optometrie, sollte man ganz fallen lassen; weder die Universität noch die Gesellschaft würden sie vermissen. Was aus den ausgeschiedenen Fächern werden soll, geht die Universität, offen gesagt, nichts an. Es ist vielmehr Aufgabe der Gesellschaft, geeignete Anstalten für sie zu schaffen, soweit sie wertvoll sind.

Die schlimmste „Schule“ — die Handelshochschule von Harvard (*Harvard Graduate School of Business Administration*) — sollte ganz von der Universität abgetrennt werden. Sie liegt glücklicherweise in Boston. Was wäre da geeigneter, als eine Bostoner Handelshochschule (*Boston Graduate School of Business*) daraus zu machen? Die Universität könnte dann ungestört auf experimentellem Wege an das Problem der akademischen Erziehung fürs Geschäft herangehen. Man sollte auch die *Lehrer-colleges* einer Reform unterziehen und ihnen Bewährungsfrist

¹ Siehe „*Student Mortality*“, eine von der Universität Minnesota herausgegebene Studie vom 17. März 1924 und „*Student Survival*“, ebenda, vom 10. Februar 1925. Diese Untersuchungen zeigen, daß nur $\frac{1}{4}$ der Studenten den regulären vierjährigen Kursus mit einem Grad abschließen.

geben. Die medizinische, juristische und technische Fakultät sollte man einer strengeren Kritik unterwerfen und sie, soweit wie nötig, reformieren. Der gesamte Lehrkörper sollte auf *full-time*-Basis angestellt werden. Dann würde es niemand mehr nötig haben, Geld nebenher zu verdienen, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Dann könnte man auch engere und wertvollere Beziehungen zwischen der Universität und dem Handel, der Industrie, der Regierung, Erziehung und Hygiene anknüpfen. Die Fakultäten hätten dann auch kein pekuniäres Interesse mehr daran und könnten die moderne Welt wie eine große Klinik behandeln. Nur so kann die Universität modernisiert werden, in dem Sinne, wie ich im ersten Kapitel auseinander gesetzt habe, und sich gleichzeitig ihre geistige Reinheit erhalten. Die Volkshochschulkurse sollten, wie in England, auf Fächer von Universitätsrang beschränkt bleiben und nur Hörern offen stehen, die dafür reif sind. Die Korrespondenzabteilungen müssen ganz verschwinden. Solche Reformen würden die amerikanischen Universitäten außerordentlich vereinfachen. Die Reklame würde aufhören, und der Verwaltungsapparat würde kleiner und verhältnismäßig billig werden. Die Fakultäten würden mit der Zeit besser zusammenarbeiten können. Harvard, Yale, Columbia und Chicago würden sofort als bedeutende Universitäten anerkannt werden. Sie würden auf Jahre hinaus keine neuen Gebäude brauchen, und ihre finanziellen Probleme würden sehr viel einfacher werden. Sie würden dann kleine Gruppen von Gelehrten und Lehrern haben, die der Universität Ehre machen. Dadurch könnte ein viel höheres geistiges Niveau geschaffen werden. Ich glaube, daß die Universitäten dann in weniger als einer Generation einen viel größeren Einfluß auf das Leben in Amerika haben würden, als heute.

Das *college* ist ein viel schwierigeres Problem. Vor einigen Jahren las ich im *Bostoner Transcript* einen empörten Brief von einem Studenten von Harvard, worin er sich darüber beklagte, daß die Universität „das *college* ersticke“, was mit der Verbesserung der höheren Schulen notwendigerweise eintreten muß. Auf diesen Punkt hat auch Präsident ELIOT hingewiesen. Er sagt in seinen *Harvard Memories*: „Auch heute noch gibt es in Harvard viele Bakkalaurei, die der Ansicht sind, daß man die Absolventen der *graduate school* nicht als echte Söhne Harvards bezeichnen sollte. Sie sehen nicht ein, daß die Harvard Universität mit ihren akademischen Fakultäten dem Lande einen weit größeren Dienst leistet als mit dem *college*. Eine Harvard Tradition, die auch heute noch ein Hindernis für den Fortschritt ist!“

Die Hindernisse sind übrigens heute noch größer, als sie zur Zeit von Präsident ELIOT waren. Unter der heutigen Verwaltung liegt der Schwerpunkt der Universität immer noch hauptsächlich im *college*, wenn auch die *graduate school* viel besser geworden ist.

Der Fortschritt könnte vielleicht sehr gefördert werden, wenn man eine Schule oder Anstalt für Hochschulstudium errichten würde, d. h. eine Universität im wahrsten Sinne des Wortes. Es müßte eine freie Vereinigung von Gelehrten sein. Sie müßte frei sein, weil man reife Menschen mit intellektuellen Zielen ihre eigenen Wege gehen lassen muß. Der Verwaltungsapparat müßte klein und billig sein¹. Die Gelehrten und Forscher müßten an der Verwaltung teilnehmen, und der Präsident müßte von seinem Piedestal herunterkommen. Das Wort „Organisation“ müßte ganz abgeschafft werden. Die Anstalt dürfte nur für Menschen offen stehen, die vorgebildet und kultiviert sind und es verabscheuen, „gepäppelt“ zu werden — ob sie vom *college* kommen oder nicht. Sie müßte in einer einfachen Umgebung liegen und für Bücher, Laboratorien und vor allem für Ruhe sorgen. Sie müßte die Ablenkung ausschalten, die durch weltliche Sorgen oder durch väterliche Verpflichtungen unreifen Studenten gegenüber herbeigeführt sein könnten. Das Leben müßte den Lehrern so angenehm wie möglich gemacht werden, und zwar sowohl im Institut wie auch im Privatleben. Der Lehrkörper brauchte weder vollständig noch symmetrisch zu sein: wenn ein Lehrstuhl nicht gut besetzt werden könnte, sollte er frei bleiben. Es gibt in Amerika keine Universität in diesem Sinne; es gibt keine Anstalt, die dem Lehren und Forschen auf höherer Stufe gewidmet wäre. Überall stehen den ernstesten Zielen, für die die Universitäten da sind, der Druck der unteren Jahrgänge und die praktische Berufsausbildung im Wege. Dadurch leiden Wissenschaft und Gelehrsamkeit, dadurch wird viel Geld verschwendet, und dadurch ist selbst die Ausbildung der ersten Jahrgänge weniger erfolgreich, als sie sein könnte, wenn sie sich selbst überlassen wäre.

Was könnte man von einer derartigen Reform der amerikanischen Universitäten erwarten? Die Universität würde die fähigsten Gelehrten und Forscher anziehen, und ihre Laboratorien und Seminare die ernstesten Studenten. Die Anstalt würde klein sein, wie GILMANS Johns Hopkins war, aber sie würde eine vielgrößere Triebkraft haben. Sie würde die

¹ Ein Professor von Harvard schreibt mir wie folgend: „Ich glaube, daß es augenblicklich sehr wichtig ist, der Absicht der Verwaltung entgegenzutreten, die gewisse akademische Funktionen übernehmen will, die nur von Gelehrten richtig ausgeführt werden können. Ich hatte schon oft den Eindruck, daß es vielleicht gut für uns wäre, wenigstens teilweise auf das deutsche System zurückzugreifen, das in Deutschland so lange erfolgreich funktioniert hat — daß nämlich der reine Haushalt der Erziehungsanstalten und ihre Finanzen Geschäftsleuten und Sekretären überlassen bleiben, und daß auf ein oder zwei Jahre Dekane und Rektoren ernannt werden, die aus den älteren Fakultätsmitgliedern zu wählen wären, für diese Zeit von der reinen Lehrpflicht befreit würden und sich während ihrer Amtszeit mit der Leitung der Erziehungspolitik zu beschäftigen hätten, in enger Fühlung mit einem Komitee ihrer Kollegen.“

jetzt zerstreuten Strahlen wie eine Linse sammeln. Das *Rockefeller Institute for Medical Research* hat einen begrenzten Wirkungskreis; sein Hospital enthält nur 65 Betten. Das Niveau seiner Arbeit und seiner Publikationen kennt aber keine Kompromisse und hat dadurch sowohl in Amerika wie in Europa, und zwar auf dem gesamten Gebiet der medizinischen Erziehung und Forschung, einen großen Einfluß ausgeübt. Eine Universität oder Gelehrtenschule in meinem Sinne könnte auch in den anderen Disziplinen wertvolle Arbeit leisten, und könnte mit der Zeit daran mitarbeiten, die höheren Schulen und die Universitäten zu reorganisieren.

III. Die englischen Universitäten.

I.

Bevor ich damit beginne, die englischen Universitäten zu besprechen, möchte ich zunächst noch einmal meine Schlußfolgerungen betreffs Amerika kurz zusammenfassen, um die beiden Länder miteinander vergleichen zu können und ihre Gegensätze deutlich zu machen. Die amerikanischen Universitäten sind, wie ich im vorhergehenden Teil gezeigt habe, sehr weitgehend durch örtliche Verhältnisse und derzeitigen äußeren Druck beeinflusst. Harvard und Yale haben sicher eine geschichtliche Vergangenheit; daß sie aber nur auf einer sehr dünnen Kulturschicht gewachsen sind, geht daraus hervor, daß die neueren Universitäten in Geist, Bestrebungen und Aufbau eine große Ähnlichkeit mit ihnen haben. Sie glauben zwar, daß sie untereinander verschieden sind; aber ihre Unterschiede sind nur unbedeutend. Diese Ähnlichkeit kommt nicht etwa daher, daß Chicago und die staatlichen Universitäten Harvard und Yale zum Vorbild genommen haben, sondern ganz im Gegenteil. Harvard hatte den berechtigten Ehrgeiz, modern zu sein, und wurde leider in demselben Sinne modern, wie die Universitäten des Mittelwestens; sie stimmen alle sowohl in ihrem Aufbau wie in ihrer Tätigkeit miteinander überein, und zwar, weil sie den gleichen Einflüssen ausgesetzt sind, und weil die älteren Anstalten nicht genügend Widerstandskraft haben, in Form von Traditionen, Ideen oder Idealen, um den Kampf dagegen aufnehmen zu können. Daraus folgt natürlich, daß die amerikanischen Universitäten für Neuerungen zugänglich sind, und das ist ausgezeichnet; sie werden aber leider unterschiedslos mit Gutem und Schlechtem überschwemmt. Nirgends in der Welt hat sich eine gesunde Bewegung so schnell durchsetzen können, wie in Amerika; die Schnelligkeit, mit der die *graduate schools* entstanden und die Medizinschulen reorganisiert worden sind, legt dafür Zeugnis ab. Unglücklicherweise ist aber auch nirgends in der Welt mit so wenig Kritik an neue Versuche herangegangen worden. Einerseits ist es möglich, daß ein *self-made* Amerikaner auf Grund von Verdiensten Professor werden kann, wie es kürzlich an Johns Hopkins vorgekommen ist¹; auch kann leicht ein neues Lehrfach in den akademischen Rahmen eingefügt werden. Auf der anderen Seite

¹ Das kommt auch in England vor, wie die Karriere des verstorbenen Professor JOSEPH WRIGHT in Oxford, des Professors OKEY in Cambridge und DANIELS in Manchester zeigen.

können aber auch Pfuscher, Techniker, geschickte Verkäufer und Praktiker leicht einen fast ungehinderten Einfluß erlangen. Sie drängen in eine Sphäre, in die sie nicht gehören. Die Folge ist, daß ein fremder Verwaltungstyp ersonnen werden mußte, um den überlasteten Mechanismus in Gang zu halten. Daher haben sich die Universitäten geradezu wild, unübersichtlich und unkritisch ausgedehnt; die ernstesten Forscher ziehen sich in ihre Gehäuse zurück; die Pfuscher geben Schriften heraus, die die ernste Forschung travestieren und einen Lärm machen, der die schwachen Stimmen übertönt, auf die Amerika hören sollte. Auf diese Weise läßt eine Nation, die an die Erziehung „glaubt“, ihre elementaren und höheren Schulen durch Politiker demoralisieren, und ihre Universitäten unter der Last von Abgeschmacktem zusammenbrechen, die man ihnen aufgeladen hat.

II.

Was ich jetzt über die Engländer sage, werde ich später noch genauer erklären und auseinander setzen. Hier zu Anfang will ich nur eine allgemeine Bemerkung machen, auf die ich dann später im einzelnen eingehen werde. Die Engländer glauben an Religion, Manieren und Politik; während ihrer ganzen Geschichte hat sich die Erziehung bald dem einen und bald dem anderen untergeordnet¹. Diese starke Verallgemeinerung ist *cum grano salis* zu nehmen; sie ist heute auch nicht mehr annähernd so zutreffend, wie sie noch vor einem oder vor mehreren Menschenaltern war, als England sowohl politisch wie auch wirtschaftlich die Führung hatte. Sie muß notwendigerweise immer weniger zutreffen, wenn England seine augenblicklichen Schwierigkeiten überwinden will. Aber trotz der Bemühungen der radikalen Philosophen und ihrer Nachfolger spricht England selbst heute noch nicht auf die Erziehung als solche an — auf Erziehung, die mit Praxis, Kirche oder Armut nichts zu tun hat, Erziehung vom prinzipiellen oder ideellen Standpunkt, als Privileg der ungebundenen menschlichen Intelligenz. Trotzdem haben die Engländer Gelehrsamkeit und Wissenschaft in ihrer geistigen Form von jeher in und außerhalb der englischen Universitäten und auch schon vor ihrer Gründung begünstigt und angeregt. Als die Universitäten beinahe tot waren, tot infolge religiöser, politischer und gesellschaftlicher Vorurteile, fanden große Gelehrte in ihnen eine Zufluchtsstätte, in der sie ungehindert studieren konnten; außerdem gab es zu allen Zeiten der englischen Geschichte, heute wie früher, Philosophen und Forscher, die ohne Verbindung mit irgendwelchen Anstalten ihren Weg gegangen sind. Ein Bankier

¹ Der Protestantismus hat auch auf dem Kontinent die höhere Erziehung angeregt; aber mit der Entwicklung der Naturwissenschaften und des Glaubens an die Erziehung ist seine Bedeutung schnell zurückgegangen. In England ist er hingegen noch heute, wie wir sehen werden, ein lebendiger Faktor.

war der Verfasser der besten Geschichte von Griechenland, die bis zu seiner Zeit erschienen war; es war ein berufsloser *gentleman*, der durch den *Ursprung der Spezies* die größte Umwälzung in Naturwissenschaft und Philosophie verursacht hat; weder RICARDO noch JOHN STUART MILL waren Universitätsprofessoren. Der Engländer ist ein Individualist, was er auch sonst sein mag; sein Stolz auf seinen Mangel an Logik ist nicht unberechtigt. Zu alledem stehen die alten Universitäten — selbst mit ihren Fehlern, die, nebenbei gesagt, alle mit charakteristischer englischer Offenheit von diesem oder jenem zugegeben worden sind — unvergleichlich viel höher als irgendeine amerikanische Universität. England ist aus allen diesen Gründen am schwersten von allen Ländern zu beschreiben und zu beurteilen. Man kann ja nicht einmal Amerika von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus behandeln, obgleich es weder auf Sinn, Geschichte noch auf Traditionen Rücksicht nimmt.

III.

Der Grundfaktor, nach dem sich das Ziel und die Qualität einer Universität beurteilen lassen, ist die höhere Schulerziehung. Trotz der Bemühungen der Philosophen und Reformatoren bildeten die englischen Universitäten und die vom Staat unterhaltenen *public schools*¹ bis fast zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts einen geschlossenen gesellschaftlichen und geistigen Kreis. Beide waren Organe der anglikanischen Kirche; sie standen anders Gesinnten feindlich gegenüber; ihre Aufgabe als Anstalt war die Ausbildung zu einem Typ — zum englischen *gentleman*, der eher einen moralischen und gesellschaftlichen, als einen intellektuellen Typ darstellt. Die Hauptaufgabe der Erziehung zum *gentleman* war seit der Revolution durch Dr. ARNOLD in Rugby die Erziehung des Charakters. Um diesen Mittelpunkt bewegen sich die *public schools* und die *colleges* von Oxford und Cambridge auch heute noch. Man fragt sich nicht, ob Charakter und Manieren unwichtig sind, sondern ob man sie nicht heute, wie Sauberkeit und gute Aussprache, ohne weiteres voraussetzen kann. Die stetige Betonung von etwas so Feststehendem, das eine unverkennbare, wesentliche und charakteristische nationale Eigentümlichkeit ist, läßt etwas anderes zu sehr in den Hintergrund treten: ich meine damit die zunehmende Notwendigkeit von Intelligenz im täglichen Leben bei persönlichen, politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Fragen.

Der Kreislauf, den ich beschrieben habe, ließ sich auch, nachdem Frömmigkeitsprüfungen und andere Kriterien aufgegeben waren, leicht

¹ *Anm. d. Übers.:* Die englische *public school* ist etwas ganz anderes wie die amerikanische. Die englische *public school* ist eine ausgesprochene Standesschule für die oberen Klassen, nach deren Absolvierung man ins *college* eintritt. Weiteres siehe im Text.

aufrecht erhalten, weil die Lehrer der öffentlichen Schulen meist aus Oxford und Cambridge kamen, und ihre Schüler wiederum später nach Oxford und Cambridge geschickt wurden. Dadurch schloß sich ein Kreis, der bestimmte Elemente einbezog, und andere Elemente teils wesentlicher und teils vielleicht auch gefährlicher Natur ausschloß. Man darf aber eins nicht übersehen: die *public schools* stehen in enger Verbindung mit den Universitäten, was für Fehler sie auch beide haben mögen. Der Schüler, der von Winchester oder Rugby kommt, ist auf alle Fälle dazu geeignet, in Oxford und Cambridge vorwärts zu kommen. Die höhere Erziehung der *public schools* leitet zur Universität über. Sie haben sich beide in gleicher Richtung verändert; und heute, wo an den Universitäten der Intellekt im Kurs gestiegen ist, wetteifern die *public schools* miteinander um die meisten Auszeichnungen. Zu gleicher Zeit pflegen sie aber auch weiterhin gute Manieren und Sport in ihrer charakteristischen Art; so kommt es, daß die *public schools* und die Universitäten in beiden Dingen, in Gelehrsamkeit sowohl wie Sport, in Harmonie voranschreiten.

Es gibt in England aber auch Faktoren, die diese einfache und einseitige Lage kompliziert machen. Die Radikalen und die Utilitaristen waren niemals mit dem Anglikanismus oder irgendeiner anderen Beschränkung der Erziehungsmöglichkeiten zufrieden gewesen. Sie hatten keine glückliche Stellung. Die Philosophie des *laissez faire* brachte die Massen mehr und mehr um ihre Bildungs- und andere Möglichkeiten. Der Staat begünstigte die privilegierten Stände in positiver Weise, dadurch, daß er die Dinge sich selbst überließ. Noch heute besteht in England ein mächtiger und erfolgreicher Widerstand gegen Einmischung von Seiten des Staates, um nicht Kontrolle durch den Staat zu sagen. Daher war und ist ein staatliches Erziehungsmonopol in England undenkbar. Es waren Freiwillige, die von 1800 bis 1870, nur wenig vom Staat unterstützt, mit diesem Problem gerungen haben. In der Mitte der sechziger Jahre trat MATTHEW ARNOLD auf und verlangte mit beispiellosem Mut und Verstand gute höhere Bildungsstätten für die Nation; sein großer Bericht über *Die Höhere Erziehung auf dem Kontinent* ist noch heute ein Dokument voller Leben. Auf dem Gebiet der Elementarschulen hat die Reformregierung von GLADSTONE neue Wege gewiesen; sie hat den örtlichen Zwang für die Errichtung von Elementarschulen eingeführt, und die Dissidenten und konfessionslosen Schulen sogar bevorzugt. Spätere Parlamentsbeschlüsse (*Acts of Parliament*) gingen noch weiter. Die Akte von 1899, die hauptsächlich das Werk des verstorbenen SIR ROBERT MORANT ist, eines der hervorragendsten Männer, die England je im Staatsdienst hatte, ebnete den Weg für die Gesetze von 1902 und 1903, die aber beide die alten Rechte der anglikanischen Kirche unangetastet ließen; so wurde eine quantitative und

qualitative Umgestaltung erreicht. Durch die Erziehungsakte von Mr. H. A. L. FISHER, die im Jahre 1918 angenommen wurde, wurde das Gebäude so weit wie möglich ausgebaut. Die örtlichen Behörden üben auch weiterhin über die elementaren und höheren Schulen die Aufsicht aus; aber die Zentralverwaltung sorgt für Unterstützungen. Zu welchen Bedingungen kann eine solche Unterstützung erlangt werden? Das hängt von Whitehall ab; weise Inspektoren und Direktoren, die wissen, daß Beeinflussen angenehmer und wirksamer ist als Befehlen, durchreisen das Land, und besprechen die Programme und Zustände mit den lokalen Behörden; sie schwingen keinen „dicken Stock“; sie berufen sich nicht auf Gesetze; aber sie hinterlassen Anregungen, Überlegungen und Aufklärungen darüber, wie es anderswo gemacht wird, zu welchen Bedingungen man staatliche Hilfe bekommen kann, und hilfreiche Pläne, die in London ausgearbeitet werden. Das Resultat ist ein geordneter und anregender Fortschritt; wenn die FISHER-Akte logisch durchgeführt wird, kann sie England im Lauf der Zeit ein äußerst elastisches und angemessenes System von elementaren und höheren Schulen verschaffen, das im Boden wurzelt und von der leitenden Hand in Whitehall in bestimmten Grenzen und auf einer bestimmten Höhe gehalten wird: eine glückliche Kombination privater und staatlicher Zusammenarbeit, die dem englischen Temperament angepaßt ist. Die privaten (zuschußfreien) Schulen sind auch heute noch in der Mehrzahl, aber ihre Schülerzahl ist um ungefähr ein Drittel kleiner als die der Staatsschulen (mit Zuschüssen); ungefähr 25% der Elementarschullehrer haben noch keine Diplome. Aber all diese Dinge haben weniger zu bedeuten, als man denken sollte; denn England verfügt über ein freigebiges und elastisches System, das Freistellen und Stipendien an die begabteren Schüler¹ verteilt und damit auch denen Möglichkeiten öffnet, von denen der weitere Fortschritt abhängt. Andererseits haben sich die Engländer keineswegs zu der amerikanischen Theorie bekehrt, daß die *college-* oder *Universitätserziehung* für jeden gut sei, der durch die höhere Schule kommen kann. Die Engländer haben natürlich ganz recht; es lassen sich Hunderte von jungen Menschen zwischen 18 und 20 Jahren irgendwo anders besser unterbringen, als auf der Universität; sie versuchen dadurch, daß sie für immer mehr technische und andere Schulen sorgen, dieser Masse das zu geben, was sie braucht und verdauen kann. Andererseits kann auch in England, wie in Amerika, und in der übrigen Welt, noch immer der Reichtum mehr erreichen als der Verstand. Weder wir, noch sie, noch andere Völker haben geeignete Mittel gefunden, um den faulen und stupiden Reichen an den ihm gebührenden Platz zu verweisen.

¹ In England und Wales sind insgesamt 1301 höhere Schulen auf der Zuschußliste; sie hatten (1925/26) 360 503 Schüler, von denen 36,5 % Freistellen hatten. WILSON: *The Schools of England* (London, 1928), S. 357.

Die konservativen und widerstandsfähigen alten Universitäten, die ein großes Ansehen genießen, haben einen mächtigen und wohlthätigen Einfluß dadurch ausgeübt, daß sie eine Art erzieherischer Gesundheit erhalten haben, während einer Periode, die durch die Zunahme von Erziehungsmöglichkeiten und durch das Aufkommen einer gleichmachenden Philosophie charakterisiert war. Sie mußten, wie es nur recht war, der Naturwissenschaft und den modernen Sprachen nachgeben; aber sie haben nicht den Leibesübungen und dem Kochen nachgegeben. Der Unterschied zwischen intellektueller und handwerklicher Tätigkeit hat in England nicht durch Modernisierung verwischt werden können. Dabei haben Oxford und Cambridge als wichtige Faktoren mitgewirkt; und es ist ihnen zu verdanken, daß England gesund geblieben ist in einer Zeit, wo Beruf und Praxis jede gesunde Auffassung von der Erziehung gefährdet haben¹. Das soll nicht heißen, daß England, das in erster Linie ein Handelsstaat ist, nicht langsam die Notwendigkeit einer technischen oder industriellen Ausbildung erkannt hat. Ich meine damit nur, daß die Engländer nicht, wie die Amerikaner, die wichtigen kulturellen und pädagogischen Maßstäbe verloren haben. Was die ausgebildete Fähigkeit und Intelligenz in den deutschen Unterrichtsministerien für Deutschland getan hat, hat für England, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, die pure Widerspenstigkeit der *public schools* und der alten Universitäten geleistet, ein Widerstand, der fraglos durch den Sinn für echte Werte unterstützt wurde.

Eine weitere Einschränkung, die sich zum Guten und zum Bösen auswirken kann, ist, daß die *public schools* hauptsächlich einer bestimmten Klasse dienen; sie produzieren einen Typus — eine typische Einstellung und typische Manieren; sie verbringen viel Zeit damit, ihre Schüler in eine bestimmte Form zu bringen. Innerhalb ihrer Grenzen ist die *public school* eine wirksame Erziehungsstätte; aber ihre Grenzen decken sich nicht mit dem modernen Leben — mit dem Leben einer demokratischen Gesellschaft, die in intellektueller und industrieller Konkurrenz zur ganzen übrigen Welt steht. Solange die Gesellschaft in England aristokratisch und in Klassen geschieden war, konnte die *public*

¹ An dieser Stelle möchte ich folgende Worte von Professor J. L. KANDEL von *Teachers College*, Columbia Universität, zitieren, dem ich aus ganzem Herzen zustimmen muß: „Andere Länder haben einen scharf definierten Begriff von der höheren Erziehung, und wir (Amerikaner) sollten uns die Mühe machen zu verstehen, warum diese Art der Erziehung von der handwerklichen und technischen Ausbildung getrennt wird. Der Versuch (in Amerika), in einer einzigen Anstalt jede Art von Erziehung zu vereinigen, ist der Grund, warum nirgends Gründlichkeit erzielt wird —. Die Befolgung gewisser engherziger Interessen wird — genau so zersetzend wirken wie die sogenannte aristokratische Kultur Europas. *School and Society*, Bd. VIII, S. 261 ff. Der ganze Artikel verdient gründlich beachtet zu werden; ich habe das Zitat gekürzt, ohne seinen Sinn zu ändern.“

school ihre eignen Wege gehen. Aber das Leben in England ist mehr und mehr demokratisch geworden; es ist in gewisser Weise vielleicht demokratischer geworden als im demokratischen Amerika, was aber vielleicht nicht so sehr viel bedeutet. Bis zu einem gewissen Grade haben die *public schools* diese tiefgreifende soziale und wirtschaftliche Umwälzung erkannt; sie haben sich z. B. moderne Seiten zugelegt. Aber sie sind noch immer viel zu sehr ein Privileg der Aristokratie und derjenigen Reichen, die nach einem Adelstitel streben. Zur Zeit sind ihre Grenzen merkwürdigerweise gerade dadurch eingeengt worden, daß auch anderswo in wachsendem Maße für höhere Erziehung gesorgt wird. Es gibt heute ungefähr 100 neuere Schulen, die gleich hinter den historischen *public schools* rangieren und weitgehend von ihnen beeinflußt werden; aber sie wenden sich an einen weiteren Gesellschaftskreis — sie bilden eine mittlere Gruppe, die bestimmte Traditionen der *public school* übernommen hat und mehr den beruflichen und kaufmännischen Kreisen dient. Die städtischen Schulen mit ihren Freistellen genießen kein gesellschaftliches Ansehen; diejenigen, die sich den Luxus leisten können, wenden sich den *public schools* zu. So kommt es, daß die gesellschaftliche Kluft gerade durch die Ausbreitung der Demokratie nur noch erweitert wird. Wenn keine Mittel gefunden werden, um diese Entwicklung aufzuhalten, werden die *public schools* mit der Zeit ihre Bedeutung verlieren.

Die Schülerzahl der höheren Schulen hat in England sehr schnell zugenommen¹. Trotzdem ist sie pro Kopf der Bevölkerung weit geringer als in den Vereinigten Staaten. Aber Statistiken sind irreführend und bedeutungslos. Die meisten öffentlichen *high schools* in den Vereinigten Staaten sind nur dem Namen nach höhere Schulen. Bis zu einem gewissen Grade ist es in England ebenso — besonders auf dem Lande — wenn auch durch die indirekte Kontrolle durch Whitehall und durch ihre Anerkennung und Unterstützung eine Grenze gezogen ist, die es in den Vereinigten Staaten nicht gibt. Die höhere Erziehung in England ist deshalb trotz ihres enormen Fortschritts keineswegs so gründlich und weitreichend, wie es scheinen mag.

IV.

Wir sind von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Universität Sitz der Gelehrsamkeit ist, und der Erhaltung und Vermehrung des Wissens und der Ausbildung von Studenten weit über dem Niveau der höheren Schule dienen. Wir haben gefunden, daß man in Amerika im allgemeinen diese Auffassung nicht teilt. Man tut es auch in England nicht. Professor WILSON ist der Ansicht, daß „die Erziehung an den höheren Schulen und an der Universität eine bestimmte Aufgabe im natio-

¹ Die Schülerzahl stieg von 1908/09 bis 1925/26 um 165% (WILSON: *loc. cit.*).

nenen Haushalt zu erfüllen hat, nämlich die Köpfe zu entdecken und auszubilden, die sich zur Führung des Staatsschiffes am besten eignen. Wer ihnen diese Aufgabe abspricht, hemmt den Blutstrom im Organismus und fördert den Abstieg und schließlich den Tod.“¹ Diese Auffassung scheint mir nicht mit der Geschichte übereinzustimmen und ist jedenfalls für den augenblicklichen und künftigen Bedarf unzureichend. Bisher hatte die englische Universität, ähnlich wie die amerikanische, drei Funktionen: eine Teilfunktion — die weit kleiner war, als in Amerika — diente dem Gebiet der höheren Schule; eine weitere Teilfunktion „diente“ der Allgemeinheit, allerdings auf einer weit höheren Stufe als in Amerika; und die letzte Teilfunktion diente den eigentlichen Universitätsaufgaben. Ich kann die englischen Universitäten aber nicht nach ihren drei Funktionen besprechen, wie ich es bei den amerikanischen getan habe; denn während die amerikanischen Universitäten in allen wesentlichen Punkten miteinander übereinstimmen, wenn sie es auch ungern zugeben, muß man bei den englischen Universitäten drei verschiedene Typen unterscheiden; und es ist richtiger, sie als Typen zu besprechen, als vom Gesichtspunkt ihrer Funktionen aus. Ihren drei Funktionen kann man bei der Besprechung der drei Typen ohne weiteres gerecht werden. Diese Unterschiede sind vorteilhaft, besonders für ein Volk, wie die Engländer, die ihren Weg mehr oder weniger blind gegangen sind. Denn die menschliche Gesellschaft ist unendlich kompliziert, und die menschlichen Fähigkeiten und Ziele sind unendlich vielfältig. Es gibt keinen einzigen Hochschultypus, der jede Richtung vertreten und in jeder Hinsicht genügen kann. Darum können solche Unterschiede dazu dienen, ein vollständigeres Bild zu geben und mehr Ansprüchen zu genügen. Die Studenten und Gelehrten mögen an einem Ort die Verhältnisse, die Umgebung, den Geist und das Arbeitsfeld finden, die ihnen zusagen, und die es an einem anderen Ort nicht gibt; sogar ein und derselbe Student mag sich zu einer Zeit seiner Entwicklung an einem Ort und zu einer anderen Zeit an einem anderen Ort glücklicher fühlen. Eine solche Abwechslung, wie sie sich zufällig in England findet, ist der Eigentümlichkeit des menschlichen Geistes ungemein angepaßt; und es ist besser, wenn sich diese Unterschiede in verschiedenen Anstalten verkörpern, als wenn eine Anstalt versuchen würde, allen gerecht zu werden.

V.

Wenn wir annehmen, daß die Universität, welcher Art sie auch sein mag, ein höchst lebendiger Organismus ist, dessen Lebendigkeit nicht von der Verwaltung, sondern von Ideen und Idealen abhängt, dann, muß ich gestehen, weiß ich nicht, was für eine Universität die Universität

¹ Loc. cit., S. 10.

London sein soll. Sie vermeidet zwar das Übermaß und den Unsinn, den sich Columbia und Chicago leisten, aber sie ist kein organisches Ganze und noch weniger eine Einheit, als ihre nächsten amerikanischen Verwandten. Sie ist keine echte Universität, wenn sie auch zentrale Bureauräume und einen gemeinsamen Finanzhof und Senat besitzt; denn das ist nur ein äußeres Band, das eine Reihe ganz verschiedener Anstalten mit ganz uneinheitlichen Leistungen und Zielen miteinander verbindet. Die Universität umschließt fast 70 Anstalten. Zwei davon sind ziemlich vollständig *colleges* — *Kings College* und *University College* — die sich nicht wesentlich von den amerikanischen *colleges* unterscheiden, wenn sie auch einfacher, gründlicher und weniger anspruchsvoll sind; einige sind Forschungsinstitute, wie z. B. das Institut für Geschichtsforschung (*Institute of Historical Research*), dessen Mitglieder dabei sind, die wichtigsten Epochen der englischen Geschichte neu zu bearbeiten, und das neue Institut für Hygiene und Tropenmedizin (*Institute of Hygiene and Tropical Medicine*); 36 weitere Anstalten — die sogenannten Schulen der Universität — bilden ein wahlloses Durcheinander; zu ihnen gehören unter anderen die Londoner Schule für Nationalökonomie (*London School of Economics*), ein *college* für Haushaltswissenschaft (*College of Household Science*¹), das zwar erheblich gründlicher ist, als die entsprechenden Schulen in Amerika, aber trotzdem nicht an die Universität gehört, ferner ein Dutzend oder mehr Medizinschulen (*Hospital Medical Schools*) und schließlich das *Imperial College of Science and Technology* (für Naturwissenschaft und Technik); 23 Anstalten verfügen über anerkannte Lehrer — das sind Polytechniken, Musikschulen, Lehrerseminare, Forschungsinstitute und Spezialkrankenhäuser². Die Anstalten sind im Wesentlichen autonom, wenn sie auch alle zugunsten des Zusammenhalts irgendwelche Konzessionen gemacht haben. 36 dieser Anstalten sind, wie gesagt, „Schulen“ und bilden den Kern der Universität; obwohl sie noch immer selbständig sind, werden ihre Professoren

¹ „Das *Household and Social Science Department* (für Haushalt und Sozialwissenschaft) am *King's College for Women* (für Frauen) wurde am 29. Januar 1929, ohne daß es eigentlich jemand merkte, zum *King's College of Household and Social Science*, und damit zu einer unabhängigen Schule der Universität in der naturwissenschaftlichen Fakultät.“ *Annual Report 1928/29*, S. 5. Es steht damit mit dem *Imperial College of Science and Technology* (Naturwissenschaft und Technik) und mit der *London School of Economics* (Nationalökonomie) auf gleicher Stufe! Gibt es etwas Absurderes? Die Kurse sind größtenteils gründlicher als an den amerikanischen Schulen für Haushalt, wenn sie auch Vorlesungen und praktische Arbeiten in „Hausfrauenpflichten, Wäsche und Kochen“, „Elementare Buchführung“, „Handarbeiten“, und „Elektrizität im Haushalt“ mit einschließen. Was gewinnt eine solche Schule dadurch, daß sie der Universität angegliedert wird? Und was bedeutet „Universität“, wenn solche Schulen dazu gehören?

² Das *Department Committee* der Universität London versteht das ebensowenig wie ich (*H. M. Stationery Office*, 1926), S. 30, § 50.

und *readers*¹ — aber nicht ihre jüngeren Lehrer — von der Universität ernannt; die Universität leitet ihnen auch die Mittel zu, die auf sie entfallen. Die weitere Finanzverwaltung ist den einzelnen Anstalten selbst überlassen. Die Erteilung der akademischen Grade ist hingegen wieder Sache der Universität, die auch die Anforderungen dafür bestimmt. Die Universität „überwacht“ die Qualität ihrer Leistungen; sie beeinflusst sie in taktvoller Weise und fördert sie, wo es nötig ist. Die restlichen 23 sind Anstalten mit anerkannten Lehrern, die Kurse abhalten, die auf einem sehr viel niedrigeren Niveau stehen und zu Universitätsgraden berechtigen. Die Zahl der Studenten, die schließlich einen Universitätsgrad erhalten, ist aber nur klein. Am Battersea Polytechnikum waren von 2940 Studenten nur 226 (weniger als $\frac{1}{10}$) Universitätsstudenten. Die Lehrer, die die etwa 60 Schulen und Anstalten betreuen, lassen sich in vier verschiedene Klassen einteilen: Professoren und *readers*, die von der Universität berufen werden; jüngere Dozenten, die die einzelnen Schulen auf eigene Verantwortung anstellen; anerkannte Lehrer, die von den Schulen angestellt und von der Universität zugelassen werden; und schließlich freie Lehrer, die mit der Universität nichts zu tun haben. Es gibt heute 1140 angestellte und anerkannte Lehrer an der Universität, gegenüber 2306 freien Lehrern. Die Anerkennung ist eine sehr wichtige Angelegenheit: sie bedeutet für den Lehrer ein Zeugnis der Approbation durch die zentrale Autorität, und sie ist für den Studenten wichtig, weil nur Studenten, die von anerkannten Lehrern unterrichtet worden sind, an Anstalten, die nicht als „Schulen“ gelten, für einen internen Grad kandidieren dürfen. Trotzdem wird die Anerkennung nach keinem eindeutigen Prinzip erteilt, sondern ist vielmehr der Laune und Gelegenheit überlassen. Aus alledem geht hervor, daß die Universität London nicht die Qualität einer echten Universität haben kann, und zwar nicht, weil ihr die Anmut von Oxford und Cambridge fehlt, sondern wegen ihrer mangelhaften Einheitlichkeit in Geist und Struktur. Ich leugne nicht, daß die konstituierenden Mitglieder der Universität bestimmte Ziele verfolgen; sie mögen dem jeweiligen Zweck gelegentlich sogar besser dienen, dadurch daß sie an die Universität angeschlossen sind, weil diese gewisse recht wirksame Polizeifunktionen ausübt. Daraus folgt aber noch nicht, daß genügend Grund vorliegt, um sie in die Universität aufzunehmen, oder daß die Londoner Universität eine Universität im eigentlichen Sinne des Wortes ist. Ich gebe zu, daß man den klinischen Schulen durch die Standardisierung und durch ihre Verbindung mit der Universität London tatsächlich geholfen

¹ *Anm. d. Übers.*: Die englischen Universitätslehrer sind in vier Ränge gegliedert: in Professoren, *readers*, *lectures* und *demonstrators*. Die Professoren und *readers* sind die höheren, die *lectures* und *demonstrators* die niederen Universitätslehrer.

hat. Sind sie aber wirklich standardisiert worden? Wenn ja, auf welchem Niveau? Zieht auch die Universität aus dieser für die Hospitäler nützlichen Verbindung irgendwelchen Nutzen? Die Universität hat das Niveau der Kliniken bis zu einem gewissen Grade gehoben; sie hat aber keine Universitätskliniken aus ihnen gemacht; und sie wird es meiner Meinung nach auch niemals können.

Die Londoner Universität nahm einen guten Anfang, als eine Reihe aufgeklärter Liberaler und Radikaler das *University College* gründeten, um allen geeigneten Studenten „ohne Ansehn der Klasse oder Konfession“ eine Universitätsbildung zu ermöglichen, wie man sie damals für richtig hielt. Das neue *college* hat eine bemerkenswerte Karriere gemacht — es ist sogar der Ausgangspunkt der großen Physiologenschule von Cambridge geworden. Bald darauf gründeten die Anglikaner eine entsprechende Anstalt in der Hauptstadt, *Kings College*, als Konkurrenz für die „gottlose Universität“. Die Gründung der Universität London bedeutete dann einen Schritt vorwärts zur Vereinigung der beiden: beide behielten ihre Autonomie, aber die Universität hielt die Examina für die Grade ab. Unterdessen entstanden überall im Lande neue unabhängige Lehranstalten. Um ein Chaos zu vermeiden, wurde im Jahre 1858 die Londoner Universität ermächtigt, alle Studenten, die sich meldeten, für einen Grad zu prüfen, ohne Rücksicht darauf, wie und wo sie studiert hatten. Damit wurde selbstverständlich Gutes gestiftet; die Erziehung wurde in gewisser Weise stabilisiert; die Gelegenheit Anleitung und Anregungen zu erhalten, nahm außerordentlich zu. Aber es wurde auch Schaden angerichtet. Die Bedeutung schriftlicher Examina wurde — und wird auch heute noch — außerordentlich überschätzt und die mögliche Entwicklung zu einer wirklichen Universität aufgehalten. Diese Schwierigkeiten sind Folge der beiläufigen Art, mit der man in den englisch sprechenden Ländern die Wachstumsprobleme behandelt; Abgründe kann man aber nicht aufs Gratewohl überbrücken.

Man versucht die Struktur der Universität London damit zu rechtfertigen, daß man sagt, sie sei, wie das britische Imperium, eine Vereinigung von freien Verbündeten. Die *British Commonwealth of Nations* ist ein unlogischer, aber praktischer Konzern, der England, Irland, Schottland, Wales, Südafrika, Australien und Kanada mit leichter aber fester Hand zusammenhält. Dieses System mag sich vielleicht als das beste erweisen, um zerstreuten Völkern Frieden zu geben, die sonst vielleicht sich selbst und der übrigen Welt Schwierigkeiten bereiten würden. Mit den gleichen Gründen versucht man nun auch die Universität London zu rechtfertigen. Man sagt, sie sei eine Vereinigung von allen möglichen Unternehmungen, die auf diese Art weiter kämen, als wenn sie getrennt wären. Die Analogie ist aber nicht überzeugend. London ist sicher eine große Stadt, aber sie ist doch schließlich nicht die Welt. Die

riesigen Entfernungen zwischen Kanada, der Kap Kolonie und Australien schließen viele Reibungsgründe aus, wie sie durch die Nachbarschaft von *Kings College, University College* und den Polytechniken leicht entstehen können. Es gibt keine Zentralbehörde, in der die Dominions und Schutzgebiete vertreten sind; sie sind nur durch die Krone vereinigt. Aber es gibt in London einen Universitätssenat (*University Senate*), in dem die verschiedensten Mitglieder der Universität vereinigt sind; die Folge ist eine ganz andere Lage als beim britischen Imperium. Aber selbst, wenn die Analogie völlig zuträfe, würde dadurch die Universität London doch noch keine wirkliche Universität werden. Damit wäre bestenfalls bewiesen, daß, wie die Dinge nun einmal liegen, eine große Zahl verschiedener Anstalten auf diese Weise vereinigt werden kann. Es bliebe immer noch zu beweisen, daß die höchsten Aufgaben der Universität dabei nicht zu kurz kommen.

Die Leitung der Universität liegt in den Händen eines Finanzhofes (*Court*), welcher die Finanzen beaufsichtigt, und eines Senats von ungefähr 60 Mitgliedern, welche Anstalten oder Fächer repräsentieren und für die Erziehungspolitik verantwortlich sind. Beide arbeiten mit Ausschüssen. Aber trotz ihrer Befugnisse und Autorität hat die Zentralverwaltung, wie ich schon sagte, nur beschränkte und indirekte Kontrolle über die Universitätspolitik. Kürzlich haben z. B. die Medizinschulen — abgesehen vom *University College Hospital* — die Studentinnen vom Studium ausgeschlossen. Sie haben ihre eignen Gründe dafür. Nun kann der zuständige Ausschuß der Universität „keinen Grund finden, den man gegen eine gemeinsame Ausbildung in der Medizin anführen könnte“. Wieweit reichen nun die Befugnisse des Ausschusses? „Sein Bericht möge an die Schulen weitergegeben werden, damit sie die Möglichkeiten erwägen möchten, ob man nicht einen gewissen Prozentsatz Studentinnen aufnehmen könne, um den Sinn der Universitätspolitik zu verwirklichen!“ Der Finanzhof ist eine Neuerung, die das Erziehungsreservat des Senats einschränken kann, da er die Macht hat, „jede Finanzfrage zu entscheiden, die sich aus der Verwaltung der Universität ergibt“, wenn auch der Hof „vor jedem Beschluß in irgendeiner Finanzfrage, die die Erziehungspolitik der Universität berührt, jeden Vorschlag und jeden Bericht des Senats mit berücksichtigen soll“¹. Der Finanzhof enthält zwar einige Institutsvorstände, aber keine Professoren. Der Lehrkörper hat keine direkte oder unmittelbare Berührung mit ihm. Demnach ist die Stellung des Finanzhofes den Universitäten gegenüber genau dieselbe wie die der Kuratoren einer amerikanischen Universität. Der Finanzhof kann unmöglich den Wert spezieller Vorschläge, über die er manchmal zu beschließen hat, richtig beurteilen. Auch kann dadurch

¹ *The Statutes made for the University of London under the University of London Act, 1926, S. 7, Nr. 36.*

ein übelwollender Vorstand jeden Vorschlag, den seine Fakultät vorlegt und durchbringen möchte, zur Ablehnung bringen. Der Senat ist wohl eine sehr schwerfällige Körperschaft; das ist jedoch das Geringste, was man gegen ihn einwenden kann. Er ist auch repräsentativ, wie es keine Erziehungsbehörde sein darf, die dafür verantwortlich ist, daß die Probleme nach ihrem Wert beurteilt werden. Daher können im Senat jederzeit Meinungsverschiedenheiten entstehen, die in einem einheitlichen Organismus nicht vorkommen können, was übrigens dadurch zugegeben wird, daß man versucht, durch die Einschaltung eines Finanzhofes wenigstens eine finanzielle Unparteilichkeit sicher zu stellen. Der Senat, über den wir später noch mehr hören werden, ist schon gelegentlich für sich selbst eingetreten und mag es auch wieder tun. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihm mehr an seiner Würde und an seinem Ansehen liegt als an dem Allgemeinwohl, wenn es überhaupt jemand gibt, der in einer so komplizierten Lage herausfinden kann, was im Interesse der Allgemeinheit liegt. Die Medizinschulen, von denen es ein Dutzend gibt, haben natürlich ihre eignen Interessen und Ideen zu vertreten und zu schützen. In einer solchen Lage läßt sich eine Universitätspolitik nicht vermeiden; und Politik und Ideale können unmöglich zusammen „in einem Bett schlafen“.

In der Universität gibt es außerdem noch Studienausschüsse (*Boards of Studies*), die nicht an bestimmte Anstalten gebunden sind. Diese Ausschüsse sind noch immer recht uneinheitlich, wenn sie auch durch die neuen Statuten stark vermindert worden sind. Sie verhindern wahrscheinlich, daß die Anstalten auf ein zu tiefes Niveau herabsinken, wogegen die großen amerikanischen Anstalten in keiner Weise geschützt sind. Sie können jedoch nicht allen Unsinn ausschalten, wie z. B. den Journalismus, die Pharmazeutik, die Haushaltsarbeit und verschiedene rein technische Schulen. Die Studienausschüsse üben einen erzieherischen und anregenden Einfluß aus; aber ihre Arbeit verschlingt Zeit und Energie; und ich möchte bezweifeln, daß sie gerade den besten Leuten helfen, worauf es doch vom Standpunkt der Universität aus ankommen sollte. Vom Standpunkt des Studenten gesehen läßt sich ähnliches sagen. Der *college*-Student und der Berufsschüler finden leicht ihren Platz; der Londoner *graduate-school*-Student — wie der von Oxford oder Cambridge — kann hingegen vom Wege abirren, wenn er nicht von seinen Lehrern geleitet wird. Die meisten Abteilungen verfügen aber über keine Organisation oder Schriften, die dem Studenten suchen helfen, was er wünscht.

Die Universität London ist in der Tat etwas ganz anderes, wie die Schulen, aus denen sie zusammengesetzt ist. Sie steht abseits von ihnen. Sie ist eine Körperschaft, deren Mitglieder aus den konstituierenden Anstalten und von anderswo her gewählt werden. Sie leitet und

verwaltet die einzelnen Anstalten gewissermaßen von außen her. *University College, Westfield College*, die Londoner Schule für Nationalökonomie und die Medizinschulen schicken Interessenvertreter in eine zentrale Körperschaft, die einen Stab von Angestellten beschäftigt. In den Augen der einzelnen Anstalten besteht diese Körperschaft aus Leuten, die fast alle nichts mit ihnen zu tun haben. Wenn sich z. B. die zentrale Körperschaft mit einer Angelegenheit der Schule für Nationalökonomie befaßt, sind die meisten Leute, die abstimmen, überhaupt nicht mit dieser Schule vertraut, wissen wenig über sie und haben für sie kein besonderes Interesse. Wohl aber haben sie für ihre eignen Anstalten Interesse. Ich behaupte nicht, daß sie nicht ehrlich versuchen, die Londoner Schule für Nationalökonomie zu ihrem Recht kommen zu lassen, aber sie wären mehr als Menschen, wenn sie ihnen ebenso wichtig wäre, wie ihre eignen Anstalten. Und dasselbe trifft natürlich auch für alle anderen Anstalten zu. Es ist nicht leicht, eine Fakultät mit einem weiten Horizont zu finden; aber in einer einheitlichen Universität besteht die Fakultät wenigstens aus Gelehrten, die ungefähr gleich eingestellt sind, wodurch man viel eher zu einem großzügigen, unparteiischen und weitsichtigen Handeln kommen kann, wenn sich auch genug Schwierigkeiten ergeben. Die Tatsache, daß auch in einheitlichen Universitäten Schwierigkeiten vorkommen, bildet den besten Beweis dafür, daß man die Schwierigkeiten nicht dadurch unnötig vermehren sollte, daß man in die Körperschaften und Ausschüsse Vertreter aller möglichen Anstalten aufnimmt, von denen viele keine Ahnung von Universitätsarbeit haben.

Das Rückgrad der Universität London sind die Forschungsanstalten und zwei oder drei *colleges*. Ich habe die letzteren nicht ohne Berechtigung, wie ich glaube, mit den amerikanischen Universitäten verglichen. Sie sind in der Hauptsache höhere Schulen, die junge Männer und Frauen von 18 oder 19 Jahren aufnehmen. Das fortgeschrittene Studium ist bei ihnen weniger organisiert als in Amerika, und bleibt mehr und mehr dem Einzelnen überlassen. Es ist deshalb auch erfolgreicher. Den Fakultäten von *University* und *Kings College* gehörten und gehören auch heute noch einige der größten englischen Gelehrten und Wissenschaftler an, wie z. B. PEARSON, STARLING, HILL, POLLARD und RICHARDSON. Aber wie die Dinge heute liegen, ist es nicht die erste Pflicht der Universität oder *colleges* und kann es auch nicht sein — für solche Männer geeignete Lehr- und Forschungsgelegenheiten zu bieten. Solche Gelegenheiten gibt es nur am Institut für Geschichtsforschung (*Institute of Historical Research*). Im allgemeinen müssen aber höherer Unterricht und Forschung, wenn auch nicht ausschließlich, in Stunden ausgeführt werden, die der *college*-Routine abgerungen sind.

Die Londoner Schule für Nationalökonomie (*The London School of Economics*) mag früher einmal eine wirkliche Universitätsfakultät für

Nationalökonomie und Staatswissenschaft gewesen sein. Ihre Fakultät besitzt auch heute noch hervorragende Lehrer und Forscher, wie BOWLEY, LASKI, TOYNBEC, MALINOWSKI und WESTERMARK; sie legt auch heute noch, wie die entsprechenden Fakultäten in Amerika, im wesentlichen auf Universitätsforschung und Universitätsstudium Wert; ein paar Männer haben Seminare für reife Studenten organisiert; in Fächern, wie Wirtschaftsgeschichte oder Theorie der Politik, die sich für Universitäten gut eignen, ist sie auch heute noch das wichtigste Zentrum in dem ganzen vereinigten Königreich. Trotzdem leistet die Schule in der Hauptsache nur höheren Schulunterricht. Sie besitzt kein Monopol auf ihrem Arbeitsgebiet, und sie unterrichtet auch in Englisch, Französisch und Deutsch. Der Professor liest ähnlich, wie in Amerika, vor einer sehr verschieden zusammengesetzten Klasse, deren Niveau allerdings höher liegt, wie das der amerikanischen Handelsschulklassen. Die Aufmerksamkeit des Professors ist daher gewissen Schwankungen unterworfen. Im neuen Gebäude sind einige Räume vorgesehen für Studenten, welche forschen wollen. In der Hauptsache ist das neue Gebäude aber eine Stätte, in der fortgeschrittene Studenten Bücher unter den Arm nehmen, sich hinsetzen und ruhig lesen können. Das Hauptgewicht scheint überdies mehr und mehr auf „Dienstleistungen“ und *collegemäßigen* Unterricht verschoben zu werden. Die Studenten der Abendkurse sind häufig übermüdet, und der Professor, der seine Vorlesungen wiederholen muß, fühlt sich oft, wenn auch nicht immer, angestrengt. Die Studenten der Abendkurse sind meist keine richtigen Universitätsstudenten. Im Jahre 1928/29 zählte die Schule 2577 Studenten; 678 davon waren Kandidaten für ein Diplom oder den Bakkalaureustitel; 1720 hörten nur zeitweise, und 179 beschäftigten sich mit Forschung. Daraus geht hervor, daß, soweit man aus der Immatrikulation schließen kann, die Schule hauptsächlich *college*-Arbeit leistet, und die Studenten sehr verschiedener Natur sind.

Von dem Dutzend Medizinschulen der Universität London gehören elf zu einem veralteten Typ und kommt nur eine — die von *University College* — einer Universitätsanstalt nahe. Die Schulen sind mitsamt ihren Fakultäten, Studenten und Möglichkeiten aus drei Gründen veraltet. In den vorklinischen Wissenschaften sind hauptsächlich *full-time*-Lehrer von teilweise ausgezeichnetem Ruf angestellt; aber ihr Budget, ihr Personal, ihre Arbeitsgelegenheit und die Überlastung durch den Unterricht machen unabhängige Arbeit fast unmöglich. Am günstigsten liegen die Verhältnisse noch am *University College*, wo die medizinischen Wissenschaften im Zusammenhang mit anderen Wissenschaften gepflegt werden, und wo die Mittel und Möglichkeiten der Laboratoriumsfächer befriedigend sind. Die Londoner Hospitäler sind jedoch keine wirklichen Kliniken. Ihre Laboratorien sind eigentlich nur auf Routinearbeit zu-

geschnitten, wenn auch ein Mann mit Ideen dort jederzeit eine Arbeitsmöglichkeit finden kann. Die Hospitäler verfügen natürlich für gewöhnlich über genügend Betten; aber die Betten sind nicht so verteilt, daß man im wissenschaftlichen Sinn des Wortes von Kliniken sprechen könnte. Die Hospitalärzte sind viel beschäftigte Praktiker und eifrige junge Leute, die ihre Nachfolger werden wollen; sie sind hauptsächlich Praktiker — erfahrene Internisten und Chirurgen mit wenig Zeit, mit wenig Mitteln und mit wenig Interesse für die klinische Wissenschaft. Eine aus einem älteren Arzt und mehreren Mitarbeitern bestehende „Firma“ versorgt eine kleine Anzahl Betten — genau so wie praktische Ärzte auf alle möglichen Beschwerden eingehen müssen. Die starke Seite der medizinischen Ausbildung in England ist der Kontakt mit dem Objekt; man hat nur wenig, vielleicht zu wenig Zeit für Theorie und Diskussionen; aber der Student seziiert, macht Proben und untersucht Patienten in der Poliklinik und auf der Station. Der Unterricht ist rein praktischer Natur ohne alle wissenschaftliche Grundlage; man könnte ihn eher eine gute Krankenhausbildung als eine Universitätserziehung nennen, wenn man die Universitätserziehung als ein Verweilen an den Grenzen des Unbekannten auffaßt, die selbst auf bekanntem Gebiet im Geiste des Zweifels und der Fragestellung geleitet werden sollte. Wenn man auch auf diese Weise die Medizin betreiben kann, so folgt doch daraus noch lange nicht, daß das die beste Methode ist, um sie zu lehren; die Erfahrung zeigt vielmehr, daß bei dieser Art des Medizinunterrichts das Wissen jedenfalls nicht gefördert wird. Es ist Tatsache, daß die Londoner Hospitäler rückständig sind — und ebenso mit wenigen Ausnahmen auch die Kliniker.

In der Medizin schneiden die Engländer, im Vergleich mit den deutschen Medizinschulen oder den besten in Amerika, schlechter ab, als in irgendeinem anderen Fach. Eine Universitätsklinik im amerikanischen oder deutschen Sinn, d. h. eine Klinik, in der bei der Stellenbesetzung und bei der Finanzierung der Unterricht und die Forschung mit in Betracht gezogen werden, und welche wie eine Universität und nicht wie ein Wohltätigkeitsunternehmen geführt wird, und welche der Universität untersteht, in einem organischen Kontakt mit der wissenschaftlichen Arbeit der Universität — eine solche Klinik gibt es in England nicht. Es ist müßig zu behaupten, daß England, so wie die Dinge einmal liegen, ebenso gute Resultate habe. Das trifft nicht zu. Sicher kann sich gelegentlich ein LISTER, ein HORSLEY oder ein HEAD durchsetzen, trotz der ungünstigen Bedingungen; aber solche Männer gibt es nur selten. Man hat einen Anfang gemacht in Gestalt von klinischen *full-time*-Lehrern; wenn sie auch viel zu wenig Personal und Geld haben, so mag es ihnen doch mit der Zeit gelingen, die Universität davon zu überzeugen, daß ein Mann noch nicht zu einem Medizinprofessor zu

taugen braucht, wenn er für eine Klinik gut genug ist. Die klinischen *full-time*-Professoren und die anderen Professoren werden von der Universität ernannt; die Schulen selbst besetzen die übrigen Stellen. Die Universität trifft ihre allgemeinen Entscheidungen durch Ausschüsse, die aus Lehrern der verschiedensten Fächer und der verschiedensten Schulen zusammengesetzt sind; durch ihre formalen und seltenen Zusammenkünfte können aber noch keine Universitätsabteilungen gegründet werden, noch können die verschiedenen Ausschüsse sich jemals so vollständig ergänzen, daß sie eine medizinische Fakultät ersetzen könnten. Der Einfluß und die Macht der Universität und der Universitätsideale ist überdies nur gering im Verhältnis zu den Vorurteilen der Schulen. Die Universität hat die Zahl der Medizinschulen nicht vermindert, obgleich manche von ihnen am Aussterben sind; sie kann eine Medizinschule auch nicht auf den Unterricht von Studenten beschränken, die für einen Londoner Grad kandidieren. Sie kann nicht einmal eine einzige Schule ausreichend finanzieren. Schließlich predigt sie bei der Zulassung von Studentinnen, wie ich schon sagte, tauben Ohren; dabei will sie die Studentinnen nicht einmal gleichberechtigt, sondern nur überhaupt aufgenommen wissen. Viele von den Studenten an den Londoner Medizinschulen sind überhaupt keine Universitätsstudenten, und sie kandidieren auch nicht für den Grad der Londoner Universität; sie wollen irgendeinen anderen Grad oder nur ein Zeugnis vom Vereinigten Komitee (*Conjoint Board*). Im Jahre 1927/28 gab es in London im Ganzen 3425 Medizinstudenten, von denen etwas mehr als die Hälfte (1814) für einen Grad der Universität London kandidierten. Der Unterricht dient somit ganz eindeutig einem praktischen Zweck — nämlich dem jeweiligen Examen, das der Student machen will. Es werden Spezialkurse angekündigt, die sich nach den Wünschen der Studenten richten. Die besten Studenten sind in der Regel die, welche ihre vor-klinische Ausbildung in Oxford oder Cambridge bekommen haben; aber sie haben in den Kliniken und Laboratorien Londons keine anderen Möglichkeiten als jene Studenten, die eine viel schlechtere Vorbildung haben, und mit denen sie zusammen studieren müssen.

Die medizinische Wissenschaft im allgemeinen und die medizinische Wissenschaft und Praxis in England haben einen unberechenbaren Verlust erlitten durch das Festhalten an einem Schultyp, der um 50 oder 75 Jahre in der Entwicklung zurück ist.

Der Außendienst der Londoner Universität ist lange Gegenstand heftiger Kontroversen gewesen. Er leistet fraglos wertvolle Dienste; er leitet Studenten an, die die Universität nicht besuchen können; und in einem Lande, in dem sich die *colleges* und Universitäten so langsam entwickelt haben, muß man auch irgendeine zentrale Prüfungsbehörde haben. Vielleicht hätte der Außendienst einen imposanten Namen haben

sollen, um eine Rolle spielen zu können. Doch das ist nur ein „ABRAHAM LINCOLN“ Argument, wie man es in Amerika so oft hört. Einrichtungen dieser Art können, selbst wenn sie früher einmal gut gewesen sind, die Entwicklung der Universität aufhalten, wenn man sie zu lange beibehält. Jedenfalls sind sie dazu geeignet, verschiedene Dinge durcheinander zu werfen. Ein früherer Vizerektor, mit dem ich einmal über diese Frage gesprochen habe, meinte: „Wir behalten immer denselben Namen bei — konstituierende Schulen der Universität London, Bakkalaureus der Künste der Universität London — obwohl wir sehr wohl wissen, daß wir längst nicht mehr dieselben sind und nicht einmal mehr dieselbe Art haben.“ Der äußere Standard bedeutet stets eine Gefahr für den inneren Standard; er ahmt den inneren Vorgang nach, anstatt sich um seine eignen Fragen zu kümmern.

Ich gebe aber zu, daß es dem Außendienst zu verdanken ist, daß der äußere Grad einen größeren Wert hat als der entsprechende amerikanische Grad¹. Ich habe jedoch von zuständiger Seite gehört, daß bei Stellenbesetzungen immer gefragt wird, um welchen von den Graden es sich handelt — man unterscheidet also die verschiedenen Grade. In der Wahl der Fächer hat der Außendienst der Universität London die Würde einer Universität gewahrt. Er kündigt nur ernsthafte und wichtige Themen an, die wirklich intellektuelles Interesse haben². Ferner dient er als Prüfungsbehörde für Studenten, die anderswo interne Studenten waren. In diesen Punkten steht er weit über den Korrespondenzabteilungen der verschiedenen amerikanischen Universitäten. Es kann sogar vorkommen, daß externe Studenten die internen in allen wesentlichen Punkten übertreffen. Wenn aber die persönliche Berührung von Lehrern und Studenten wirklich lebenswichtig ist, oder wenn es in der Erziehung Imponderabilien gibt, die durch eine schriftliche Prüfung nicht ans Tageslicht gebracht werden können — und das ist der Fall — dann sollten das externe Studium und die externen Prüfungen ihre eignen Wege gehen. Eine Prüfung kann die persönliche Berührung zwischen Lehrern und Schülern nicht ersetzen; sie mag in ihrer Art ausgezeichnet sein, aber sie ist doch nicht dasselbe. Es wird dabei nicht geprüft, was kulturell wertvoll ist; denn ein Postamt ist nicht dasselbe wie ein lebendiger Professor. Die Demokratie braucht verschiedenerlei Möglichkeiten und Ausbildungen; sie müssen aber nicht gerade zur Universität gehören. Es kann zu leicht vorkommen, daß die Universitäten dadurch in ihren wesentlichen Obliegenheiten versagen, und zwar in genau demselben

¹ Die Universität läßt außerdem noch „assozierte“ Studenten zu, die nicht für Universitätsgrade kandidieren wollen. Dadurch werden die Universitäten noch weniger einheitlich.

² Dasselbe gilt auch im allgemeinen für die Volkshochschulkurse.

Grade, in dem sie solche Aufgaben übernehmen. Die Außenabteilung der Universität London macht dabei keine Ausnahme. Schon die Existenz der Frage „intern versus extern“ beweist, daß die beiden nicht zusammengehören. Was der Außendienst der Universität leistet, muß schon getan werden, aber mit anderen Mitteln, und der Außendienst sollte nichts anderes scheinen wollen, als er ist. Die Bewegung der Erwachsenenenerziehung nimmt zu, und zwar sowohl in England wie in Amerika; und es gibt wichtige Gründe, die dafür sprechen, daß sie von einer biegsamen und leistungsfähigen Organisation gehandhabt werden sollte, deren Aufgabe es ist, Leuten, die weder Schulen noch Universitäten besuchen können, das zu geben, was sie für ihre Ausbildung oder zu ihrem Vergnügen brauchen. Aber die Universitäten können diese Aufgabe nicht in nennenswertem Umfang erfüllen, außer durch Energieverschwendung und durch einen noch komplizierteren Apparat, was der Universität zu teuer zu stehen kommen würde. Die Erfahrung in England zeigt deutlich, daß eine getrennte Prüfungsbehörde wertvolle Dienste leisten kann für diejenigen, die keinen Universitätsgrad unter Universitätsbedingungen haben wollen. Das Vereinigte Komitee ist eine externe Prüfungsbehörde, die in der Medizin einen guten externen Standard geschaffen hat; aber eine nicht mit der Universität London verbundene Prüfungskommission für Erwachsenenenerziehung könnte genau dasselbe leisten; dadurch würden dann auch Unterscheidungen getroffen werden, die es heute noch nicht gibt. Es gibt keine Prüfungskommission, auch nicht wenn sie Universität genannt wird, die *University College, Westfield, East London* und die externen Studenten alle auf gleicher Höhe halten könnte; warum also so tun als ob? Und was macht es aus? Es gibt Millionen Engländer ohne irgendwelche Grade. Was tut das? Die Universität London ist natürlich besser geworden, wie auch die höheren Schulen besser geworden sind; die Forschung hat an Quantität, Qualität und Tiefe zugenommen; aber London wird keine große oder wirkliche Universität werden, der Stolz Londons und des Imperiums, in Harmonie mit dem Geist der Moderne, ehe sie nicht zu einem Sitz von Lehre und Forschung neuorganisiert ist, und ehe sie nicht die meisten ihrer technischen, medizinischen und anderen Schüler ausgeschlossen hat, die sie niemals assimilieren können wird, weil sie auf einer ganz anderen und viel tieferen Stufe stehen. Sicher hatte und hat die eine oder andere der konstituierenden Schulen der Universität London große Gelehrte, Naturforscher und Nationalökonomien als Professoren. Große Gelehrte und Naturforscher hat es in England und manchmal auch in anderen Ländern schon immer gegeben, ja selbst ohne irgendwelche Verbindung mit den Universitäten. Aber wenn man Anstalten kritisiert, kann man nicht dadurch widerlegt werden, daß man Männer anführt, die Schwierigkeiten überwunden haben; denn die An-

stalten sind dazu da, die Schwierigkeiten zu beseitigen, aber nicht, um sie zu verschärfen. Es ist die Aufgabe einer modernen Universität, die Suche nach Wahrheit und die Ausbildung von Männern zu fördern, die dazu fähig sind, das Wissen zu vermehren und richtig zu deuten. Kann man behaupten, daß die Universität London dafür sehr geeignet ist? Ich möchte diese Frage verneinen, wenn sie auch sonst allerlei nützliche Dienste leistet. Wird man je erreichen können, daß die Londoner Universität diese Aufgaben erfüllt? Vielleicht. Aber ihr Widerstand gegen Neuerungen läßt es zweifelhaft erscheinen, ob das in absehbarer Zeit geschehen kann, sagen wir in der nächsten Generation¹.

VI.

Die Universitäten in der Provinz sind, wie die amerikanischen Universitäten, besonders wie die amerikanischen Staatsuniversitäten, eine bewundernswerte Leistung, wenn man bedenkt, in einem wie kurzen Zeitraum sie entstanden sind. *Owens College* in Manchester begann seinen Unterricht im Jahre 1851; zu einer Anstalt mit eigener Prüfungsberechtigung wurde es aber erst 1880, d. h. genau vor einem halben Jahrhundert. Es wurde der Sitz der Victoria Universität, die von 1880 bis 1903 auch die *colleges* von Liverpool und Leeds mit umfaßte. Liverpool begann 1881 als ein konstituierendes *college* der Victoria Universität und feierte erst kürzlich sein 25jähriges Jubiläum als unabhängige Universität. *Yorkshire College* wurde erst in unserem Jahrhundert zur Universität Leeds. Andere *colleges* und Universitäten haben eine ähnliche Entwicklung durchgemacht. Es gibt heute in England 11 prüfungsberechtigte Universitäten und fünf Universitäts*colleges* ohne Prüfungsberechtigung. Harvard und Yale sind im Vergleich mit diesen Anstalten bereits uralt.

Warum die Provinzuniversitäten nicht früher gegründet wurden, ist leicht einzusehen: sie mußten auf die Entwicklung der höheren Schulen warten und auf das Ende des anglikanischen Monopols in Oxford, Cambridge und in der Politik. Daß die neueren Universitäten erst so spät begonnen haben, war keineswegs ungünstig. Sie begannen als *colleges*; und ihre Leistungen wurden ihnen von der alten Universität London vorgeschrieben. Das hatte unausbleibliche Folgen; während man in Amerika auf die Beherrschung des Wissenstoffs zu wenig Wert legt, tat man es in England zu viel. Die Imponderabilien, die letzten Endes die Kultur bestimmen, wurden zu wenig berücksichtigt. Das war schlimm und ist so geblieben, obgleich man die Schattenseiten dieses Zustandes allgemein anerkannt hat. Aber wenn sich die *colleges* auch nach der Londoner Art richten mußten, so hatten sie doch auch große Vorteile

¹ Siehe hierüber VISCOUNT HALDANE, *Autobiography* (London, 1929), S. 124/25.

dadurch, die die Schattenseiten voll aufwogen. Sie mußten mindestens so gut wie London sein, und London bedeutete in seiner Art wirklich etwas; und wenn sie sich nach der Londoner Art richten mußten, so konnten sie keinen Unsinn machen. Darin war und ist der wohltätige Einfluß zu fühlen, den die intellektuelle und kulturelle Tradition Oxfords und Londons ausgeübt haben. In den höheren Schulen der Provinz können die Schüler nun auch Abgangszeugnisse bekommen, in denen auch Kochen und Handarbeiten berücksichtigt sind, aber für die Immatrikulation in einer Provinzuniversität nützen sie ihnen nichts. Die für die Immatrikulation geforderten Fächer sind umfassend und verschieden genug, um jeder intellektuellen Begabung und Ausbildung geeigneten Spielraum zu lassen. Und dadurch, daß die Universitäten des Nordens in einem Vereinigten Komitee zusammengeschlossen sind, können sie ein verhältnismäßig hohes wissenschaftliches Niveau aufrecht erhalten.

London und die Provinzuniversitäten haben das enorme Ansehen, das die alten Universitäten genießen, bisher noch nicht beeinträchtigen können, außer vielleicht in den neueren Fächern, wie Nationalökonomie. Die begabteren jungen Leute, die es sich finanziell leisten können, gehen noch immer fast ausschließlich nach Oxford und Cambridge. Ein Wissenschaftler von internationalem Ruf, der lange an einer Provinzuniversität Professor war, sagte mir einmal, daß er unter seinen eignen Studenten niemals einen brauchbaren Assistenten gefunden habe. Das trifft natürlich nicht auf alle Fächer zu und wird es mit der Zeit immer weniger tun. Die Zeitumstände werden eine Änderung herbeiführen. Oxford und Cambridge sind kaum noch in der Lage, selbst alle jene Studenten aufzunehmen, die für die „Ehren“klassen in Frage kommen. Auch kann es sich die Klasse der akademischen Berufe, deren Einkommen durch die Steuern erheblich verringert ist, nicht mehr so allgemein leisten, ihre Söhne und Töchter von Hause fortzuschicken. Eine weitere Verbesserung der Provinzuniversitäten ist darauf zurückzuführen, daß die höhere Erziehung mit der Zeit besser geworden ist. Auf der anderen Seite wird die Qualität der Studenten dadurch herabgedrückt, daß die meisten Studenten Lehrer werden wollen; und die „Ehren“kurse in den freien Künsten sind überfüllt, weil denjenigen, die sich in bestimmten Fächern auszeichnen, durch die neuerlichen Gesetze höhere Gehälter in Aussicht gestellt werden.

Die Organisation der Provinzuniversitäten ist weitgehend durch die amerikanischen Erfahrungen beeinflußt worden, aber günstig modifiziert durch die englische Universitätstradition. Der Vorstand — ein Rektor oder Vizekanzler — wird wie der Universitätspräsident in Amerika auf Lebenszeit angestellt; er nimmt an der Arbeit der Fakultäten und Ausschüsse teil, was, wie sonst überall, auch in England Zeit- und Energieverschwendung bedeutet. Es gab eine Zeit, wo er sich nebenher

auch wissenschaftlich betätigen konnte; heute gibt es das aber nicht mehr. Die Verwaltung beansprucht Zeit, und man braucht Geld. Die Engländer verachten — und das ganz mit Recht — die „Reklame“ und das „Aufbringen von Geld“, wie es neuerdings in Amerika aufgekommen ist. Die neuen Universitäten sind überdies im Aufstieg begriffen, eine Entwicklung, die in den Händen wirklicher Gelehrter mit Verwaltungstalent liegt; denn ein zentrales Ministerium gibt es nicht. Aber es ist unmöglich, daß der Rektor oder Vizekanzler eine so enorme Macht ausüben kann, wie mancher Universitätspräsident in den Vereinigten Staaten. Die Fakultäten haben praktisch Selbstverwaltung; die Bürde der vielen Ausschußsitzungen wird deshalb als lästig empfunden. Der Lehrkörper ist nach amerikanischem Muster organisiert, das seinerseits weitgehend von Deutschland beeinflußt war; jede Universität besitzt eine philosophische, naturwissenschaftliche und medizinische Fakultät, und gelegentlich auch eine Fakultät für Technik, Handel und angewandte Naturwissenschaft. Die Fakultäten setzen sich aus den höheren Mitgliedern des Lehrkörpers zusammen, und sie bilden zusammen den Senat, der in der Regel nicht sehr aktiv ist. Einflußreicher ist hingegen das Konzil (*Council*), das zweimal im Monat zusammentritt und sich, an einer repräsentativen Anstalt wie Manchester, aus dem Vizekanzler, vier Professoren, bestimmten Mitgliedern des Lehrkörpers, die nicht Professoren sind, und aus einer beträchtlichen Vertretung des Finanzhofes (*Court*) zusammensetzt. Das Konzil ist die entscheidende Körperschaft, und vertritt, wie wir sehen werden, die Interessen der Laien, der Professoren und der Verwaltung — meiner Meinung nach ein besseres Instrument, als die amerikanische Fakultät und das amerikanische Kuratorium, die einzig und allein durch den Präsidenten verbunden sind. An den Provinzuniversitäten hat somit der Lehrkörper ein Gewicht, das außer aller Proportion zu seiner Zahl steht. Nur die Finanzen werden vom Finanzhof geregelt. Im ganzen ist die Leistung dieser Universitäten höchst beachtenswert, wenn man bedenkt, daß sie in industriellen Provinzstädten entstanden sind. Die Stifter und städtischen Behörden haben Handel und Industrie vertreten, und Handel und Industrie haben jeder der Provinzuniversitäten ihre eigne Note gegeben. Aber von einigen seltenen Ausnahmen abgesehen, haben die Universitäten ein unabhängiges Leben auf einem beachtenswerten Niveau geführt, ohne durch Kapitalismus oder Politik ernsthaft beeinflußt zu werden. Meiner Meinung nach hat die Unabhängigkeit der alten Universitäten auch in dieser Hinsicht festigend und hilfreich gewirkt.

In Hilfsmitteln und Unterhalt machen die Provinzuniversitäten keine großen Ansprüche. Ihr Einkommen, das sie aus örtlichen Quellen und aus der Staatskasse beziehen, ist im Vergleich mit dem Einkommen der amerikanischen Anstalten sehr bescheiden; Manchester, eine der ältesten

und solidesten Provinzuniversitäten, hat ein Gesamtbudget von jährlich 1 000 000 \$¹, die sich aus Gebühren, aus Stiftungen, aus örtlichen Zuschüssen (die zu klein sind, um die Unabhängigkeit der Universitäten in Frage zu stellen), und aus Zuschüssen von der Staatsregierung zusammensetzen, die durch das *University Grants Committee* verteilt werden. Dieses Komitee, das seit seiner Gründung im Jahre 1919 von dem Schotten SIR WILLIAM S. McCORMICK² geleitet worden ist, von einem Mann, der die Universitäten von Schottland, England, Deutschland und der Vereinigten Staaten aus erster Hand kannte, übte einen milden aber mächtigen Einfluß aus. Es hat die Stellung des fehlenden Unterrichtsministeriums ausgefüllt, und das Gute unterstützt und alles andere schweigend übergangen. Sein Rat und seine Gelder sind stets gleich willkommen gewesen.

Bei der Rekrutierung der Lehrkörper sind die Provinzuniversitäten sehr schlecht gestellt: ihre Gehälter sind niedrig, wenn auch die Professorengehälter im Steigen begriffen und wesentlich höher sind, als in den Vereinigten Staaten; die Zahl der Stellen ist klein; sie sind vom akademischen Standpunkt aus weniger angesehen als Oxford und Cambridge, und in Anbetracht der Reize, die eine Großstadt bietet, auch weniger angesehen als London. Sie bekommen aber trotzdem vielversprechende Leute von den alten Universitäten, wenn sie auch die Besten gewöhnlich wieder abgeben müssen. Zwei der letzten *Regius*-Professoren für Geschichte in Oxford, die ihre Laufbahn in Oxford begonnen hatten, wurden später von den Provinzuniversitäten zurückgerufen, an denen sie ihre erste Professur bekommen hatten; Professor A. V. HILL ging von Cambridge nach Manchester und von dort in eine Forschungsprofessur an das *University College* in London. Es ist für die Provinzuniversitäten besser, für eine kurze Zeit hervorragende Männer wie RUTHERFORD und SHERRINGTON zu haben, als immer nur mittelmäßige Männer; die Tatsache, daß sie kommen, beweist, daß diese Anstalten mehr sind als bloße *colleges*; einige von ihnen bleiben auch, wie z. B. ROSCOE, TOUT und ALEXANDER in Manchester. Es hat sogar fähige Gelehrte gegeben, von denen man weiß, daß sie vor der heimtückischen Ruhe von Oxford und Cambridge geflohen und in die einfachere Umgebung der Provinz gegangen sind, um, wie einer von ihnen sagte, „ihre Seelen zu retten“. Von den derzeitigen *college*-Vorständen in Oxford waren zwei ehemals Vizekanzler in der Provinz; der heutige

¹ In der Universität Liverpool ist es praktisch dasselbe. Ihr Einkommen betrug 1913/14 im Ganzen 83 720 Pfund und 1928/29 213 150 Pfund. Ihr Vermögen betrug damals 1 004 109 bzw. 1 967 772 Pfund. Die örtlichen Zuschüsse beliefen sich 1928/29 auf 25 233 Pfund. Der Geldbedarf ist dringend, aber es ist erstaunlich, wie viel mit wenig Ausgaben und Hilfsmittel erreicht worden ist.

² Gestorben am 23. März 1930.

Vorstand (*Warden*) von *New College* war in Sheffield und der heutige Leiter (*Master*) von *University College* in Leeds. Was die Gebäude und Einrichtungen betrifft, sind große Fortschritte gemacht worden, und zwar besonders in Birmingham, Leeds und Bristol. Aber die finanzielle Last des Krieges wird noch lange ein Hemmschuh bleiben für das Anwachsen der Stiftungen und für die Entwicklung der Universitätsgebäude und ihrer Einrichtungen.

Der Horizont der Provinzuniversitäten reicht nicht weit über den Gesichtskreis eines *colleges* hinaus. Die *college*-Studenten sind zweifellos reifer, besser ausgebildet, strenger ausgesucht und obendrein ein Jahr jünger als ihre amerikanischen Kollegen. Aber zwischen der höheren Schule und der eigentlichen Universität klafft ein Spalt, den wenigstens heute noch die Universitäten ausfüllen müssen. „Die Grundlagen in Wissen und Ausbildung,“ schreibt jemand, der lange mit der Erziehung zu tun hatte, „sind nicht fest und tief genug, um originelle Forschungen zu gestatten, ohne eine weitere vorherige Unterrichts- und Ausbildungsperiode.“ Die meisten Studenten verlassen die Universität mit dem Bakkalaureustitel. Ich behaupte, daß das englische Bakkalaureat mehr bedeutet, als das gewöhnliche Bakkalaureat in den Vereinigten Staaten, teils weil die Fächer und Examina vernünftiger und schwieriger sind, und teils weil an den Prüfungen auch externe Examinatoren teilnehmen, was in Amerika nur am *Swarthmore College* systematisch durchgeführt wird. Drei der Fächer, die die „Ehren“studenten (*honour students*¹) studieren, erstrecken sich über drei oder vier Jahre — ein viel konzentrierteres Studium, als in den amerikanischen *colleges*. Der Bakkalaureus bedeutet deshalb eine größere Vertiefung und einen Fortschritt; aber trotzdem haben die englischen Universitäten, die zwar keinen Unsinn treiben, wie es in Amerika so häufig vorkommt, „häufig Waren in ihrem Schaufenster,“ wie ein englischer Kritiker in meiner Gegenwart einmal bissig bemerkte, „die mehr vorstellen, als auf dem Ladentisch zu finden ist.“

Während sich die Provinzuniversitäten somit in erster Linie mit dem Unterricht von *college*-Studenten befassen, leisten sie trotzdem auch fortgeschrittene Arbeit. Das Studium der „Ehren“studenten der *colleges* deckt sich zweifellos mit dem ersten Jahr an der amerikanischen *graduate school* oder vielleicht sogar mit mehr. In Manchester haben sich angesehene Schulen für Geschichte des Mittelalters, für Philosophie und Physik entwickelt. Professor BRAGG verfügt über ein Dutzend For-

¹ *Anm. d. Übers.*: Auf den englischen Universitäten gibt es zwei Arten von Kurse, die *pass courses* für den gewöhnlichen Studenten, der zum *gentleman* erzogen wird, und die *honours courses* („Ehren“kurse) für die *honours students* (Ehrenstudenten), die ernste wissenschaftliche Arbeit leisten. Nach DIBELIUS (siehe Fußnote 1, S. 185) gehören z. B. in Oxford heute etwa 60% der Studenten zu den „Ehren“studenten.

schungsräume für Physik. Das Komitee für Industrielle und Naturwissenschaftliche Forschung (*Committee on Industrial and Scientific Research*) verteilt heute zur Förderung der Naturwissenschaft Gelder bis zu 31 000 Pfund, die hauptsächlich für Fortgeschrittene an den Provinzuniversitäten und an anderen Anstalten ausgegeben werden. Die Engländer haben aber eine merkwürdige Abneigung dagegen, die Universitätsstudenten als eine Gruppe für sich anzusehen. Sie sind außerordentlich gewissenhafte Lehrer. „Unsere erste Aufgabe ist der Unterricht,“ hört man immer und immer wieder. Sie haben die Überzeugung, daß der Student, der das *college*-Abschlußexamen mit Ehren bestanden hat, nur noch gelegentlichen Kontakt mit dem Professor braucht. Das ist zweifellos besser als die amerikanische Methode, die den Studenten in der *graduate school* häufig ebenso an der Strippe hält, wie er es im *college* war. Aber die Engländer unterschätzen meiner Meinung nach den besonderen Wert des Seminars, in dem die Studenten miteinander und mit dem Professor in Berührung kommen; es ist in England ungemein selten, daß Studenten untereinander und mit ihren Lehrern in ihren Ansichten aufeinander prallen, wie es in einer *graduate school* vorkommen sollte. Ich glaube kaum, daß man mich einer zu großen Vorliebe für das Organisieren beschuldigen kann. In Amerika ist dadurch viel Unsinn angerichtet worden. Trotzdem ist es gelegentlich am Platze. Man braucht etwas ähnliches wie das deutsche Seminar, um die fähigsten, am besten ausgebildeten und reifsten Studenten untereinander und mit ihren Führern in Berührung zu bringen. Keine von den englischen Universitäten, am wenigsten London und die Universitäten der Provinz, haben sich soweit entwickelt, daß sie diese wichtige Wahrheit voll und ganz einsehen. Nehmen wir noch einmal die Universität Manchester als Beispiel. In der Zeit zwischen 1882 und 1928 erteilte sie 2932 mal den *A. B.*-Grad, 1019 mal den *M. A.*-Grad, 3543 mal den *B. Sc.*-Grad, 1227 mal den *M. Sc.*-Grad, 143 mal den *D. Sc.*-Grad und 74 mal den *Ph. D.*-Grad¹. Das sind vielsagende Ziffern, nicht wegen der verhältnismäßig kleinen Zahl der höheren Grade, sondern weil aus dem Mißverhältnis zwischen den hohen und niederen Graden hervorgeht, daß sich der Lehrkörper zu viel mit Unterricht abgibt. Von diesen Studenten wird ein großer Prozentsatz zu Lehrern. Natürlich müssen Lehrer ausgebildet werden. Aber es wird bald die Grenze erreicht sein, an der die Universität mit künftigen Lehrern gesättigt ist; jenseits dieser Grenze wird es an der zur Forschung nötigen Ruhe fehlen, und wird die Universität zu einer Lehrerausbildungsanstalt herabsinken, wenn sich auch die wirklich fähigen Männer durchsetzen werden.

¹ *Anm. d. Übers.*: Siehe Anm. 2, S. 36; 1, S. 49; 4, S. 57; 2, S. 114 und 2, S. 123. *D. Sc.* ist die englische Abkürzung für *Doctor of Science* (Doktor der Naturwissenschaft).

Die Universitäten der Provinz sind dem Boden entwachsen, auf dem sie stehen, und sie erhalten einen Teil ihrer Mittel dadurch, daß sie den lokalen Bedürfnissen Rechnung tragen. Infolgedessen sind an verschiedenen Orten manche technische Fächer zu hoch entwickelt und für eine Universität zu weit spezialisiert. Hier und da haben sie einen ausgesprochenen Zweckcharakter, der sich durch nichts entschuldigen läßt. Für ihre Grade stellen sie ziemlich hohe Anforderungen, aber sie verleihen Diplome und Zeugnisse auch schon für vorwiegend technische Studien. Manchester verleiht z. B. Zeugnisse (nicht Grade) für Höheres Handelsstudium (zwei Jahre), für Photographische Technik (zwei Jahre), für Industrielle Verwaltung (ein Jahr); Birmingham gibt Zeugnisse oder Diplome in Brauerei (zwei oder drei Jahre), und für Sozialstudium (zwei Jahre); Bristol erteilt einen Grad (*B. Sc.*) für Haushaltkunde (vier Jahre) und ein Zeugnis für Pädagogik oder Biologie (ein Jahr); Leeds Diplome in Färbtechnik, Gastechnik und Farbenchemie; Sheffield in Glastechnik (zwei bis drei Jahre). Ebenso falsch und merkwürdig sind auch die Schule für Bibliothekare (*School of Librarianship*) und der Kursus in Journalismus am *University College* in London (für die die Universität Diplome und nicht Grade erteilt), die Abteilung für Bürgerkunde (*Department of Civic Design*) in Liverpool und die Schule für Automobiltechnik in Bristol. Die Entwicklung zum Technischen ist in England im Vergleich zu Amerika nur gering, aber trotzdem bedauernswert und eine jugendliche Dummheit, wie wir hoffen wollen, denn sie hat weder einen pädagogischen noch einen akademischen Wert.

Die örtlichen Einflüsse werden durch andere Faktoren ausgeglichen. Zwar sind die Provinzuniversitäten dank eines Lokalpatriotismus entstanden, doch waren sie ursprünglich und sind auch heute noch vorwiegend mit Männern besetzt, die aus Oxford oder Cambridge stammen; ihre Verwaltungskörper setzen sich aus Gelehrten und aus Laien zusammen; auch sind die älteren und soliden Disziplinen nicht nur im Vorlesungsverzeichnis sondern auch in der Verwaltung vertreten. Daher kommt es auch, daß die Universitäten nicht übers Ziel geschossen haben, wie unsere amerikanischen Anstalten. Ich habe mit keinem Universitätsvorstand gesprochen, der behauptet oder gefürchtet hätte, daß sich die englischen Universitäten jemals mit Unsinn befassen würden, wie man ihn an den amerikanischen Anstalten findet; sie haben dazu zu viel gesunden Menschenverstand und zu wenig Geld! Ein berechtigtes Eingehen auf die Umwelt zeigt sich z. B. in dem Bergwerkforschungsinstitut (*Mining Research Laboratory*), unter Leitung von Professor JOHN S. HALDANE, an der Universität Birmingham. Im Anfang fürchteten manche Leute, daß das Institut der Industrie zu Diensten sein würde — um ihre Analysen zu machen usw. Professor HALDANE „setzte aber seinen Fuß davor“. Er hat im Geiste PASTEURS grundlegende Ar-

beiten über die Probleme der Wärme und Atmung gemacht. „Die Dinge der Praxis sind voller wissenschaftlichen Interesses und voller Anregungen, wenn man sich nur richtig mit ihnen beschäftigt“, schrieb mir einmal Professor HALDANE. Diese „Dinge der Praxis“ entsprechen den Patienten in den Universitätskliniken. So viel über den Gesichtspunkt der Forschung. Vom Standpunkt der Ausbildung ist der richtige Weg ebenso klar. Eine Universität, die einen Kurs über den Verkauf von Kohle abhält, gibt ihre eigentliche Aufgabe auf; es paßt aber in ihre Sphäre, wenn sie sich mit der wissenschaftlichen Seite des Bergbaues abgibt — mit Physik, Chemie und Metallurgie. Ebenso sollten die Brauereien, vom Standpunkt der Universität aus, nur durch Biochemie und Bakteriologie vertreten sein. Der hierfür erteilte *college*-Grad ist weiter nichts als ein Grad für Biochemie der Gärung. Der „Ehren“grad, der ein Diplom in Malzbereitung und Brauerei einschließt, verlangt außerdem auch zwei Jahre Lehrzeit in einer Brauerei — eine fragwürdige Einrichtung. Dieser Grad ist deshalb kein wirklicher Universitätsgrad, in dem Sinne, in dem ich den Ausdruck angewandt habe. Ähnliches kann man auch über den Unterricht und die Forschung sagen, wie sie in einigen anderen Industriezweigen an anderen Anstalten betrieben werden.

Wir kommen jetzt zum Handel. Als die Universität Birmingham gegründet wurde, sicherte sich Mr. JOSEPH CHAMBERLAIN das Interesse des Ortes durch Ankündigung einer Handelshochschule, ohne eine klare Idee davon zu haben, wie sie werden sollte. Die Birminghamer Schule tut wenig oder gar nichts, was nicht ebensogut von der philosophischen Fakultät getan werden könnte; vielleicht hat sie zu einer gewissen Vertiefung geführt, in demselben Maße, wie sie an kulturellem Horizont verloren hat. Sie leistet etwas Forschungsarbeit in der Wirtschaftsgeschichte der Gegend; im Übrigen beschäftigt sie sich mit Nationalökonomie, Wirtschaftsgeschichte, Verkehr und modernen Sprachen. Sie würde in Amerika einen gewöhnlichen Grad verleihen. Praktische Kurse in Verkaufstechnik und Reklame werden nicht abgehalten. Dem Lehrkörper ist die Entwicklung in Amerika nicht unbekannt, aber er schätzt sie nicht. Sie wollen keine Praktiker sein, die Geschäftskonzerne beraten können; kein Mitglied der Handelshochschule in Manchester hat irgendeine zahlende Verbindung mit der Industrie; man holt wohl den Rat der Professoren ein, aber sie nehmen kein Honorar dafür. Sie haben auch gefunden, daß erfolgreiche Geschäftsleute ihren Studenten nichts zu sagen haben. Die Schulen sind im wesentlichen fortgeschrittene *colleges* für Nationalökonomie, moderne Sprachen usw., die vielleicht mehr an die lokalen Verhältnisse angepaßt sind, als eine gewöhnliche Universitätsabteilung. Im ganzen repräsentieren die Universitäten der Provinz der Industrie gegenüber eine konservative Abwandlung der alten Universitäten; aber sie stehen nicht weit über *college*-Niveau.

Ich möchte hier ein Wort über die Pädagogik an den Provinzuniversitäten einschalten. Die Provinzuniversitäten haben Schulen oder Abteilungen für Pädagogik; Oxford und Cambridge haben *readers* für Pädagogik. Aber das Fach wird nirgends ernst genommen — vielleicht nicht ernst genug. Der Kurs in der Provinz ist in den ersten drei Jahren mit dem gewöhnlichen akademischen Kurs identisch; das vierte Jahr ist den „Prinzipien“, „Methoden“, der „Psychologie“ und „Geschichte“ der Erziehung gewidmet — ein „Konservenfutter“, wie mir einmal an einer Universität gesagt wurde. Die praktische Seite ist unzureichend; da aber der Intelligenz etwas überlassen bleibt, und man auf positive Fachkenntnisse Wert legt, ist diese Ausbildung trotzdem der amerikanischen vorzuziehen. Cambridge und die Provinzuniversitäten erteilen Grade; Oxford erteilt nur ein Diplom.

Die Volkshochschulkurse, die Korrespondenzkurse und die Lehrerkurse, die sowohl in den Provinz- wie in den alten Universitäten abgehalten werden, haben keinen so engen und aufs Praktische gerichteten Charakter wie die gleichen Kurse in Amerika. Es sind allgemein-bildende Kurse; sie behandeln Themen von intellektueller und kultureller Bedeutung — Nationalökonomie, Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Politik, Literatur, Geschichte der Industrie und Soziologie, wie z. B. der Außendienst der Londoner Universität. Die Studenten kommen auch nicht zu den Universitäten, um in ihrem Handwerk und Beruf Hilfe zu bekommen; und die englischen Universitäten geben sich auch nicht mit Trivialitäten ab. Der englische Arbeiter will seine Freizeit dazu benutzen, um der Enge der täglichen Arbeit zu entfliehen. Von größter Bedeutung ist das Programm des *Coleg Harlech*, einer kleinen, unabhängigen Anstalt in Wales, deren Studenten Ladenverkäufer, Bergleute, Stahlarbeiter, Steinbrecher, Pensionsinhaber, Weber und Angestellte sind. Was haben sie 1928/29 studiert? Geschichte, Philosophie, Psychologie, Nationalökonomie, Staatswissenschaft, Wallisische und Englische Literatur. Dieser Unterricht steht wohl, wie ich betont habe, auf dem Niveau einer höheren Schule; er ist aber ehrenwert und mag in Fächern, wie Ethik und Nationalökonomie, in denen die Erfahrung zählt, wertvolle Erfolge erzielen und viel zur akademischen Einstellung beitragen.

Mit der fortschreitenden Entwicklung der besprochenen Universitäten werden diese Außenabteilungen wohl anderweitig versorgt werden müssen; sie werden ihre eigne ihnen angemessene Organisation und Verwaltung bekommen; aber im Augenblick beeinträchtigen sie weder die Würde der Anstalten noch ihren eigentlichen Zweck. Die Lehrerkurse der Volkshochschulabteilungen sind gewissermaßen vorübergehende Einrichtungen; sie können ein vernünftiges nationales Erziehungssystem auf die Dauer nicht ersetzen. Weder England noch Amerika besitzen solch ein System; die englischen Universitäten haben im Gegensatz zu

den amerikanischen Universitäten diese Lücke ehrlich, vernünftig und ohne Rücksicht auf pekuniären Nutzen zu überbrücken versucht. Ein strenger und scharfer ausländischer Kritiker schreibt: „Es gibt kaum eine englische Stadt, in die *University Extension* nicht ihre Fäden spinnt. An verschiedenen Orten, in Sheffield, Reading, Nottingham, Exeter, sind aus der Bewegung ständige *colleges* entstanden, welche allerdings die Neigung haben, sich selbst zu Universitäten auszuwachsen und so ihren Rahmen zu sprengen (in Sheffield ist dies bereits geschehen); aber auch alle neuentstandenen Universitäten, besonders London, Liverpool und Leeds, pflegen die volkstümlichen Hochschulkurse als einen selbstverständlichen und notwendigen Zweig ihrer Tätigkeit. Daß sich im englischen Volk, und zwar nicht zum mindesten in der englischen Arbeiterschaft, aller öden Nüchternheit, allem wüsten Egoismus und nacktem Materialismus zum Trotz, die zuerst als die Eigenart englischen Geistes erscheinen mögen, sich die idealen Faktoren immer wieder zum Leben durchringen, das dankt England seiner Kirche, seinen billigen Büchern, seinen Volksbibliotheken und der Universitätsausdehnungsbewegung, die Buch und Bücherhalle erst zu einer lebendigen Kraft gemacht hat.“¹

Bei den verschiedenen Fakultäten der akademischen Berufe will ich mich auf die Medizin beschränken. Die medizinischen Fakultäten in der Provinz unterscheiden sich von den Londoner Schulen hauptsächlich in den Laboratoriumswissenschaften. In London haben sie sich, außer am *University* und *Kings College*, nur unter größten Schwierigkeiten entwickeln können. An den Schulen der Provinz haben die Professoren der Anatomie, Physiologie und Pathologie dieselbe Stellung und dieselben praktischen Möglichkeiten wie die der naturwissenschaftlichen Fakultät — wie z. B. die Professoren der Chemie oder Physik. Ihr Budget ist bescheiden; ihre Räume sind meist überfüllt; ihre Bibliotheken sind begrenzt; ihre Unterrichtspflichten sind keineswegs leicht; und trotzdem sind sie Professoren, die durch die Universität frei gewählt werden und eine Zukunft vor sich haben. Ihre Forschungsbedingungen sind somit ebenso günstig wie die anderer Fächer. SHERRINGTON, A. V. HILL und DEAN, die heute die reizvollsten englischen Lehrstühle in ihren jeweiligen Fächern innehaben, nämlich Oxford, *University College* (London)

¹ DIBELIUS, WILHELM: *England*, Leipzig 1923, Bd. II, S. 118. Sehr aufschlußreich ist auch die kleine Schrift, die 1929 von der *H. M. Stationery Office* herausgegeben wurde, mit dem Titel: *Adult Education in Lancashire and Cheshire*. Die Themen sind umfassend und vernünftig (S. 6), und die Studenten sind Arbeiter (S. 23). Die folgende Bemerkung enthält eine scharfe Kritik an den Korrespondenz- und Volkshochschulkursen der amerikanischen Universitäten: „Die akademische Einstellung wird leichter verstanden, und der geistige Unterschied zwischen den Schulklassen in und außerhalb der Universität ist geringer geworden, als es früher war“ (S. 18). Dasselbe gilt auch für die Kurse in Oxford und Cambridge.

und Cambridge, waren früher Professoren in Liverpool und Manchester, wo sie sich als Wissenschaftler ausgezeichnet hatten.

Die Kliniken der Provinzuniversitäten sind völlig unorganisiert und unentwickelt; es fehlen ihnen sogar die wenigen *full-time*-Lehrkörper, die die Lage in London verbessern. Die Hospitäler sind Wohltätigkeitsanstalten und keine Kliniken: ihre Ärzte gehören zur städtischen Ärzteschaft und haben gewöhnlich kein Interesse für streng wissenschaftliche Forschung und beteiligen sich auch nicht daran. Ihre Laboratorien reichen nicht aus für Forschungszwecke. Die Stationen sind glücklicherweise den Studenten geöffnet, so daß sie an die Patienten herankommen können; weiter ist die Modernisierung jedoch noch nicht gediehen. Die Universitäten haben nicht die Macht, für eine bessere innere Organisation zu sorgen oder den klinischen Unterricht oder die Forschung zu fördern, durch Berufung von aussichtsreichen jungen Leuten von anders woher im Falle einer Vakanz. Meist wird die Regel des Dienalters befolgt; man hat keine radikalen Schritte unternommen, wie in Amerika, und bestehende Hospitäler neu organisiert oder neue Universitätshospitäler gegründet, in denen die Universität frei schalten könnte. Zur Zeit bietet sich gerade eine Gelegenheit dafür, und zwar in Birmingham, wo die beiden vorhandenen Hospitäler einen Bauplatz auf dem Universitätsgelände besitzen, auf dem sie ein neues, großes Hospital bauen wollen. Wenn man jetzt von der derzeitigen Regel abweichen könnte und das klinische Material richtig verteilen, für Laboratorien sorgen und einen Lehrkörper berufen würde, der für Unterricht und Forschung geeignet wäre, und an dem die lokale Ärzteschaft in vernünftigem Maße beteiligt wäre, dann würde England eine moderne medizinische Fakultät besitzen; aber ich fürchte, daß man sich die Gelegenheit entgehen lassen wird. Die einzige versöhnende Körperschaft von Bedeutung ist das *Medical Research Council*, welches das nationale Institut für medizinische Forschung (*National Institute for Medical Research*) in Hampstead unterhält und auch Einzelpersonen oder Forschergruppen unterstützt, damit sie ihrer individuellen Forschung nachgehen können. Es hat diejenigen mobilisiert, die sich für medizinische Wissenschaft interessieren. Betrürenderweise haben aber die jüngeren Leute, die eine solche Ausbildung bekommen haben, keine großen Aussichten. Es mag dieses oder jenes geleistet werden; es mag dieser oder jener gut ausgebildet werden; aber die Kliniken gewährleisten keine kontinuierliche Arbeitsgelegenheit oder Unterstützung. Was England braucht, ist eine moderne Medizinschule — erst eine und mit der Zeit mehrere. Die Universitäten und das *Medical Research Council* befassen sich mit der Ausbildung von Männern; da das *Medical Research Council* eine Regierungsorganisation ist, kann es sich nicht so weit konzentrieren, daß es irgendwo eine medizinische Universitätsfakultät gründen könnte. Wohl aber könnte das in Oxford, Cambridge,

Manchester oder Birmingham getan werden; und dadurch würde wahrscheinlich mit der Zeit ganz England beeinflußt werden, ähnlich, wie die Medizinschule der Johns Hopkins Universität die medizinische Erziehung in den Vereinigten Staaten beeinflußt hat. Die Notwendigkeit wird anerkannt; aber bisher fehlt es noch an Geld und Gelegenheit.

VII.

Die Entwicklung der Provinzuniversitäten hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Entwicklung in Amerika. Sie interessieren sich für Forschung und sind in Gefahr, sich örtlichen und praktischen Erwägungen zu unterwerfen. Aber aus den schon genannten Gründen ist diese Gefahr in England sehr viel geringer als in Amerika. Man kann auch nicht behaupten, daß in den englischen Provinzen oder in Amerika der Humanismus zu seinem Recht kommt. Ob auf Jahre hinaus für die Entwicklung der Universitäten genügend Mittel vorhanden sein werden, ist sehr fraglich: das hängt von der Zukunft der Nation ab und von den Mitteln, die die Nation dafür zur Verfügung stellen wird. Es werden jedoch noch Jahre vergehen, bis die höheren Schulen in England zu so soliden und vielseitigen Anstalten geworden sind, wie das französische *Lycée* oder das deutsche Gymnasium. Auch ist die Zeit noch nicht reif für besondere höhere Schulen für Fortgeschrittene, wie das amerikanische *college*. Die englische Universität wird sich daher wie die amerikanische Universität noch lange auf höhere Schularbeit und Außendienst beschränken müssen. Unterdessen werden aber die Forschungskomitees, Forschungsideale, praktische Notwendigkeiten und andere Einflüsse dahin wirken, daß bessere Vorkehrungen für höhere Erziehung und Forschung getroffen werden. Die Zeit ist vorbei, in der der ausgezeichnete englische Amateur in Industrie und Politik Erfolge hatte; England braucht heute *graduate schools*, die den Amateur zum Fachmann machen. Die *British Commonwealth of Nations* braucht mehr als irgendein straff organisierter Staat gut ausgebildete Männer, und zwar keine Untergebenen, sondern Männer mit einer umfassenden, uneigennütigen, kulturellen und wissenschaftlichen Bildung, die die praktischen und theoretischen Probleme des modernen Lebens systematisch in Angriff nehmen können. Ich sehe keinen Grund zu der Befürchtung, daß dabei die besten Eigenschaften des englischen Amateurs verkümmern oder verloren gehen könnten; denn die Gelehrten von Oxford und Cambridge besitzen sie in gleichem Maße wie der Vorstand einer *public school* oder der Generalgouverneur eines Dominions. Es gibt keinen gesunderen oder vernünftigeren Menschentyp als jenen Engländer, der Gelehrter, Wissenschaftler und Weltmann zu gleich ist. Um sie in großer Zahl hervorzubringen, besitzt England aber nicht die notwendige Organisation. Muß eine Organisation der Entwicklung solcher Typen im Wege stehen? Nur wenn sie so kompli-

ziert ist, wie in Amerika. Doch die amerikanische Organisation ist auch völlig überflüssig und würde in England nur Empörung hervorrufen. Vielleicht würden die amerikanischen Universitäten bald gründlich reformiert werden, wenn England zeigen würde, daß sich die *graduate school*, das Herz der Universität, auf Freiheit gründen und eine Atmosphäre schaffen könnte, die der Entwicklung von Ideen günstig ist.

VIII.

Auf dem Felde der höheren Erziehung haben noch immer die alten Universitäten das Übergewicht, und sie werden es, soweit man voraussehen kann, noch lange und vielleicht sogar für immer behalten. Ihre besondere Stellung legt ihnen große Verpflichtungen auf, denen sie meiner Meinung nach nicht voll nachkommen, aus Gründen, die ich gleich besprechen werde. Ihr Einfluß reicht im Gegensatz zu den Provinzuniversitäten über die ganze Nation; und ihr Ansehen und ihre Mittel erlauben es ihnen, in demokratischer Art Studenten zusammenzubringen, die sich hauptsächlich aus solchen, die Reichtum und Möglichkeiten ererbt haben, und aus solchen zusammensetzen, die nichts weiter als Verstand mitbekommen haben. Trotz der vielen Fehler, die diesen beiden Universitäten anhaften, sammeln sie doch begabte Studenten, fähige Gelehrte und glänzende Wissenschaftler an diesen beiden Sitze der Gelehrsamkeit, und geben dadurch England und dem ganzen Imperium das, was Amerika fehlt, nämlich zwei wirkliche Zentren, die groß, mannigfaltig, kraftvoll und unabhängig genug sind, um einen intellektuellen Standard zu gewährleisten. Ich habe gezeigt, wie Harvard, Columbia und Johns Hopkins in den Strudel gezogen wurden und dadurch die Autorität verloren haben, die es in einer kultivierten Nation irgendwo geben muß; in England besitzen die alten Universitäten diese Autorität¹; und das ist einer der Gründe, warum England, so demokratisch es werden mag, niemals akademische Orgien feiern wird, denen im Augenblick die amerikanischen Universitäten und das Leben in Amerika zutreiben, weil es ihnen an einem festen Halt fehlt. Man kann sicher auch manches dagegen sagen: „Autorität“ ist gerne konservativ eingestellt; Oxford war und ist konservativ, und zwar noch mehr als Cambridge. Aber man kann die Nachteile, die die „Autorität“ mit sich bringt, nicht dadurch wieder ausgleichen, daß man alle Unterschiede in den Wind schlägt. Man muß meiner Meinung nach schon einen anderen und besseren Weg vorschlagen.

Wie kommt es, daß Oxford und Cambridge so bedeutende Anstalten sind? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Sie sind, wie wir sehen werden, weit fortgeschrittene höhere Schulen; sie sind noch

¹ Wenn ich auch die schottischen Universitäten beschreiben würde, würde ich dasselbe über sie sagen; auch sie haben sich ein hohes Ideal von echter Gelehrsamkeit erhalten.

voller Vorurteile und Gebräuche, die offenbar darauf hinauszielen, sie nicht zu höheren Lehranstalten werden zu lassen; Oxford wurde bis in die neuste Zeit vom Anglikanismus beherrscht und pflegt auch heute noch anglikanische Formen; fortschrittliche Bestrebungen mögen bei ihnen auf Traditionen stoßen, die ebenso undurchdringlich sind, wie ein Londoner Nebel; zwar haben viele Universitäten dem Mittelstand und den armen Studenten, die Stipendien erhalten haben, ihre Pforten weit geöffnet, aber sie werden hauptsächlich von den Söhnen der Reichen und Aristokraten besucht, die vorhaben, in einen akademischen Beruf oder ins öffentliche Leben einzutreten¹ — ein merkwürdiges Material, könnte man meinen, um daraus selbstlose Gelehrte und Forscher zu formen, die zahlreich genug sind, um Ideale hochzuhalten; in letzter Zeit haben sich Oxfords bedeutendste Führer, wie Männer und Gelehrte vom Schlage eines JOWETT, weniger mit der Ausbildung von Philosophen, Gelehrten und Forschern abgegeben, als damit, Männer zu erziehen, die sich hauptsächlich für das Parlament, die Verwaltung oder die Dominions interessierten. In Cambridge spielten ungefähr zur gleichen Zeit ganz anders eingestellte Männer die Hauptrolle, nämlich WHEWELL, HENRY SIDGWICK, ALFRED MARSHALL, der verstorbene *master* von Caius (SIR HUGH ANDERSON) und die große Gruppe von Forschern, die mit dem *Trinity College* in Verbindung stehen. Beide Universitäten haben eine eigenartige und bunte Geschichte: sie haben jahrhundertlang diese oder jene Ansicht verfochten oder sind auch zeitweise beinahe eingeschlafen; es gibt noch heute kleine rebellische Gruppen, die ihnen Untätigkeit vorwerfen; trotz alledem sind sie Lehranstalten geblieben, im feinsten und höchsten Sinn des Wortes, und ein nationales Bollwerk gegen alles Seichte und Erbärmliche und gegen jeden Kitsch im akademischen Leben. Ich habe ihr Geheimnis nicht durchschaut; aber ich will versuchen, so tief wie möglich darin einzudringen.

Cambridge und Oxford sind verschieden; sie unterscheiden sich in ihren wesentlichen und charakteristischen kulturellen Interessen und auch in Feinheiten, die kein Fremder ganz ermessen kann. Ein bedeutender Mann aus Cambridge, den ich danach fragte, rang mit dem Problem, während er mit dem Omnibus nach Hause fuhr, und schrieb mir am nächsten Morgen vor dem Frühstück: „Es gibt vielleicht zwei Arten von Wissen, das exakte Wissen und das Wissen um Werte. Cambridge dient hauptsächlich dem ersteren, Oxford dem letzteren. Man kann natürlich auch in einem Laboratorium manchmal echte Werte finden, doch

¹ „Wir haben Oxford und Cambridge als Plätze betrachtet, deren Aufgabe es ist, die Erziehung junger Leute abzuschließen, die aus kultivierten Familien kommen, die gewöhnlich in der *public school* ausgebildet und für das politische Leben oder die akademischen Berufe bestimmt sind.“ H. A. L. FISHER, *The Place of the University in National Life* (Oxford University Press, 1919), S. 4.

erst nach einem Gefecht, wenn es auch in nichts anderem als in einer Debatte über ein Dogma besteht.“ Aber je mehr sich die Naturwissenschaft und der naturwissenschaftliche Geist in Oxford entwickeln, um so geringer werden die Unterschiede zwischen diesen beiden Anstalten werden. Ferner haben auch die *colleges* an ein und derselben Universität ihre Eigenheiten, die ihnen sehr viel sagen, dem Fremden aber so gut wie un wahrnehmbar bleiben. Trotzdem merkt auch der Außenstehende zwischen dem *Balliol* und dem *Magdalen College* in Oxford und zwischen dem *Trinity* oder *Caius* und dem *Corpus College* in Cambridge wirkliche Unterschiede. Dadurch erhalten sich verschiedenartige Zentren, die miteinander wetteifern und sich gegenseitig anregen. Vielleicht ist es gerade der stille Wettstreit dieser nur wenig verschiedenen Elemente, der zu der hohen intellektuellen Tätigkeit angeregt hat, durch die eine Sammlung von *colleges*, die sich hauptsächlich mit der Ausbildung junger Leute befassen, zu einer Lehranstalt vereinigt wurden. „Ich verbrachte mein ganzes Leben in Cambridge, ohne das zu tun, wofür ich bezahlt wurde“ — und das ist es gerade, was die Universität ausmacht. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß dieselben Bedingungen, die Faulheit, Nachlässigkeit oder oberflächliche Pflichterfüllung zulassen, daß diese selben Bedingungen gegeben sein müssen, wenn der menschliche Intellekt sich voll entfalten soll. Oxford und Cambridge sind glücklicherweise in der Lage, alle möglichen Bedingungen zu bieten — Bedingungen die dem Faulen Faulheit gestatten — so ungefähr wenigstens —, dem Gewissenhaften Gewissenhaftigkeit und dem Schöpferischen Schaffensmöglichkeiten; und man mißt den Faulen einen gewissen Wert bei, weil sie vielleicht später in den Staatsdienst eintreten, wenn auch die Meinungen in diesem Punkte weit auseinander gehen. Jedenfalls versuchen es die englischen *colleges* nicht, alle „in dasselbe Prokustesbett zu zwingen“; sie versuchen auch nicht alles und jegliches. Wir Amerikaner tun das; es gelingt uns nicht, und die Besten unter uns leiden darunter; wir werden sehen, daß Deutschland und seine Universitäten weiser sind; und ebenso Oxford und Cambridge, trotz all ihrer Bestimmungen, Formalitäten und Konventionen.

IX.

Die Universitäten gingen geschichtlich den *colleges* voraus. Sie waren Plätze, an denen arme Gelehrte unterrichteten und forschten. Die *colleges* waren Dormitorien; die Professuren waren für die „Forschung“ da und nicht für den Unterricht. Als dann die *colleges* zu Lehrzentren wurden, sank die Bedeutung der Universitäten herab; schließlich waren sie nur noch Sammelnamen für *colleges*. Selbst die Universitätsprofessoren und *lecturers*¹ sanken zu einfachen *college*-Lehrern herab, die an den ver-

¹ Siehe Fußnote 1, S. 166.

schiedenen *colleges* in diesem oder jenem Fach zu unterrichten hatten, wie es auch heute noch vielfach der Fall ist. Um in eine Universität zu kommen, muß der Student zuerst in ein *college* eintreten; und die *colleges* ziehen meist Leute vor, die noch nicht das Bakkalaureat haben. Den Bakkalaurei von Übersee wird gewöhnlich geraten, den Oxforder *A. B.* zu machen — für die meisten zweifellos ein ratsamer Schritt, aber eine Politik, die nicht gerade zur Verbesserung der *graduate schools* beiträgt. Der Unterricht an den *graduate schools* wird von Männern erteilt, die hauptsächlich *college tutors*¹ sind; er hat deshalb für die erstklassigen Dozenten nur sekundäres Interesse; sein Ruf hängt von der Ausbildung von „Ersten“ ab, aber nicht von produktiver Gelehrsamkeit. Das Hauptinteresse von Oxford und Cambridge lag also jahrhundertlang bei den *colleges*; und so ist es auch heute noch, wenn Zahlen überhaupt etwas bedeuten; wenn ich auch die Bedeutung von Zahlen keineswegs überschätze, so kann ich doch nichts anderes aus ihnen herauslesen. Nach dem Bericht des *University Grants Committee* hatten die beiden Universitäten 1928/29 8900 Vollstudenten und 1312 Vollstudentinnen — zusammen 10 212. 482 Studenten und 81 Studentinnen, zusammen 563, leisteten fortgeschrittene Arbeit. Cambridge, das Ostern 1929 ungefähr 5000 Immatrikulierte zählte, hatte 308 fortgeschrittene Studenten und erteilte im Jahre 1928/29 58 höhere Grade (49 *Ph. D.*, 7 *M. Sc.* und 2 *M. Lit.*). In Oxford waren um Trinitatis 1930 beim *Committee for Advanced Studies* 79 Kandidaten für den Grad eines Bakkalaureus der Literatur, 49 für den Bakkalaureus der Naturwissenschaft und 84 für den Doktor der Philosophie eingetragen, d. h. zusammen 212 Studenten — sicherlich eine unverhältnismäßig kleine Zahl, wenn man bedenkt, daß sie sich auf alle Fakultäten verteilen.

Die Verwaltung und Organisation der *colleges* und Universitäten Oxford und Cambridge ist äußerst kompliziert; es wäre nicht viel damit gewonnen, wenn es möglich wäre, sie zu beschreiben; denn wie die Statuten und Verordnungen tatsächlich gehandhabt werden, kann man aus der Sprache, in der sie gehalten sind, nicht ersehen. Um ihre Organisation so klar wie möglich zu beschreiben, will ich zunächst nur auf Oxford eingehen, und einzeln beschreiben, was eigentlich untrennbar zusammengehört: 1. Oxford ist eine Sammlung von ungefähr 30 *colleges*², die zufällig alle in derselben kleinen Stadt liegen; die *colleges* haben, wie ich schon sagte, Autonomie und Selbstverwaltung; soweit wie möglich wird der Unterricht an den einzelnen *colleges* von den *fellows*³ der *colleges* erteilt, die manchmal, wie am *All Souls College*, qualifizierte Lehrer oder

¹ Siehe Fußnote 1, S. 46.

² Hierin sind 21 *colleges* und 9 weitere Anstalten (Frauencolleges, usw.) mit eingeschlossen.

³ Siehe Fußnote 1, S. 131.

auch Professoren sind oder es anderswo wären; da aber nicht jedes *college* genug *fellows* haben kann, um in jedem Fach zu unterrichten, helfen sich die *colleges* in bestimmten Fächern gegenseitig aus; in den neuen Sprachen und in der Naturwissenschaft überlassen sie Unterricht und Forschung meist der Universität oder den Universitätsinstituten, deren *demonstrators*¹ an den *colleges* als *fellows* angestellt sein können oder nicht. Auf diese Weise sind die getrennten, autonomen und unabhängigen Anstalten merkwürdig miteinander und mit der Universität verflochten; sie machen zusammen die Universität aus, und die Universität ist andererseits mehr als die Gemeinschaft der *colleges*.

2. Die Universität ist ferner eine Ergänzungsanstalt für die *colleges*, indem sie Professoren, Institute und Anstalten unterhält, die von den *colleges* benutzt werden, aber auch von Leuten, die keine Verbindung mit den *colleges* haben. Zu den Universitätsinstituten in Oxford gehören die Bodley Bibliothek, die Prüfungsschulen (*Examination Schools*), die Institute für Landwirtschaft und Forstwesen (*Institutes of Agriculture and Forestry*), das Taylor Institut für Moderne Sprachen (*Taylor Institution for Modern Languages*), die Wissenschaftlichen Laboratorien (*Scientific Laboratories*), das Museum und das *Ashmolean*, die alle zusammen den *colleges* offen stehen; zur Universität Cambridge gehören die Universitätsbibliothek, das Fitzwilliam Museum, das Museum für Klassische Archäologie (*Museum of Classical Archaeology*), das *Cavendish Laboratory*, das Molteno Institut für Parasitologische Forschung (*Molteno Institute for Research in Parasitology*) und die Laboratorien für die anderen reinen und angewandten Wissenschaften. Es gibt zehn Universitätsfakultäten mit Professoren, *readers* und *lecturers*, die fast alle aus Höflichkeit oder von Rechts wegen mit den *colleges* assoziiert sind, die von der Universität, einem *college* oder von beiden bezahlt werden und Vorlesungen und Kurse abhalten, zu denen die *college*-Studenten jederzeit Zutritt haben; es gibt auch ein allgemeines Fakultätskomitee (*Board of the Faculties*) und ein *Committee for Advanced Studies*, von dem ich später noch mehr berichten will.

3. Schließlich hat auch die Universität selbst Autonomie und Selbstverwaltung, erteilt alle Grade und bestimmt die Dinge, die mit der allgemeinen Erziehungspolitik zusammen hängen, wie die Immatrikulationsbedingungen, die Stellung der Studentinnen usw. Aber sie ist auch hierbei mit den *colleges* verflochten: denn die Universität wird in allem, was sie tut, von einer Körperschaft geleitet, die sich hauptsächlich aus den *colleges* herleitet. In Oxford setzt sich das *Hebdomadal Council*, das von der *Congregation* gewählt wird, augenblicklich aus dem Kanzler (praktisch ein Ehrenamt), dem Vizekanzler, der einem *college*

¹ Siehe Fußnote 1, S. 166.

vorsteht und der Universität für drei Jahre angehört, zwei *fellows*, die jährlich als Universitätsrichter gewählt werden, sieben *college*-Leitern und aus elf *fellows* (oder Studenten) zusammen, von denen mehrere entweder Universitätsdozenten oder Professoren sind, die wohl zum Teil mehr Interesse für die *colleges* als für die Universität haben. Außerdem gibt es noch zahlreiche Komitees, wie in allen englischen Universitäten und wie auch an den amerikanischen und deutschen Universitäten. Was die Leitung betrifft, ist die Universität also in Wirklichkeit ein Instrument der *colleges* — ein Punkt, der von größter Bedeutung ist, wenn es sich um Reformen oder Ausgaben handelt. Denn während die finanziell verschieden gestellten *colleges* im Ganzen wohlhabend sind und ihre Finanzen selbst verwalten, ist die Universität arm; sie bekommt ihr Geld von den *colleges* und neuerdings auch vom nationalen Schatzamt, ohne welches die Gehälter, welche die Universität ihren Professoren zahlt, oft nur nomineller Natur wären. Das ist eine ernste Frage vom Gesichtspunkt der *graduate schools* gesehen: die *colleges* sind in der Hauptsache höhere Schulen; *graduate schools* wären eine Angelegenheit der Universität; aber der Universität fehlen die nötigen Mittel und eine Leitung, die sich dafür interessiert und fähig ist, eine weitsichtige und kontinuierliche Politik zu inaugurierten und zu verfolgen.

Ich will die drei Punkte, die ich eben mehr oder weniger getrennt beschrieben habe, noch einmal kurz zusammenfassen: die dreißig *colleges* mit Selbstverwaltung werden von ihren jeweiligen Lehrkörpern regiert, d. h. von den *fellows*, die die frei werdenden Stellen neu besetzen. Der Verwaltungsvorstand der je nachdem Vorsteher, Meister, Prinzipal oder Präsident genannt wird, hat je nach seiner Begabung und Würde mehr oder weniger Einfluß; die *fellows* sind theoretisch und praktisch die eigentlichen Führer. Die *colleges* sind relativ autonom — sie bekommen Stiftungen, stellen Regeln auf, wählen Beamte, nehmen Studenten auf usw., als ob es überhaupt keine Universität gäbe, wenn man auch in ein *college* eintreten kann, dadurch, daß man nur die Immatrikulationsbedingungen der Universität erfüllt. Andererseits haben die *colleges* teils freiwillig und teils infolge gesetzlicher Verordnung auch etwas von ihrer Macht und Autorität an die Universität abgegeben, die eine Körperschaft ist, welche sich aus Angestellten und Studenten der *colleges* zusammensetzt. Die *colleges* ernennen ihre *tutors* selbst; aber die Universität ernennt die Professoren, *demonstrators* und *readers*, deren Vorlesungen allgemein zugänglich sind. Solange die Lehrfächer sich hauptsächlich auf Sprachen, Geschichte und Philosophie beschränkten, konnten die *colleges* in sich abgeschlossen bleiben. Aber mit dem Fortschritt des Wissens im allgemeinen und mit der Entwicklung der Naturwissenschaften im besonderen wurden die verschiedenen *colleges* immer uneinheitlicher und unzulänglicher; und die *colleges* fingen deshalb

an, sich in den Unterricht zu teilen; sie gründeten in bestimmten Fächern, besonders in Naturwissenschaft und Medizin, Universitätsinstitute, die alle Studenten unterrichten sollten. Aber von bestimmten Posten abgesehen, die aus Stiftungen unterhalten wurden, fehlten der Universität die Mittel, diese Entwicklung zu finanzieren; sie haben sie teils aus *college*-Steuern erhalten und teils, als die Not sehr groß wurde, vom nationalen Schatzamt. Niemand hat daran gedacht, für die Entwicklung der Universitäten *college*-Gelder aufzuwenden. Wenn sich die Engländer nicht daran gewöhnen, ihren Lehranstalten freiwillig und reichlich Mittel zur Verfügung zu stellen, dann wird der Zuschuß und damit der Einfluß der Zentralregierung mehr und mehr zunehmen.

Die Leitung der Universität Oxford liegt in den Händen einer Hierarchie — nämlich der *Convocation*, die aus allen *masters* und Doktoren der Universität besteht, die in Oxford wohnen oder nicht, und jetzt fast 10 000 zählen, der *Congregation*, die aus den am Ort lebenden *masters* und Doktoren besteht und sich hauptsächlich mit dem Unterricht oder der Verwaltung befaßt und des *Hebdomadal Committees*, dessen Zusammensetzung ich schon beschrieben habe. Die *Convocation* ist zu einer unwesentlichen Körperschaft herabgesunken; die Gesetzgebung liegt in den Händen des *Hebdomadal Committees* und muß durch die *Congregation* ratifiziert werden¹. Die Leitung ist zu schwach, um die Universität entwickeln zu können. Die *colleges* haben ständige Vorsteher, die ihre Hände voll zu tun haben; die Leiter der Universität hingegen haben nur eine begrenzte Amtsdauer und sind gleichzeitig *college*-Vorstände; sie werden sich deshalb in erster Linie um ihre eigenen *colleges* und die *colleges* überhaupt kümmern. Im *Hebdomadal Council* stehen die Universitätsprofessoren schließlich Persönlichkeiten gegenüber, die sich in der Regel von Natur aus für die *colleges* interessieren, und gegenüber der *Congregation*, deren Zusammenstellung und Einstellung vorwiegend *college*-Charakter trägt. Außerdem ist jahrelang Inzucht getrieben worden. Die *fellows* wählen die Nachfolger für ihre freien Stellen selber; die Oxforder *colleges* wählen häufig Leute aus anderen Oxforder *colleges*, aber selten Leute aus Cambridge und fast niemals, wenn es überhaupt vorkommt, aus der Provinz. Die *colleges* sind so zahlreich und verschieden, daß keine Stockung vorkommt; aber sie wissen viel zu wenig von der Erziehung in der übrigen Welt. Unter solchen Bedingungen kann das allgemeine höhere Interessengebiet, das ich als „Universität“ bezeichnet habe,

¹ In Cambridge heißen die entsprechenden Körperschaften *The Senate* (der aus allen *masters*, Doktoren und *Bachelors of Divinity* besteht), der *Council of the Senate* (der von den ortsansässigen Mitgliedern des Senats gewählt wird) und der Vizekanzler, der gewöhnlich zwei Jahre im Amt bleibt. Die beiden Universitäten sind nicht gut übereinander unterrichtet; man hat gelegentlich das merkwürdige Gefühl, daß die verschiedenen *colleges* überhaupt nichts voneinander wissen.

nicht genug Vertreter, keine erfolgreichen Leiter und keine kontinuierliche Richtung erhalten. Während der letzten 75 Jahre haben sich drei königliche Kommissionen mit den Problemen von Oxford und Cambridge abgemüht; sie haben viel dazu beigetragen, daß die Universitäten dem Hauptstrom des modernen Lebens eingefügt wurden; aber sie haben meiner Meinung nach die fundamentalen Probleme der Universität kaum berührt — und zwar deshalb nicht, weil sie fast ausschließlich aus Oxford- und Cambridge-Leuten bestanden, deren natürliche Loyalität sich mit einer kritischen und objektiven Untersuchung nicht vereinigen ließ; trotz ihrer besten Absichten werden sie die Neigung haben, ihre jeweiligen Universitäten zu vertreten, wie sie auch Vertreter ihrer *colleges* sind.

Auf dem Papier scheint es so, als ob die Universitätspolitik von den Fakultäten abhängt, von denen jede durch eine Kommission vertreten ist. Aber die Studienkommissionen (*Boards of Studies*) haben wesentlich größere Sympathien für die *colleges* als für die Universität. Wenn auch scheinbar die Macht der Universität durch eine Reihe Verordnungen nominell vergrößert ist, so hat doch in Wirklichkeit ihre Stärke nur unwesentlich zugenommen. Noch immer spielen die *colleges* die erste Rolle, die sich mit dem Unterricht junger Leute befassen¹. Fakultäten im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es nicht; sie würden unter den gegenwärtigen Bedingungen auch durch Rücksichten auf die *colleges* beeinflußt sein, und hätten *Council* und *Congregation* gegen sich; und die *Congregation* ist zu sehr von den älteren Fächern abhängig. Außerdem erschwert die Wahl der Professoren durch eigens dazu bestellte Wahlkommissionen die Möglichkeit, einzelne Wünsche durchzusetzen, wie z. B. den Wunsch der Universität, die Arbeitsgelegenheiten und die Organisation der Fortgeschrittenen-Schulen zu verbessern.

Ich habe nach einem Ausdruck gesucht, der das bezeichnen soll, was die alten Universitäten mit ihrem *college*-Unterricht leisten. Im Englischen habe ich kein Wort dafür gefunden. Ich möchte aber glauben, daß das deutsche Wort „Bildung“ ungefähr meinen Zweck erfüllt. Was ist „Bildung“? „Bildung“ ist Wissen, Kultur, die Fähigkeit zum Ausdruck, Charakter, Manieren, kurz der Ausgleich reifer Qualitäten, die einen Menschen befähigen, den Pflichten des Lebens mit Würde und Geschick zu begegnen. Die Oxforder *colleges* wollen alle die Leistungsfähigkeit steigern, was die große Zahl ihrer „Ehren“studenten beweist. Trotzdem ist das *college*-Leben so organisiert, daß man nicht behaupten kann, daß Geistesstärke ihre größte Leidenschaft ist. Die Examina werden viel höher bewertet, als richtig ist, und zwar als Prüfung des Wissens und der Leistungsfähigkeit und nicht als Mittel zur Entdeckung ungewöhnlicher Talente. Ihr Stolz gilt eher gewandten *gentlemen*

¹ Ausgenommen *All Souls College*, das keine eigentlichen *college*-Studenten hat.

als originellen Männern und Frauen. Bei der Auswahl der Studenten werden gerne die Vorschläge der unteren Lehrer mitberücksichtigt, die selbst aus Oxford oder Cambridge stammen und nach den besonderen Eigenschaften suchen, die an den Universitäten geschätzt werden. Ihre Manieren verdanken sie den *public schools*, den Landsitzen, dem gemeinsamen Leben in den *colleges* und den Klubs, die sich von Zeit zu Zeit bilden und wieder auflösen. Das Endprodukt ist bewundernswert — kultivierte *gentlemen*, die zu denken, zu schreiben und zu handeln wissen und sich den Situationen, vor die der Engländer mit seinen weiten Interessen früher oder später gestellt wird, bisher in einzigartiger Weise gewachsen gezeigt haben. So haben sie die Männer erzogen, die die Universitäten der Provinz geschaffen und England und die Dominions ehrenhaft, erfolgreich und wie *gentlemen* regiert haben. Und diese Männer zeichnen sich durch eine gewisse Vernunft aus, die zum Teil die Folge ihrer sozialen und politischen Erfahrungen sein mag, aber zum Teil auch sicher der Erziehung zuzuschreiben ist, die die Engländer in Schule und *college* bekommen. Wir reden in Amerika unaufhörlich von Erziehungstechnik; ich gebe zu, daß etwas daran ist. Aber Oxford und Cambridge bringen den *college*-Studenten mit seinem *tutor* in persönliche Beziehung, und das ist, trotz möglicher Einschränkungen, die erfolgreichste pädagogische Erziehung der Welt. Das Fehlen von Klassenunterricht, das allwöchentliche Zusammensein von *tutor* und Schülern, die inoffiziellen Beziehungen, die sich manchmal bis in die großen Ferien ausdehnen, überlassen die Studenten sich selbst und bringen sie direkt unter den Einfluß ihrer Lehrer. Fraglos bringt diese einfache Anordnung auch Gefahren für die Studenten und *tutors* mit sich: ein Student kann an einen schlechten *tutor* kommen. Dann können ihm aber die Vorlesungen an der Universität aushelfen oder er kann sich beschweren. Der *tutor*, dem die Anregung fehlt, die eine Klasse mit sich bringt, kann leicht in Einförmigkeit verfallen: hin und wieder hat ein vielversprechender Mann aus eben diesem Grunde die Universität verlassen, wie ich schon sagte.

So sind die Nachteile und Vorzüge der alten *colleges* merkwürdig miteinander verflochten. Als getrennte Körperschaften führen sie alle ihr eignes gesellschaftliches und intellektuelles Leben; sie sind zwar nicht ganz voneinander abgeschlossen, aber sie sind doch keineswegs miteinander vermischt. Der junge Student kommt gewöhnlich von einer *public school*, wo er von Männern von Oxford und Cambridge unterrichtet wurde; er tritt in ein Oxforder *college* ein und wird hier hauptsächlich von seinem *tutor* beeinflusst, der wieder aus Oxford oder Cambridge stammt, und dem er jede Woche einen Aufsatz vorlegen muß, der mehr oder weniger streng kritisiert wird. Niemand weiß, ob die *tutors* dieselbe oder verschiedene Methoden benutzen, und sich an dieselben oder an verschiedene Standards halten. Man kann Unterrichtserfahrungen nicht

vergleichen oder weitergeben. Wenn ein *tutor* gut ist, ist er eben gut, und wenn er schlecht ist, ist er schlecht; nur die Schlußexamina erlauben ein Urteil darüber. Es wird darin hauptsächlich geprüft, wieviel der Student gelernt hat, ähnlich wie die Intelligenz eines Anwalts in einem Prozeß geprüft wird. Niemand kann behaupten, daß es eine schöpferische intellektuelle Leistung bedeutet, wenn ein Anwalt die Tatsachen seines Falles beherrscht, oder sich im Kreuzverhör, im Plaidoyer oder in der Darstellung vor den Geschworenen als geschickt erweist. Der beste Beweis dafür ist, daß erfolgreiche Anwälte gewöhnlich nur wenig zu dem Gedankenschatz der Welt beitragen. Zweifellos vermögen manche *tutors* ihre Studenten zu begeistern; in solchen Fällen kann keine Organisation andere *tutors* an ihrer Erfahrung teilnehmen lassen. Der Unterricht durch den *tutor* kann, wie ich schon sagte, durch den Besuch von Universitätsvorlesungen ergänzt werden, wenn auch die Studenten gewöhnlich kein großes Interesse an Vorlesungen haben¹. Sie werden in Vorlesungen geschickt, von denen man annimmt, daß sie ihnen für ihre Prüfungen nützen könnten; denn den Examensprädikaten wird eine übertriebene Wichtigkeit beigelegt, und zwar nicht nur an der Universität, sondern auch während des ganzen weiteren Lebens; sie werden nie vergessen. Wird durch alle diese Umstände nicht vielleicht ein zu konventioneller Typ produziert, um mit der Welt fertig zu werden, nicht mit der, die im Absterben ist, sondern mit der neuen, die offenbar im Entstehen begriffen ist?

So viel über den Studenten, der drei oder vier Jahre in Oxford oder Cambridge zubringt und dann später als reizender und intelligenter junger Mensch, aber in der Hauptsache als Amateur, ins Parlament, in den Staatsdienst, ins Geschäftsleben oder in einen akademischen Beruf eintritt. Bisher haben Oxford und Cambridge gerade erst die Grenzen zur modernen Universität in meinem Sinn überschritten. Aber sie *haben* sie überschritten. Das, was in Oxford und Cambridge die „Ehren“-studenten in den *colleges* leisten, steht sicher zum Teil auf derselben Stufe, wie das, was in Amerika in der *graduate school* und in Deutschland an der Universität geleistet wird. Die Art des Unterrichts, der Umfang, in dem die „Ehren“-studenten auf sich selbst gestellt werden, die enge Verbindung mit ihren Lehrern und der Verzicht auf „Päppeln“, wie es in Amerika so oft gemacht wird — diese Art des Unterrichts entspricht einem echten Universitätsgeist viel mehr, als das meiste von dem, was an der amerikanischen *graduate school* geleistet wird. Die „Ehren“-

¹ Präsident GILMAN (das ist allerdings vor 25 Jahren geschrieben) zitiert Professor FREEMAN wie folgend: „Es ist alles so enttäuschend und entmutigend; ich habe es mit jeglicher Art Vorlesung versucht und meine beste Kraft daran gegeben, aber es kommt einfach niemand!“ *The Launching of a University* (New York, 1906), S. 84.

schulen sind bereits in der Mehrzahl; denn augenblicklich hat Oxford nur noch wenig gewöhnliche Studenten und Studentinnen gegenüber mehreren Tausenden, die auf „Ehren“ studieren, wenn auch manche von den letzteren besser auf den gewöhnlichen Grad hinarbeiten würden. Es ist jedenfalls nicht übertrieben, wenn man sagt, daß ein erheblicher Teil der Arbeit, die die *college*-Studenten in Oxford leisten, in Amerika und Deutschland zur Universität gerechnet würden.

Wir wollen uns nun den *tutors* zuwenden, die hinter den Universitätsprofessoren und hinter den fortgeschrittenen Studenten stehen; was haben sie von der Universität?

Ist es gut, daß der *college*-Student sofort nach seinem Examen zum *tutor* ernannt wird? Er kommt sofort in eine Stellung, in der es ihm, falls er unverheiratet ist, finanziell gut geht und er auch gesellschaftlich eine Rolle spielt. Er wird damit ein Mitglied der reizendsten Gesellschaft der Welt und den älteren gleichgestellt. Er hat Platz, Ruhe, Einsamkeit, gutes Essen und Trinken und lange Ferien. In Amerika würden wir sagen: „er hat's geschafft.“ Er kann natürlich weiter arbeiten. Wenn er die Begabung und den Wunsch danach hat, will und tut er es auch, besonders wenn er Professor werden will. Aber er hat keine richtige Konkurrenz. Er ist bereits als „erstklassig“ oder als „alter Kämpfe“ „gestempelt“. Es wird beinahe vorausgesetzt, daß er auch weiterhin so bleiben wird, wie er war, als er *fellow* wurde — eine gefährliche Annahme. Die meisten Menschen brauchen einen ständigen Ansporn; spornst ihn die beschriebene Einrichtung an? Ist nicht das Gegenteil wahrscheinlicher? Denn der *tutor* übernimmt schwere Unterrichtsverpflichtungen, denen er meistens sehr gewissenhaft nachkommt — solange, bis er „aufgebraucht“ ist, wie ein *tutor* meinte. Gleich zu Anfang bekommt er eine große gesellschaftliche und materielle Belohnung; und er ist von der gleichen Zeit an mit Routinearbeit überlastet. Ich rede natürlich nicht von einzelnen, sondern nur von der allgemeinen Richtung und Lage. Werden dadurch die Universitätsideale gefördert?

Das *tutor*-System hat auch noch weitere Nachteile. Man muß annehmen, daß der durch den Unterricht schwer belastete *tutor* eher zu einem Kritiker am Studenten werden muß, als zu einem Mann, der mit Gelehrten und Wissenschaftlern zu konkurrieren versucht. Er wird eher hinabsehen als hinauf. Wenn er heiratet, werden seine Chancen für schöpferische Arbeit noch geringer; trotzdem „entstand das *fellow*-System aus dem Wunsch, das Studium und nicht den Unterricht zu fördern“¹. Wenn er nicht Professor werden kann, muß er feststellen, daß er mit einem Maximalgehalt angefangen hat. Wenn er Kinder zu erziehen hat, muß er noch mehr Routinearbeit übernehmen; denn er kann sein Gehalt ge-

¹ *Endowment of Research, loc. cit.*, S. 51.

wöhnlich nur dadurch vergrößern, daß er weitere Lasten übernimmt — wie Schreiben, Prüfen usw., wenn es auch, besonders an den wohlhabenderen *colleges*, Auswege gibt, um da auszuhelfen; außerdem würde ihm eine einfache, anspruchslose demokratische Lebensweise unendlich gut tun. Schwierigkeiten sind jungen Leuten nur dienlich; sie machen sie stark und leistungsfähig. Oxford und Cambridge räumen aber alle Schwierigkeiten aus dem Wege, und zwar gerade dort, wo sie den Intellekt anregen könnten. Wenn man 40 oder 50 Jahre alt ist, sind Schwierigkeiten niederdrückend. Das ist aber scheinbar die Zeit, wenn die *tutors* von Oxford und Cambridge mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Die beiden Universitäten besitzen ferner Professoren, *readers*, *lecturers* und fortgeschrittene Studenten, wie ich schon sagte. Ihre Routinearbeit ist unbedeutend. Der Professor hält 36 Vorlesungen im Jahr; was er sonst tut ist seine eigne Sache. *Tutors*, die außer am *college* auch noch an der Universität angestellt sind, sind einiger *college*-Pflichten enthoben; sie können aber trotzdem noch recht viel zu tun haben. Wie schwer es ist, die Universitäten zu reformieren, geht aus dem Schicksal einiger Empfehlungen hervor, die die letzte königliche Kommission gemacht hat. Man hat, um die Entwicklung der Universität zu fördern, *lecturers*-Stellen eingerichtet; anstatt sie aber mit Forschern zu besetzen, gab sie die Universität an *tutors* ab, die es verdient hatten aufzurücken, wenn diese Stellen auch nicht dafür gedacht waren. In Cambridge wurden die neuen *lecturers*-Stellen hauptsächlich mit alten *lecturers* besetzt, um sie für Honorarausfälle zu entschädigen. Man kann also nicht behaupten, daß der Plan der Kommission Erfolg gehabt hat. Die Professoren und manchmal auch die *readers* werden aus allen Teilen des Imperiums berufen und gelegentlich auch von außerhalb. Der Unterricht wächst an Bedeutung, teils aus sich selbst heraus, und teils auch auf Kosten der *colleges*; die Bibliotheken sind in vielen Fächern geradezu glänzend. Die Laboratorien sind in den letzten Jahren wesentlich verbessert worden. In einigen Fächern, wie in Physik, Biochemie, Physiologie und Pathologie, haben sie sich sogar zu wirklichen Universitätsinstituten im kontinentalen Sinne ausgewachsen. Ungeeignete Studenten werden von ihnen ferngehalten; jeder Student wird sorgfältig geprüft, bevor er an dem Privileg der Fortgeschrittenen teilnehmen darf. Das scheint soweit sehr schön zu sein; aber wenn man sich die Bedürfnisse Englands und der Welt klar macht, muß man sich fragen, ob das richtig ist. Man möchte nicht wünschen, daß die Möglichkeiten für die Klassiker, die Paläographen und Philosophen verringert würden; man möchte sie lieber erweitern und auf Gebiete ausdehnen, die bisher noch nicht erfaßt waren. Die Gelegenheiten sind nicht richtig verteilt; die Soziologie und vielleicht auch die modernen Sprachen werden zu wenig berücksichtigt.

Für die Nationalökonomien und Staatswissenschaftler gibt es andererseits nicht genügend Unterkunftsmöglichkeiten.

Wir wollen uns jetzt den fortgeschrittenen Studenten zuwenden. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Engländer der Auffassung sind, daß der fortgeschrittene Student, der sein Examen mit „Ehren“ bestanden hat, ohne Gefahr mehr oder weniger sich selbst überlassen werden kann; ich habe auch auf die Unzulänglichkeit dieser Auffassung aufmerksam gemacht. „Päppeln“ und „Überorganisation“ wären jedoch schlimmer. Sie haben allerdings ihren Zentralausschuß, der über die Arbeitsrichtung entscheiden soll, ob sie wertvoll ist oder nicht; aber diese Organisation genügt nicht, um auf den Fortschritt einen stetigen Druck auszuüben und die intimen inneren Beziehungen herbeizuführen, die das komplizierte Gebäude des modernen Wissens, die humanistischen Gebiete und die Naturwissenschaften so dringend brauchen. Wenn meine Ansicht richtig ist, daß Englands Erziehung vor allem eine bessere Universität braucht, dann müssen auch richtige Universitätsfakultäten organisiert werden, die sich mit höherem Unterricht und ernsthafter Forschung befassen. Die *colleges* brauchen augenblicklich nicht weiter berücksichtigt zu werden, aber das ihnen übergeordnete Gebäude, das ungleichmäßig, zufällig und nebensächlich ist, muß auf- und ausgebaut werden. Das Leben VINOGRADOFFS, das der augenblickliche Rektor von *New College* beschrieben hat, zeigt die Notwendigkeit einer solchen Reform, und wie sie ausgeführt werden kann — es zeigt auch, wie unendlich viel fruchtbarer die heutigen Gelehrten Oxfords sein könnten — abgesehen von den Wissenschaften und Gelehrten, die noch mit der Zeit dazu kommen müssen:

„Weniger im Einklang mit der Oxforder Tradition war die Errichtung eines Seminars; aber VINOGRADOFF verhalf seinem Seminar zu einem großen Erfolg. Das war eine sehr schwierige Aufgabe an einer Universität, an der der Erfolg in sehr schwierigen Prüfungen ein viel größeres Ansehen verschafft, als die stille Arbeit des forschenden Spezialisten. Kein anderer Oxforder Professor der Rechte, und möglicherweise auch kein Professor der Geschichte, hat jemals so viele junge Männer und Frauen in der Geschichtsforschung auf fruchtbare Wege geführt. Seine Methode, seine Gründlichkeit, seine Auffassung von Recht und Geschichte und die seltene Kombination seiner Begabung für Einzelheiten mit einem umfassenden Wissen in vergleichender Rechtsgeschichte machten ihn zu einem höchst eindrucksvollen Lehrer. So gut wie er anfeuern konnte, konnte er auch streng sein. Als einmal ein etwas unregelmäßiger Teilnehmer seines Seminars bei ihm schriftlich um eine Bescheinigung bat, donnerte er beim nächsten Zusammensein der Klasse los: „Nichts, nichts, nichts werde ich Ihnen geben!“ Da er sich selbst nicht schonte, verlangte er von seinen Schülern gleich hohe Anstrengungen.

„Das Seminar,“ schreibt Miß LEVETT, „war eine recht anstrengende Erziehung.“ „Die jungen Oxforder lieben die höhere Bildung nicht,“ konnte er sagen, wenn er enttäuscht wurde. Trotzdem hatte er stets eine kleine Schar eifriger Studenten um sich, die gewillt waren, seiner Führung zu folgen, sei es in den celtischen Gutssitten, in den Jahrbuchmanuskripten, im salischen Recht oder in den Wirtschaftsstatistiken des Reichsgrundbuches (*Domesday Book*). Einige von ihnen hatten bei seinem Freunde CHARLES BÉMONT in Paris die Bedeutung der höheren Bildung, wie VINOGRADOFF sie auffaßte, kennengelernt; es gab viele, die die Einrichtung von Seminaren begrüßten; ferner fanden sich unter den *Rhodes*-Gelehrten Gleichgesinnte, welche die kleine Schar unterstützten; und seine Hörer kamen zum Teil von weit her aus Cambridge und London.

Wenn ein Student zu Anfang nicht viel wußte, so kümmerte ihn das nicht, solange er nur ein festes Ziel hatte und einige Fähigkeiten zeigte. Wenn aber jemand mehr vorspiegelte, als er wirklich wußte, konnte er sehr streng werden. Er konnte eine Arbeit mit der kurzen Bemerkung zurückgeben: „Das muß alles noch einmal gemacht werden,“ aber den Anfänger oder Schüchternen behandelte er niemals so. Er verachtete nicht ganz mit Unrecht gewisse Rezensionen, wie sie in unserem Lande üblich sind. Als einmal ein Rezensent eine ernste Gelehrtenarbeit in besonders unpassender Weise oberflächlich besprochen hatte, bemerkte er: „Sie werden mich sehr ungezogen finden, aber ich nenne Ihre Rezension ein Beispiel des Stumpfsinns, den Sie in England *kultivieren*.“ Schlechte Publikationen konnten seinen Zorn erregen. „Das ist ein Mißgriff, das ist ein Fehlschlag, das ist eine Sünde“ sagte er einmal, und, indem er in die Umgangssprache verfiel, die er niemals ganz beherrschte: „Er ist ein schlechter Gent.“ Trotzdem konnte er auch reichlich und freundlich Anerkennung zollen. „Wenn MATTLAND noch am Leben wäre, wäre er sehr zufrieden“ war an sich eine genügende Belohnung.¹

Einer von VINOGRADOFFS Schülern schrieb wie folgt: „Wir verbrachten ungefähr vier Wochen mit solchen vorbereitenden Arbeiten und machten dann unsererseits einer nach dem anderen unsere Beiträge. Diese bestanden im Verlesen eines Aufsatzes über das vereinbarte Thema — meines war z. B. „SELDENS Kritik an BRACON“, und jeder von uns hatte ein Thema, das sich sowohl auf BRACON wie auf den besonderen Teil der Geschichte bezog, auf den wir uns spezialisierten. Der Aufsatz wurde laut vor dem Seminar verlesen; dann nahm ihn VINOGRADOFF mit nach Hause, um ihn noch einmal in Muße durchzulesen, und gab beim nächsten Mal seine Auffassung und Kritik. Mit Lob war er immer sparsam, aber er kritisierte auch niemals in einer Form, die irgendeinen

¹ *Economic Journal*, Juni 1908.

Grund zum Anstoß gegeben hätte, und seine Vorschläge waren immer praktisch und nützlich. Wenn das Seminar beendet war, blieb er auch weiterhin mit den Teilnehmern in Verbindung, und man verließ ihn nie, ohne neue Anregungen bekommen zu haben.

Meine Erfahrungen in diesem Seminar bestärkten mich in meiner Ansicht, daß VINOGRADOFF ein großer Lehrer war. Er hatte die Fähigkeit seine Schüler richtig zu erkennen, ihre Begeisterung anzufachen und sie zu leiten und zu ermutigen. Aber er hätte nie ein populärer Lehrer werden können, denn seine Fähigkeit erstreckte sich weniger auf die Übermittlung von Wissen als darauf, Eifer und Geschick zur Forschung zu erwecken. Sein Seminar war besonders wertvoll als Ausbildung in der Methode; und das war für mich besonders wertvoll, weil ich zu jener Zeit eine große Menge Routineunterricht am *college* zu geben hatte, und schon glaubte, daß ich nur noch zum reinen Packesel geeignet sei. VINOGRADOFF gab mir meine alten Ideale wieder und erweiterte sie, und ich habe keinen seiner Schüler getroffen, der nicht diese Begeisterung mit mir geteilt hätte¹.

Man kann das Wesen der höheren Erziehung unmöglich richtiger und überzeugender darstellen: jeder hat Vorteile davon — der Gelehrte selbst, seine Studenten, der *college tutor* und die Gelehrsamkeit. Wenn es in jeder Fakultät entsprechende Organisationen gäbe, an Stelle von nur einem einzigen VINOGRADOFF, was würden dadurch nicht Oxford, Cambridge und die ganze Welt gewinnen? Und VINOGRADOFF ist kein allein-stehendes Beispiel. MAITLAND erwähnt er selbst; weiter könnte man die ganze Reihe der Cambridger Physiologen, der großen Klassizisten, Mathematiker und Philosophen nennen. Aber jeder ist eine Einzeler-scheinung; jeder muß sich seinen Weg selbst ebnen, wenn auch die Cambridger Physiologen FOSTER, LANGLEY, SHERRINGTON, HOPKINS, BARCROFT, HARDY, LUCAS und ADRIAN gezeigt haben, daß es getan werden kann. Aber das System unterstützt sie nicht. Und System ist heutzutage notwendig — nicht System im Sinn einer Maschine, sondern System im Sinn dehnbarer Möglichkeiten, welche die Universität für die verschiedenen Individuen bereit hält, die sich selbst überlassen am besten in der Lage sein werden, das Wissen zu fördern und Nachwuchs heranzuziehen; wieviele und unter was für Bedingungen, muß sich nach dem Fach und nach dem Lehrer richten.

Ich möchte meine Sache aber nicht zu weit führen. Die treibende Kraft an den amerikanischen Universitäten ist gewöhnlich der Präsident. Ohne einen energischen Präsidenten kann wohl ein einzelner Professor seine Arbeit verrichten, aber die Anstalt im ganzen wird nicht vorwärts kommen können. Wir werden später sehen, daß in Deutschland, von den

¹ Gesammelte Werke, Einleitung von H. A. L. FISHER (*Clarendon Press*), S. 32, 34, 35.

Unterrichtsministerien in Berlin oder in anderen Hauptstädten abgesehen, die Fakultäten, die sich aus den Ordinarien zusammensetzen, alles bestimmen, während die Extraordinarien, Assistenten und Privatdozenten wenig zu sagen haben¹. Den Gegensatz zu diesen beiden zentralisierten Systemen — das eine mit einer einzelnen Persönlichkeit, das andere mit einer verhältnismäßig kleinen Gruppe — bildet das System von Oxford und Cambridge, bei denen eine Sammlung von *colleges*, von denen jedes eine Einheit mit eigener Geschichte, Eigenarten, Gebräuchen und Traditionen ist, die Universität ausmachen, zu der sie ziemlich lockere und sehr unterschiedliche Beziehungen haben. Auf den ersten Blick scheint es kaum möglich, eine Organisation zu schaffen, die noch ungeeigneter wäre, dem Fortschritt zu dienen, und tatsächlich hat es Zeiten in der Geschichte der Universitäten gegeben, in denen alles still stand. Sie ist eine schlechte, schwerfällige, unbewegliche und verschwenderische Maschine, die allen denjenigen auf die Nerven geht, die auf dem rechten Wege sind und es wissen. Wenn wir aber den Fortschritt vergleichen, den eine Anstalt wie Harvard unter der Leitung eines einzigen großen Mannes in einem Zeitraum von einem halben Jahrhundert gemacht hat, mit dem Fortschritt von Cambridge in der gleichen Zeit — in einer Zeitspanne, in der Harvard gegen keine Traditionen anzukämpfen hatte, sondern nur eine Schranke zu durchbrechen brauchte, und in der Cambridge mit Traditionen, Beschränkungen und Vorurteilen belastet war, die durch Sitte oder Gesetz festgelegt waren — dann ist es trotzdem überraschend, welchen großen Fortschritt die alten Universitäten in den letzten 60 Jahren seit 1870 gemacht haben. Sie halten sich sicher zähe an die Begriffe von Anstand und die Sitten und Gebräuche der früheren Generationen. Und noch mehr als das: Oxford und Cambridge haben in Aufbau, Verfassung und Sitten, was die Beziehungen der einzelnen *colleges* zueinander und zur Universität betrifft, eine gewisse Ähnlichkeit mit den Vereinigten Staaten in jener unglücklichen Periode zwischen dem Ende des Revolutionskrieges im Jahre 1783 und der Annahme der Bundesverfassung im Jahre 1789. Und doch ist da ein Unterschied; denn die Conföderation die sich aus empfindlichen Kolonien zusammensetzte, konnte überhaupt nichts zustande bringen. Oxford, das sich zwar, wie MATTHEW ARNOLD sagt, „in seinem eignen langsamen Trott“² bewegt, hat trotzdem eine ganze Menge erreicht. Wenn es auch nur „weiter gewurstelt“ hat, hat es doch wissenschaftliche Institute hervorgebracht, und tritt jetzt sogar vorsichtig an die Frage heran, Gelegenheit für höhere Grade und eine angemessene Universitätsbibliothek zu schaffen. Wer hat das veranlaßt? Ein paar fähige Individuen, die sich ihren Weg selbst geebnet hatten,

¹ Siehe S. 232.

² 1865 geschrieben. LETTERS, Bd. I, S. 341.

und denen das lockere *college*-System erlaubt hat, so individuell zu sein, wie sie wollten; ferner die Konkurrenz zwischen den *colleges*, wenn eins von ihnen wie Balliol, Trinity oder Caius die anderen übertraf; weiter das gelegentliche Eingreifen einer königlichen Kommission, die Beschränkungen und „Spinnweben“ beseitigte; ferner der Innendruck der sich entwickelnden Fächer, die sich ausbreiten konnten, wie sie wollten, gerade weil die Struktur so locker war; und schließlich die Möglichkeit, besonderen *tutors*, Professoren oder Arbeitsgebieten jeden Wunsch zu erfüllen.

Was die Forschung und die Achtung vor der Forschung betrifft, ist Cambridge im ganzen die modernere und bedeutendere von den beiden Anstalten. Man muß natürlich Oxford das große Wörterbuch und die Entwicklung naturwissenschaftlicher Laboratorien gut schreiben; Cambridge hat aber seine Geschichte der Neuzeit geschaffen und Oxford in Naturwissenschaften und Nationalökonomie im allgemeinen überflügelt. Es ist nicht leicht, den Unterschied zu erklären. Aber man vermutet, daß dieses Ergebnis mit der Tradition von NEWTON, der Gründung des Cavendish Laboratoriums, mit dem Genius MICHAEL FOSTERS¹ und mit der zeitigeren Vereinigung der getrennten *college*-Laboratorien zusammenhängt. In den letzten Jahren hat das Cavendish Laboratorium vier Nobel-Preise erhalten. Merkwürdig und sprunghaft ist die Geschichte der Mathematik an der Universität Cambridge. Ursprünglich lehrte natürlich jedes einzelne *college* Mathematik; später taten sich vier kleinere *colleges* zusammen und teilten sich in den Mathematikunterricht; Trinity war groß und reich genug, um seine Unabhängigkeit zu wahren, bis der heutige Bischof von Birmingham, der vor einigen 50 Jahren *tutor* am *Trinity College* war, Trinity dazu brachte, sich an der Vereinigung zu beteiligen; der letzte Schritt war die Schöpfung einer Universitätskommission für Mathematikstudien (*University Board of Mathematical Studies*). Auf der anderen Seite gibt es aber auch merkwürdige Unzulänglichkeiten. In dem neuen und vorzüglichen pathologischen Laboratorium wird nur mit Tiermaterial gearbeitet. Es hat keine Beziehungen zum *Addenbrooke's Hospital*, wo etwas klinischer Unterricht erteilt und ganz selten einmal eine Autopsie gemacht wird.

Die Elastizität der Universitäten hat in Amerika zu eigenartigen Resultaten geführt, wie ich ausführlich auseinander gesetzt habe. Sie hat auch in London manchen Unsinn verursacht. Oxford und Cambridge haben sich praktisch davon frei gehalten. Man muß sich aber wundern, daß man an beiden Anstalten Schulen für Landwirtschaft und Schulen für Forstkultur findet, die von der Regierung gegründet und

¹ FOSTER wurde nicht von der Universität, sondern von *Trinity College* als *prelector* für Physiologie nach Cambridge berufen. Der damalige Rektor von *Trinity College* hatte zufällig für dieses Fach Interesse.

schlecht fundiert sind. Es muß selbstverständlich Schulen für Landwirtschaft und Forstkultur geben. Aber warum müssen sie gerade an Oxford, Cambridge und Rothamstead angeschlossen sein? Unter solchen Bedingungen wird sich nicht einmal die englische Vernunft erhalten können. Die Oxforder Schulen haben viel Bewundernswertes geleistet; aber kürzlich ist dort eine Arbeit veröffentlicht worden, „Die Schlächterei“ betitelt¹, in der dem Schlachter auf dem Lande gesagt wird, daß „man zum Schlachten eines Bullen gewöhnlich vier Männer benötigt. Man kann es mit weniger Männern tun,“ aber dann „kann der Bulle Zeit finden sich zu sträuben und jemanden zu verletzen.“² Sind wir in England oder in Amerika, wenn man uns sagt, „daß die Ausstellung von Fleisch eine feine Kunst ist?“ Wir müssen schon in England sein, wenn der Autor bei der Aufzählung der Verbraucher „Ärzte, Anwälte, Gestütsbesitzer, Pfarrer, Schullehrer usw.“³ zu den „akademischen Berufen“ rechnet. Von dieser Schrift waren zur Zeit meiner Untersuchung 120 Exemplare im Umlauf⁴. Die Wertlosigkeit einer solchen Sache kann nicht besser demonstriert werden. Ich möchte mir die Frage erlauben, ob die Fächer Forstwesen und Landwirtschaft bei der Gründung dieser verstreuten Schulen nur nach ihrem Wert beurteilt worden sind⁵.

X.

Ich habe versucht, den alten Universitäten in meiner Beschreibung und Beurteilung möglichst gerecht zu werden. Der Leser muß wissen, daß ich zwar Schattenseiten an ihnen sehe, die man, wie ich glaube, beseitigen kann, aber daß ich sie, als Amerikaner, gründlich beneide. Nur der Fremde, der im Glanze einer neuen Welt aufgewachsen ist, sei es in Amerika oder in Australien, kann den Reiz und den erzieherischen Wert voll würdigen, den die ruhigen Höfe, die *college*-Bibliotheken, die Bodley-Bibliothek und die Gärten der *fellows* besitzen, die so reich an Schätzen und Kameradschaft sind — diese merkwürdige Mischung von Demokratie und Tradition, von Askese und würdigem Luxus. Es gibt keine Anstalt in Amerika oder Deutschland, die sich wie Oxford und Cambridge des unschätzbaren Vorteils erfreut, reiche Mittel zu besitzen,

¹ *Clarendon Press*, 1928.

² *Ibid.*, S. 11.

³ *Ibid.*, S. 26.

⁴ Mai 1929.

⁵ Zur Universität Oxford gehören 1. ein Landwirtschaftliches Forschungsinstitut (*Agricultural Economics Research Institute*), 2. eine Schule für Landwirtschaft (*School of Rural Economy*) und 3. ein Forschungsinstitut für Landwirtschaftliche Maschinen (*Agricultural Engineering Research Institute*). Das Ministerium hat in Cambridge fünf Forschungsinstitute gegründet: für Tierernährung (*Animal Nutrition*), Tierpathologie (*Animal Pathology*), Gartenbau (*Horticulture*), Pflanzenzucht (*Plant Breeding*) und Kleintierzucht (*Small Animal Breeding*).

um damit Gelehrte und andere hervorragende Männer in wertvoller akademischer Art vereinen zu können — das ist nicht nur eine Annehmlichkeit, sondern auch eine Quelle tiefer geistiger Anregung. Wie bescheiden auch die Mittel eines Oxforder oder Cambridger Gelehrten sein mögen, er kann jedenfalls ohne Mühe oder Opfer einen Staatsminister, einen großen Wissenschaftler oder Philosophen bewirten. Schließlich muß man auch noch die *Clarendon Press* und die *Cambridge University Press* hervorheben. Veröffentlichung und Forschung lassen sich nicht trennen; was ist erreicht, wenn die Arbeit eines Lebens im Schreibtisch vermodert? Die amerikanischen Gelehrten haben ständig Angst davor. Seit dem Kriege haben auch die Gelehrten auf dem Kontinent große Schwierigkeiten damit. Die Leiter dieser Universitätsdruckereien haben klug und selbstlos nicht nur den Gelehrten von Oxford und Cambridge gedient, sondern auch den Gelehrten der gesamten Englisch sprechenden und Englisch lesenden Welt.

Bisher habe ich Oxford und Cambridge — *colleges* und Universität — ganz allgemein behandelt. Ich kann mich vielleicht noch verständlicher machen, wenn ich zum Schluß noch einige spezielle Probleme bespreche. Die industrielle Revolution hat England aus einem Agrarland zu einer Industrienation gemacht; gleichzeitig hat eine politische und soziale Umwälzung stattgefunden. Ich habe die kurzsichtigen Geschäfts- und Handelsschulen der amerikanischen Universitäten streng kritisiert. Das heißt aber nicht, daß die Fragen der Industrie, des Handels, Verkehrs und der Regierung nicht dieselbe Art Studien benötigen, wie die Krankheit und das Verbrechen. Großbritannien ist eine Industrienation, die mit den ernstesten Wirtschaftsproblemen zu kämpfen hat, die ihre Geschichte kennt; es ist eine Demokratie, deren Regierung in der Theorie noch zu sehr in der Zeit der Königin Viktoria wurzelt, während ihre Probleme durch die industrielle Umwälzung und durch die schnelle Ausbreitung der Demokratie ein ganz anderes Gesicht bekommen haben. Cambridge scheint sich um alle diese Fragen mehr zu kümmern als Oxford. Denn Oxford, die Ausbildungsstätte von Staatsmännern, Diplomaten und Journalisten, hatte bis zum Ausbruch des Krieges keine klare Vorstellung davon, daß die Nationalökonomie berechtigt und wichtig genug ist, um auf's *college* und auf die Universität zu gehören. Man konnte keinen Grad, sondern nur ein Diplom darin bekommen; es gab keinen *college tutor* dafür; das Fach, in dem englische Denker über ein jahrhundertlang der ganzen Welt den Weg gewiesen hatten, war nur durch eine kleine inoffizielle Gruppe im *Barnet House* vertreten. Nach dem Kriege wurde „*Modern Greats*“¹ eingeführt, in dem Philosophie, Politik und Nationalökonomie geprüft wird, keine leichte Sache! Man gestattete aber kein zu weites Abrücken vom Hergebrachten. Für

¹ *Anm. d. Übers.:* Als „*greats*“ wird in England die Abschlußprüfung bezeichnet.

die Nationalökonomie fehlt es noch immer an einer ausreichenden Bibliothek und an einem genügend großen Stab von Assistenten. An der Londoner Schule für Nationalökonomie findet der Forscher eine weit bessere Arbeitsgelegenheit. Man bedenke nur, was Oxford in Geschichte, Recht und anderen Fächern leistet, und wie sehr dadurch die Nationalökonomien bereichert, ihre Erkenntnis vertieft und ihr Horizont erweitert werden könnten! Alles das geht der Nationalökonomie verloren, wenn die alten Universitäten nicht weiter ausgebaut werden.

Die Nationalökonomie ist aber nur eine einzige von den politischen und sozialen Wissenschaften. Wenn es eine der vornehmsten Aufgaben der Universität ist, Probleme zu studieren, dann müßte die englische Nation, die voll von Finanz- und Regierungsproblemen steckt, einige ihrer begabtesten und kühnsten Köpfe diesem Studium weihen. Er gibt zwei Wege, diese Fragen in Angriff zu nehmen: Oxford und Cambridge bilden die Männer aus, die das Imperium regieren — Prokonsuln, Diplomaten, Soldaten und Staatsbeamte. Durch diese Leute stehen die Universitäten in Berührung mit der Regierung, Finanz, Industrie und mit den politischen Experimenten in der ganzen Welt. Was geben die Söhne Oxfords und Cambridges ihren Universitäten aus diesem reichen Schatz praktischer Erfahrungen? Was tun die Universitäten, um Erfahrungen zu sammeln, durch die die nächste Generation besser ausgebildet werden könnte? Oxford und Cambridge könnten der Regierung und Politik wertvolle Dienste leisten, wenn sie nur die Erfahrungen ihrer Schüler verwerten und sich mit deren Problemen befassen würden.

Das ist aber nur ein empirischer Weg und voller Gefahr, wenn er allein begangen wird. Die Probleme der Kolonisation, der Rohmaterialien, die Beziehungen zwischen den Nationen, der Zusammenbruch alter Regierungsformen, die Struktur und die Schöpfung neuer Regierungsformen, die den Ansprüchen eingeborener Rassen genügen und das unstillbare Verlangen der alten Rassen befriedigen könnten, ein Verlangen, das weniger auf Macht als auf Raum und Rohmaterialien aus ist — alle diese Fragen werden jetzt „von der Hand in den Mund“ gelöst von wohlmeinenden und tüchtigen Beamten, die die Erfahrungen, die an anderen Plätzen gemacht worden sind, nicht kennen und nicht kennen können, und die nicht Zeit genug haben, um darüber nachdenken zu können. Es sollte die Aufgabe der Fakultäten für Rechts- und Staatswissenschaft sein, nicht nur zu lehren, was bekannt ist, sondern auch zu studieren, nicht nur was morgen getan werden soll, sondern auch was in zehn Jahren getan werden sollte, genau so wie es die Aufgabe einer erstklassigen Medizinschule ist, dafür zu sorgen, daß ihre Studenten nicht nur lernen, was man heute weiß, sondern auch verstehen können, was irgendjemand in einem weiteren Jahrzehnt entdecken und vorlegen mag. Die Organisation der Nationalökonomien und Publizisten läßt das nicht zu. Die Denker von

Oxford denken hauptsächlich über das heutige Imperium nach, und wie sie den besorgten Beamten in Indien und Afrika helfen können. Ich bin ganz sicher, daß sie damit der praktischen Verantwortung für Politik zu nahe sind, und daß es vielmehr ihre Aufgabe sein sollte, wie es auch die Aufgabe der Physiologen und Pharmakologen ist, Fragen zu studieren, über sie zu berichten, über sie nachzudenken und es den Verwaltungsbeamten zu überlassen, wie es die Physiologen und Pharmakologen den Klinikern oder anderen Mittlern überlassen, dieses Material praktisch anzuwenden. Das kann nicht nur in Bibliotheken getan werden; wer sich damit beschäftigen will, muß die Zeit und den Abstand haben, die Fragen an Ort und Stelle zu studieren, die Erfahrungen praktisch tätiger Beamten zu sammeln und ihnen zuzuhören; sie dürfen sich aber niemals von ihnen leiten lassen. Man kann es den Beamten überlassen, die mehr akademischen oder theoretischen Schlußfolgerungen der Forscher je nach Bedarf abzuändern. Der Forscher darf sich nicht durch die alltäglichen Bedürfnisse der Verwaltungsbeamten oder Kolonisten beeinflussen lassen. Er braucht einen weiteren Blick als diese beiden brauchen können oder wohl auch haben.

Das neue *Rhodes House* in Oxford, das von dem *Rhodes Trust* gebaut worden ist, bietet interessante und gefährliche Möglichkeiten. Es ist charakteristisch, daß es geplant und gebaut wurde, ohne daß man sich darüber klar war, wozu es dienen sollte. Jetzt, wo es gebaut ist und greifbar dasteht, wird vorgeschlagen, daß es das Heim einer Fakultät für politische Wissenschaft oder eines Teiles davon werden soll. Die Professoren für amerikanische Geschichte und für die Geschichte der Kolonien haben bereits Seminarräume und Abteilungsbibliotheken darin erhalten. Es wäre ein Leichtes, das Gebäude zu vergrößern und auch solchen Gelehrten darin eine Arbeitsgelegenheit zu geben, die man dazu braucht, um eine Fakultät für praktische und theoretische Staatswissenschaft zu gründen, mit Quartieren für technische Hilfskräfte. Die Gefahr liegt in der Verbindung des Namen RHODES mit einer bestimmten staatsmännischen Schule. Die zukünftigen Lehrer dieser Schule dürften keine geschichtliche Tatsache und keine Erfahrung außer acht lassen, und müßten auf eine Höhe kommen, aus der ihr Blick über diese Verbindung hinweg schweifen kann. Sie müßten die Politik ohne politische Rücksichtnahme studieren. Theoretische Untersuchungen über Politik schätzen die Engländer nicht trotz ihrer grundlegenden und bedeutenden Beiträge dazu. Aber selbst die praktischen Tagesfragen laufen Gefahr, kurzzeitig behandelt zu werden, wenn nicht Schulen mit einflußreichen und unabhängigen Denkern an den Universitäten entwickelt werden können. Es geht etwas verloren, wenn Männer wie HOBBS, RICARDO, BENTHAM, MILL, HOBHOUSE und WALLAS keine Schulen an den Universitäten hinterlassen.

Wenn es auch gefährlich ist, den verhältnismäßig sicheren Boden der Allgemeinbeschreibung zu verlassen, möchte ich es doch wagen, sogar das heikle Thema der Bodley Bibliothek zu berühren. Die Bibliotheksverhältnisse in Oxford sind nicht nur unzulänglich, sondern sie stehen sogar der Entwicklung der Universität im Wege. Einige *fellows* benutzen für ihre Bücher und Arbeiten ihre *college*-Zimmer, andere benutzen ihre Wohnungen. Es gibt überhaupt keinen allgemeinen Katalog. Die Bibliotheken der einzelnen *colleges* sind ohne jeden Zusammenhang. Neben den *college*-Bibliotheken gibt es noch die Bibliothek des Taylor Instituts, die Bodley Bibliothek und die Bibliotheken des Barnet und des Rhodes Hauses. Nun hängt aber die Lebendigkeit und gegenseitige Anregung in den Geisteswissenschaften von der engen Verbindung der Forscher mit der Literatur ihrer verschiedenen Gebiete ab. Die Bodley Bibliothek ist offenbar zu schön, um benutzt zu werden; sie ist offenbar überholt, nicht nur in ihrer Größe, sondern auch in ihrer Funktion. Schon im Jahre 1880 mußte sie die angrenzenden „Schulen“ annekieren und später umfangreiche Gewölbe bauen, um ihre Bücher unterbringen zu können. Das half aber nichts; schon lange, bevor man es erwartet hatte, überfluteten die hereinströmenden Bücher jeden Winkel und jede Ecke des Gebäudes. Wo soll die Bodley Bibliothek ihren Platz hernehmen? Um diese Frage streitet man sich zur Zeit. Inzwischen halten hervorragende Gelehrte ihre Vorlesungen in den leeren Hallen der Prüfungsgebäude ab, treffen ihre paar fortgeschrittenen Studenten in ihren *college*-Räumen und machen ihre Arbeiten teils in der Bodley Bibliothek, teils in ihren *college*-Zimmern und teils zu Hause. Die derzeitige Unzulänglichkeit der Bodley Bibliothek, die nicht einmal mehr zum Unterbringen der Bücher ausreicht, läßt die Frage laut werden, was aus der Universität werden soll, und ist gleichzeitig eine gute Gelegenheit, zu eigentlicher Universitätsarbeit zu ermuntern und sie zu erleichtern. Die Frage ist nicht neu. Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert hat sie MARK PATTISON energisch ausgesprochen. Die letzte Königliche Kommission hat sie wieder aufgegriffen. Es bietet sich nämlich eine großartige Gelegenheit, das Problem erfolgreich anzufassen und das fortgeschrittene Studium an der Universität weiter auszubauen, während man die eigentlichen *colleges* sich selbst überlassen kann; diese Gelegenheit ergibt sich aus der Notwendigkeit, daß etwas mit der Bodley Bibliothek geschehen muß, daß etwas für die Unterbringung der Bücher getan werden muß, daß die Lücken in der Sammlung ausgefüllt werden müssen, und daß man die Bedingungen für das eigentliche Universitätsstudium — für Unterricht und Forschung — erleichtern muß.

Die Unterbringung der Bücher ist zwar eine ernsthafte Frage, aber der Kampf geht augenblicklich zu sehr um eine Frage sekundärer Bedeutung und nicht um den entscheidenden Punkt. Es handelt sich nicht

um die Frage, wo wir Oxfords Bücher unterbringen sollen, sondern ob sich Oxford zu einer Universität entwickeln wird. Wenn man die letzte Frage bejaht, — meiner Meinung nach muß das so kommen, und zwar wegen des Druckes der heutigen Zeit — dann tritt die Frage nach der Unterbringung der Bücher hinter der nach der Funktion der Bibliothek zurück. Man darf die Universität nicht nur als eine Sammlung von *colleges* auffassen, die mit einigen Forschern verziert ist, sondern man muß sie als ein wohl entwickeltes Obergebäude ansehen, das die Arbeitsgelegenheit zur Durchführung systematischer Untersuchungen bietet und zur Ausbildung einer viel größeren intellektuellen Elite. Die neue Bibliothek wird die Universitas aller Bücherwissenschaften sein — der Philosophie, Geschichte, Sprachen und Literatur. Die Bibliothek wird zum Lesen, Studieren und für Unterrichtszwecke leicht zugänglich sein. Man wird ihre Bücher deshalb zum Teil neu klassifizieren müssen; sie werden qualifizierten Studenten zur Verfügung stehen, ohne die Einschränkungen, die durch den alten Katalog, den Mangel an Personal und durch die Unordnung bedingt sind; und in enger Verbindung mit jedem Fach werden Räume da sein, in denen der Professor und einzelne Studenten allein sein können, und in denen kleine Gruppen von fortgeschrittenen Studenten zusammenkommen können. Die Auffassung, daß eine „erste“ oder „zweite“ Klasse den Studenten so weit bringt, daß er die Anregung und Führung einer fortgeschrittenen Gruppe nicht mehr benötigt, wird aufgegeben werden müssen. Ein halbes Dutzend Studenten, die alle ihre eignen Arbeiten machen, können einander ungemein nützlich sein, wenn sie zusammen mit einem Professor über ein Thema diskutieren, über das im Moment keiner von ihnen arbeitet. Und das kann man am leichtesten haben, wenn einem die Literatur über das betreffende Fach bequem zur Verfügung steht. Man braucht natürlich genügend Platz, um die Bücher unterbringen zu können, und man braucht auch Teilbibliotheken in den verschiedenen Laboratorien und im *Rhodes House*. Aber die Frage nach der Unterbringung der Bücher wird nicht mehr im Vordergrund stehen; andere Fragen werden an ihre Stelle treten. Was für Aufgaben sollte die Bibliothek einer modernen Universität erfüllen? Was für Gebäude braucht man, um sie mühelos benutzen zu können? Was für Personal? Wie kann man Radcliffe, das Taylor Institut und das Barnett Haus in ein solches System einfügen? Wie groß muß die Bibliothek sein (in Hinsicht auf die Unterbringung), um den Bedürfnissen der kommenden Generation zu genügen? Wenn das die wichtigsten Fragen sind, wird man von der Bodley Bibliothek ablassen; was man mit ihr machen wird, weiß ich nicht; und man wird möglichst nahe bei den *colleges* eine neue Bibliothek errichten, die mit der besten Oxforder Architektur harmoniert, und die nicht nur eine räumliche Erweiterung der Universität vorstellen wird, sondern auch das Zeichen einer neuen Idee. Warum nicht?

Die Universität hat ihre Lebensfähigkeit dadurch bewiesen, daß sie sich mit dem Wechsel der Zeiten an neue Ideen angepaßt hat. Es wurde ein *college* nach dem anderen gegründet, und zwar jedes mit einer neuen Idee; die Stichproben sind aufgegeben worden; man hat Frauen-*colleges* gegründet; an der *South Parks Road* haben sich eine Reihe neuer Laboratorien entwickelt; man hat Schulen für Orientforschung, für Landwirtschaftliche und Forstwirtschaftliche Forschung angegliedert. Die Universität hat mit jedem Schritt an Kraft gewonnen; und die *colleges* sind lebendiger denn je: um sie braucht man sich jedenfalls keine Sorgen zu machen. Die Verwirklichung des Universitätsideals hängt somit von der Lösung des Problems der Bodley Bibliothek ab: wenn die Lösung vernünftig ausfällt, wird Oxford zu einer noch mächtigeren Kraft im Leben des Imperiums werden; und es wird auch für die gesamte zivilisierte Welt noch mehr bedeuten als jemals vorher. Eine weniger radikale Lösung wird die Kräfte nicht befriedigen können, die in Oxford nach einem Ausweg suchen.

Die Medizin soll uns als letztes Beispiel dienen. Sie ist ein Fach, in dem die Physik, Chemie, Biologie und sogar die Mathematik eine Rolle spielen; aber die Medizin ist nicht mit Physik, Chemie oder Biologie identisch, ebenso wenig wie mit Anatomie, Physiologie oder Pathologie. Die Krankheit ist etwas in sich abgeschlossenes; sie ist nicht Sache des Physiologen und ebenso wenig des Chemikers oder Pathologen. Wenn man die Krankheit wissenschaftlich untersuchen will — und unsere Hoffnung liegt in der Ausbreitung der Wissenschaft auf Kosten der Empirie — braucht man eine eng verbundene Gruppe — Anatomen, Physiologen, Chemiker, Physiker und natürlich auch Kliniker, die wissenschaftlich ausgebildet sein müssen. Solche einheitlichen Medizinschulen gibt es in Dänemark, Holland, Österreich, Deutschland und in den Vereinigten Staaten. In Großbritannien gibt es aber keine. Die Londoner Hospital-Schulen reichen aus, um praktische Ärzte auszubilden; aber sie sind nicht genügend organisiert, ausgerüstet oder mit Geld versehen, um die Medizin wissenschaftlich betreiben zu können. Am *University College* in London hat sich eine große Gruppe von Forschern zusammengefunden, die in den theoretischen Fächern der Medizin arbeiten; aber die Klinik ist noch lange nicht befriedigend, wenn sie auch besser geworden ist. Auch in Cambridge und Oxford sind die theoretischen Wissenschaften gut entwickelt; infolge besonders glücklicher Umstände liegen die medizinischen Laboratorien alle an der *South Parks Road* zusammen. Aber die Mediziner haben sich selbst heute noch nicht, weder in Oxford noch in Cambridge, zu einer Fakultät zusammengeschlossen, selbst nicht einmal in den vorklinischen Fächern. Die Medizinstudenten von Oxford oder Cambridge bekommen einen anregenden Unterricht in Physiologie und Pathologie, und sie sinken dann auf ein tieferes Niveau, wenn sie in die

Kliniken nach London gehen. In den Provinzen gibt es, um es nochmals zu wiederholen, keine eigentlichen Universitätskliniken. Man könnte sowohl Oxford wie Cambridge zu Zentren der Krankheitsforschung ausbauen — was wirklich notwendig wäre; daß die beiden Städte klein sind, ist kein Hindernis, da die Patienten dorthin gehen, wo sie wissen, daß sie gut behandelt werden, und zwar in ausreichender Zahl und Mannigfaltigkeit; das zeigen die Mayo Klinik und Greifswald¹. Trotzdem kann der englische Arzt ein ausgezeichnete Praktiker sein; einige der heutigen Ärzte, wie HUGHLINGS JACKSON, HENRY HEAD, JAMES MACKENZIE und THOMAS LEWIS leisten sogar dasselbe, was HARVEY, ADDISON und BRIGHT zu ihrer Zeit geleistet haben — sie tragen in epochemachender Weise zur Aufklärung der Krankheit bei. Aber sie tun das, ohne daß man ihnen mit Organisation, Ausrüstung oder Unterstützung hilft; es wird immer unwahrscheinlicher, daß sie Nachfolger oder genügend Nachfolger heranziehen werden. Amerika hat auf medizinischem Gebiet in den letzten Jahren mehr geleistet als auf irgendeinem anderen Gebiet. Aus welchem Grunde? Amerika besitzt Führer — wie WELCH und OSLER — genau so wie England welche hat. Aber die amerikanischen Führer haben wirklich neue Wege gewiesen. An verschiedenen Universitäten haben wir die Naturwissenschaften, die medizinischen Wissenschaften und nach und nach auch die notwendigen Kliniken in enge Fühlung miteinander gebracht und sie mit wohl ausgebildeten Männern besetzt, unter geeigneten Arbeitsbedingungen. England kann das meiner Meinung nach nicht erreichen, wenn es nicht ähnliche Vorkehrungen trifft; und die Universitäten von Oxford und Cambridge müssen damit anfangen, da das ganze übrige nationale Universitätsgebäude auf ihnen basiert.

Man kann an vielen Stellen erste Anfänge sehen, die von der festen Grundlage der *colleges* ausgehen; manche Persönlichkeiten und manche Fächer reichen auch weit über den Anfang hinaus; und es findet sich auch einiges, das zum Besten gehört, was die Welt an Gelehrtentum, Mathematik und Naturwissenschaft besitzt. Aber wo sind der Architekt, die Ziegel und der Mörtel, die eine moderne Universität daraus machen könnten? Wo ist die Idee, welche die Grundlage bilden soll? Die „*Classical Greats*“ haben wohl an Zahl verloren; aber als Geistesrichtung haben sie noch immer das Übergewicht.

Die Gründung des *University Grants Committees*, des *Medical Research Councils* und des *Departments of Industrial and Scientific Research* beweisen, daß England erkannt hat, daß es ihm an modernen Universitäten fehlt. Diese Organisationen verschaffen England momentane

¹ Die Medizinschule von Cambridge ist trotz ihrer großen Schulen für Physiologie, Biochemie usw. noch weniger eine Fakultät als die Oxforder Schule: denn sie hat keinen Dekan, und sie hat eine ausgesprochene Abneigung gegen jede noch so lockere Organisation im Sinne einer medizinischen Fakultät.

Erleichterungen — summarische Stiftungen, Unterstützungen für viel versprechende Forscher oder für wichtige Untersuchungen. Solche Organisationen sind keineswegs überflüssig; sie können unter allen Umständen gebraucht werden; aber sie können keine Universitäten mit reichlichen Mitteln, reichlicher Ausrüstung und mit einer großen Schar von Männern und Frauen ersetzen, die sich der Suche nach Wahrheit widmen. Sie scheinen zu sagen: „Wir haben keine eigentlichen Universitäten. Während wir auf sie warten oder uns auf sie vorbereiten, wollen wir einige viel versprechende Männer ausbilden und dies und jenes tun.“ Es ist alles ganz schön, aber es genügt nicht.

Weder Großbritannien noch Amerika wird es leicht haben, etwas derartiges zu schaffen, trotz ihrer großen Gelehrten und Wissenschaftler. Beide Nationen sind stolz darauf, Völker der Tat zu sein; haben nicht die Engländer ein Imperium erobert? und die Amerikaner in wenigen Dekaden einen Erdteil unterworfen? Sie sind beide Völker der Tat, aber keine Dichter und Denker. Das war alles ganz schön, solange Großbritannien die See beherrschte, solange Indien seinen Reichtum in die englischen Truhen schüttete, solange Kohle, Eisen und Dampf England eine überragende Stellung im Außenhandel verliehen, und solange eine Nation sich selbst genügen konnte. Solange konnte man noch mit der Erfahrung allein auskommen. Ebenso war auch in den Vereinigten Staaten alles in Ordnung, solange ihre Wälder kaum berührt waren, solange jeder energische Einwanderer in einem Jahrzehnt zum Kapitalist werden konnte, und solange sich die Nation um die übrige Welt nicht zu kümmern brauchte. Aber alles das ist vorbei, sowohl in diesen beiden Ländern als auch in der ganzen übrigen Welt. Die Erfahrungsmethode genügt nicht mehr; Denken und regieren kann man nicht mehr Amateuren überlassen. Man muß die inneren Probleme — die sozialen und industriellen — und die äußeren Fragen — die kolonialen und diplomatischen — verstehen lernen; auf Sympathie und Verständnis gegründete Intelligenz muß an's Ruder kommen. Die Bedeutung der Nation, nicht nur in Wissenschaft und Industrie, sondern auch in Politik, Philosophie, Literatur und Kunst, wird in Zukunft nicht mehr von ihren Ziffern oder ihrem Reichtum abhängen, sondern von ihrer Entwicklung in der Welt der Ideen.

Wenn auch das Wort „Forschung“ in der Literatur über Oxford und Cambridge seit 1850 immer häufiger vorkommt — in den verschiedenen Berichten der Königlichen Kommissionen, in den Schriften von PATTISON und in CURZONS Memorandum — so hat man doch das Gefühl, daß die Kritik fast immer durch eine gewisse Furcht beeinflusst ist. Lord CURZON meinte, daß Forschung und höherer Unterricht einerseits und *college*-Unterricht andererseits in ganz verschiedene Kategorien gehörten; es spreche gegen ihre Vermengung ebenso viel wie gegen einen Versuch, *Winchester* und *New College* in einen Topf zu werfen. Die zögernde Hal-

tung wird deshalb früher oder später aufgegeben werden müssen; man wird Universitätsfakultäten mit kontinuierlicher Leitung, etwa nach dem Rektorenmuster der englischen Provinzuniversitäten, gründen müssen; die bestehenden Einrichtungen, die man vielleicht vereinfachen kann, werden für die *college*-Erziehung aufkommen; die *colleges* kann man sich selbst überlassen; für die besten und aussichtsreichsten Forscher und Gelehrten muß eine besondere Organisation geschaffen werden, die es ihnen ermöglicht, Lehr- und Forschungsmethoden anzuwenden, die ihrer Persönlichkeit und ihrem Fach entsprechen; und man muß alle die Bedingungen schaffen, die Gelehrte und Forscher brauchen, um Schüler ausbilden zu können. Wenn man diesen großen Schritt vorwärts tun will, kann man alle die vielen weniger wichtigen Fragen, die das *college* und die *college*-Erziehung betreffen, fürs erste außer acht lassen.

XI.

Die Summen, die England für die Unterstützung und Entwicklung der Universitätserziehung zur Verfügung hat, sind erbärmlich klein. Die finanzielle Lage der *colleges* in Oxford und Cambridge ist verschieden — einige sind wohlhabend und andere besitzen verhältnismäßig wenig. Ihre Leistungen haben aber scheinbar wenig Beziehungen zu ihren Mitteln. Die Gesamtsumme, die den Universitäten für fortgeschrittene Arbeit zur Verfügung steht, reicht lange nicht aus. Die Provinzuniversitäten können überhaupt nur gelegentlich für fortgeschrittene Arbeit aufkommen. Selbst mit Hilfe des *University Grants Committees* können keine größeren Projekte ausgeführt werden, wie der Bau einer Universitätsbibliothek in Oxford oder die Ergänzung der Medizinschulen durch Bauten, Einrichtungen und Unterstützungen. Es fehlt an Geld: die gesamte Jahresausgabe für die höhere Erziehung beträgt ungefähr 5 000 000 Pfund — eine kleine Summe. Es ist jedoch beachtenswert, daß für Verwaltung nur verhältnismäßig wenig ausgegeben wird.

Die Gehälter sind etwas besser als in Amerika; die Professoren bekamen 1928/29 durchschnittlich 1082 Pfund Gehalt; aber die nächste Stufe, die *readers* und *lecturers*, erhielten nicht viel mehr als 50% davon. Da ein so kleines Land nur wenig Professoren hat, ist die akademische Karriere nicht sehr verlockend. Es gibt aber glücklicherweise eine akademische Lebensweise in England — einfach, würdig, unweltlich — so daß besonders die Professoren bequem leben; eine Verbindung mit der Industrie zwecks weiteren Einkommens ist ausgesprochen verpönt — und infolgedessen sehr selten. Andererseits: „hat die Konkurrenz durch andere Berufe und Lebensmöglichkeiten ständig zugenommen. Die Lage hat sich tatsächlich sehr geändert seit der Zeit der vorhergehenden Königlichen Kommissionen. Die *fellows* dürfen jetzt heiraten, und wünschen in den meisten Fällen, von diesem Recht Gebrauch zu machen; und der

gewöhnliche Dozententyp kann heute auf sehr verschiedenen Wegen höhere Gehälter beziehen. Er braucht gewöhnlich nicht mehr nur zwischen Schule und Kirche zu wählen. Den Leuten von Oxford und Cambridge werden in der ganzen Englisch sprechenden Welt häufig hochbezahlte Professorenstellen angeboten. Den erfolgreichsten Studenten stehen heute hervorragende Stellen im Geschäftsleben offen, die manchmal enorm bezahlt werden.

Die Universitäten können und sollen natürlich nicht mit Angeboten dieser Art zu konkurrieren versuchen; aber sie müssen Gehälter geben, von denen man leben kann. Es gibt Leute, die gerne auf höhere Gehälter und selbst auf Stellen mit größerer Macht und mit größerem Einfluß verzichten zugunsten der Annehmlichkeiten und intellektuellen Vorteile und Ideale eines Lebens in Oxford und Cambridge. Aber so gerne manche bleiben möchten, so können es sich doch nur wenige leisten, falls ihnen nicht Bedingungen gewährt werden, die es ihnen erlauben, eine Familie zu unterhalten und Kinder zu erziehen. Wenn auch vor dem Kriege 500 oder 600 Pfund dazu ausgereicht haben mögen: heutzutage geht es damit aber nicht mehr. Jede Universität muß so gestellt sein, daß sie allen, die für sie arbeiten, ein Gehalt und die Aussicht auf eine Pension bieten kann, so daß ein Mann heiraten und eine Familie unterhalten kann, mit denselben Annehmlichkeiten und Erziehungsmöglichkeiten wie in anderen akademischen Berufen. Nur unter solchen Bedingungen kann es Oxford und Cambridge gelingen, von ihren besten Studenten in Zukunft eine genügend große Zahl zu behalten, die ihren Unterricht und ihre Forschung weiterführen können¹.

Was die Finanzierungsmöglichkeiten der Universitäten und der Forschung betrifft, darf man wohl daran erinnern, daß die englischen Schulden am Ende der napoleonischen Kriege im Verhältnis zum Besitz der Nation gleich groß waren wie die heutigen. Die damaligen Schulden sind nicht getilgt worden, aber sie sind bedeutungslos geworden infolge der Entwicklung der englischen Industrie durch Dampf, Kohle und Eisen. Warum sollte sich nicht auch heute etwas Ähnliches ereignen können,

¹ *Report of Royal Commission on Oxford and Cambridge Universities* (H. M. Stationery Office, London, 1922), S. 49. Siehe auch *Report, University Grants Committee, 1928/29*, S. 22—30.

Die gleiche Ansicht, wenn auch speziell auf die Medizin bezogen, vertritt Sir WALTER M. FLETCHER in seiner *Norman Lockyer Lecture on Medical Research* (*British Medical Journal*, November 30, 1929). Er sagt: „Ich muß oft daran denken, was einmal im Kriege ein Verwundeter in einem Hospital in Frankreich gesagt hat. Ein famoser Mann, wohl über 50 Jahre alt, Chauffeur bei einem Millionär, wurde gefragt, warum er seine sichere und einkömmliche Stellung zu Hause aufgegeben habe und in den Krieg gezogen sei; er lächelte durch seinen Verband und sagte bescheiden: „Ich glaube, meine Neugier war größer als mein Verstand.“ Ich weiß, daß viele Forscher eine gleich wunderliche, aber mutige Erklärung über ihre Motive abgeben könnten.“

wenn heute, ähnlich wie damals, Physik und Chemie in England entwickelt würden?

Eins scheint jedoch klar zu sein. Man hat kürzlich die Völker dazu gebracht, Milliarden für den Krieg herzugeben; aber kein Volk hat jemals im großen für Erziehungszwecke geborgt. Wahrscheinlich ist kein Volk reich genug, um sowohl für den Krieg, wie auch für die Zivilisation bezahlen zu können. Wir müssen deshalb unsere Wahl treffen; wir können nicht beides haben. Das neue Flottenabkommen erlaubt den Vereinigten Staaten, eine Milliarde Dollar für Kriegsschiffe auszugeben — das ist eine größere Summe, als alle unsere Stiftungsanstalten zusammen in ihrer ganzen Geschichte bekommen haben. Man könnte nicht unvernünftiger sein! In Großbritannien sieht der Staatshaushalt eine enorme Summe für den gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Krieg vor — gegenüber einer unerheblichen Summe für die Erziehung. Solange dieses Zahlenverhältnis bestehen bleibt, geben sich die beiden Völker in dem, was wirklich wertvoll ist, einer Selbsttäuschung hin.

IV. Die deutschen Universitäten.

I.

Von den Ländern, die in diesem Buch besprochen werden, hat es Deutschland am besten verstanden, der Hochschulerziehung die ihr gebührende Stellung zu geben. Die Amerikaner schenken der Erziehung wohl Vertrauen, und zwar ein geradezu naives Vertrauen, wie ich schon erwähnt habe, aber sie wissen nicht um das Wesen der Erziehung, wie man an der gemischten Natur ihrer Lehrpläne, an ihrer Abneigung gegen Disziplin und an der Überwertung des gesellschaftlichen Lebens erkennen kann. Es ist richtig, daß die Lehrpläne lange Zeit zu eng begrenzt und zu einförmig waren, und es ist auch richtig, daß die Schule ein gesellschaftlicher Faktor ist, und daß die gesellschaftliche Einstellung tiefste Bedeutung hat. Aber wie wichtig und wesentlich diese Dinge auch sein mögen, das Wesen der Erziehung ist im letzten Grunde mühselig und unerläßlich intellektueller Natur. Wir in Amerika haben das außer Acht gelassen und haben kopflos und ohne Bedenken in Mittelschulen, *colleges* und Universitäten die verschiedensten Leute, Tätigkeiten, Zwecke und Lehrgegenstände durcheinander geworfen. Man kann zwar glänzende und solide Ausnahmen anführen, aber sie lassen sich zählen.

In England war die Lage wesentlich anders. Gesellschaft und Kirche brauchten und erzielten ganz bestimmte Educationsergebnisse, welche mit all ihren Fehlern jedenfalls ein gesundes, verlässliches und autoritatives, wenn auch viel zu beschränktes Bildungsideal verkörperten. Als die arbeitende Klasse aufstieg, erwartete sie ein echtes und uneigennütziges Interesse für Erziehung. Erst in unseren Tagen haben die öffentlichen Machthaber in England, dadurch, daß sie zerbrochene Stücke wieder zusammenfügten und fehlende Glieder ersetzten, ein nationales Educationssystem zu schaffen gesucht, bei dem verschiedene Anstalten gemeinsam mitwirken. Wenn das System eines Tages fertig ist, wird es ein überraschender Beweis sein für die englische Fähigkeit, öffentliche und private Anstalten zur Erreichung eines großen allgemeinen Zieles zu verbinden. Das Tempo dieser Entwicklung hängt fast ausschließlich von der Neuordnung der englischen Finanzen ab.

II.

Wie in anderen Ländern, so hängt auch in Deutschland das Hochschulniveau von dem der höheren Schulen ab. Vor dem Kriege deckte sich die höhere Schulbildung in Deutschland praktisch mit den drei

höheren Schulen. Die Universitäten wußten daher genau, was für eine Vorbereitung und Ausrüstung die jungen Studenten mitbrachten. Seit der Revolution kann man das aber nicht mehr sagen. Es mußten, wie wir sehen werden, Änderungen vorgenommen werden, um gewisse soziale Unterschiede auszugleichen. Die Reformen blieben aber nicht auf das Nötige beschränkt, mit dem Erfolg, daß sich die Bildungsgrenzen mehr oder weniger verwischt haben.

Das Vorkriegs-Deutschland besaß, wie ich schon sagte, drei Arten von höheren Schulen, nämlich das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule, die alle besonderen Begabungen und Zwecken angepaßt und alle wählerisch und ernst waren¹. Das Gymnasium war eine streng humanistische Lehranstalt; die Oberrealschule war naturwissenschaftlich eingestellt, aber im übrigen ebenso streng, wie das Gymnasium; das Realgymnasium schließlich stand zwischen beiden. So war für Unterschiede in Begabung und Geschmack gesorgt. Alle drei garantierten eine kontinuierliche geistige Ausbildung mit einem vernünftigen Ziel unter tüchtigen Lehrern über einen langen Zeitraum. Das Ziel war weder technischer Natur, noch Vorbereitung auf einen bestimmten Beruf. Es gab dreierlei Arten von höheren Schulen, *um die Bildungsmöglichkeiten des Schülers entwickeln zu können, nicht aber um den Anforderungen eines künftigen Berufs zu genügen*. Der Aufbau der Bildungsanstalten war durch ein Kulturideal bestimmt, d. h. durch ein Erziehungsideal, und nicht durch eine *ad-hoc*-Ausbildung. Es hat natürlich auch nicht an Kritik gefehlt; aber man kann keinen größeren Fehler machen als annehmen, daß die oft scharfen Worte, die bei der deutschen Kritik angewandt wurden, dasselbe wie im Englischen meinen, wenn man sie auf die englischen, oder besser noch auf die amerikanischen höheren Schulen anwenden würde². Gelegentlich wurde auch organisierten Berufsinteressen nachgegeben; aber je größer der Druck von dieser Seite war, um so heftiger war auch der Widerstand derjenigen, die nicht zulassen wollten, daß das Hauptgebäude untergraben würde.

Die Lehrpläne sahen, wie ich schon sagte, eine zusammenhängende und gründliche Ausbildung vor, und zwar für mindestens neun Jahre. Leider blieb sich die Art des Unterrichts in all den Jahren sehr ähnlich. Zwar waren zwischen den Unterrichtsfächern der Gymnasiallehrpläne

¹ Die drei Typen waren zum Teil deswegen nicht mehr so scharf getrennt, weil sogenannte Reformschulen gegründet waren mit Lehrplänen, die von dem strengen Typus abwichen. Die Oberrealschule „Zum Dom“ in Lübeck ist eine Kombination mehrerer Typen. Es können fraglos zu viele Typen gegründet werden, und zwar mit zu großen Kosten — und das ist auch bereits geschehen.

² Man kann die 1924 vom Preußischen Kultusministerium herausgegebene Denkschrift nicht genug loben. Ihr Titel ist: „Die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens.“ Sie stellt einen offenen Überblick über die gegenwärtige Lage der höheren Erziehung in Preußen dar; sie ist kühn, kritisch und anregend.

markante Unterschiede; aber die Lehrmethoden und die Behandlung der Schüler blieben sich auffallend gleich. Die Fehler lagen vorwiegend auf körperlichem und gesellschaftlichem Gebiet. Es wurde viel zu wenig für Freiluftübungen und Sport getan, was, in begrenztem Maß, für die moralische, staatsbürgerliche und körperliche Jugenderziehung unentbehrlich ist. Auch wurde viel zu wenig Wert auf die Initiative des einzelnen und auf gesellschaftliche Betätigung gelegt. In dieser Hinsicht unterschied sich das Kind, das mit neun oder zehn Jahren in das Gymnasium eintrat, nur wenig von dem jungen Manne, der mit 18 oder 19 Jahren die Universität bezog, wo er plötzlich völlig sein eigener Herr wurde. Er trat als Kind in das Gymnasium ein und verließ es als ein junger Mann, der inzwischen ein Jüngling gewesen war. Er war während dieser ganzen Entwicklung streng regiert worden. Er hatte angestrengt arbeiten und sein Pensum erledigen müssen. Aber er hatte nur wenig Freiheit und nur wenig freien Willen gehabt, obwohl ihm in letzter Zeit die Ausbreitung des Sports zu Hilfe gekommen ist. Schließlich war es für ihn vielleicht manchmal schwerer, sich von seiner vorzüglichen Erziehung zu erholen, als es einem klugen Amerikaner wird, die Fehler seiner oberflächlichen Bildung zu überwinden. Das darf aber nicht als ein Argument für ärmlichen Schulunterricht ausgelegt werden.

Die Studenten kamen hauptsächlich aus den Mittelklassen und den unteren Mittelklassen. Sie waren Söhne von Kaufleuten, Beamten, Anwälten, Ärzten und Dorfgeistlichen — oft ganz bescheidenen Leuten. Aber Arbeiterkinder waren selten anzutreffen, weder im Gymnasium, noch auf der Universität, wie wir später sehen werden. Der Aufstieg der Arbeiterklasse brachte in das deutsche Leben einen neuen Faktor, von dem die höhere Erziehung vor dem Kriege nichts gewußt hatte. Ich kenne einen Gelehrten, der auf drei verschiedenen Gymnasien war, ohne in ihnen jemals einen Arbeitersohn getroffen zu haben. Das Hindernis war zum Teil wirtschaftlicher Natur; der Arbeiter konnte seinem Sohn kein Studium bezahlen. Aber es war nicht allein wirtschaftlich bedingt. Die Arbeiterkinder mußten sich gewöhnlich mit der Volksschule zufrieden geben, von der sie, wie ihre Väter, in die Landwirtschaft oder in den Handel gingen — ein Unterschied, der eine latente Unzufriedenheit erzeugte und eine der Hauptursachen der heutigen Schwierigkeiten in Deutschland ist.

Die Licht- und Schattenseiten der deutschen höheren Schulen vor dem Kriege waren noch einmal kurz zusammengefaßt folgende: ihr großer Vorzug war ihre Vollständigkeit und Gründlichkeit; ihre Schwächen waren mangelnde Anpassungsfähigkeit, Überlastung und Klassenbewußtsein. Die deutschen Reformatoren, die immer praktisch eingestellt waren und besonders während der letzten zehn Jahre vor dem Kriege diesen Weg verfolgt haben, hatten schon deutlich auf diese Fehler hin-

gewiesen. Gelegentlich wurde sogar vorgeschlagen, die lange Gymnasialzeit aufzuteilen und etwas ähnliches wie das amerikanische *college* einzuführen. Aber das amerikanische *college* ist ein Artikel, der schon in seinem eignen Lande viel zu wenig befriedigt, als daß er für den Export empfohlen werden könnte.

Die Verfassung von 1919 hat die Unterschiede aufgehoben. Sie hat die Befugnisse der Reichsregierung erweitert und eine gleiche Ausbildung für alle Lehrer vorgesehen. Auf diese Weise hofft man, zu einem einheitlichen Niveau zu kommen. Der Plan selbst war nicht ganz neu. Der Gedanke einer allgemeinen Elementarschule als Grundlage des nationalen Erziehungssystems war schon in der großen Zeit der pädagogischen Fruchtbarkeit, zur Zeit von SUEVERN und HUMBOLDT aufgekommen. Man ließ ihn aber damals fallen und erst 48 lebte er wieder auf. Mit dem Zusammenbruch des Liberalismus geriet er dann wieder in Vergessenheit, bis der Weltkrieg das besiegte Land daran erinnerte, wie notwendig es ist, eine einheitliche nationale Kultur zu haben. Preußen und andere Staaten versuchen heute mit den Mitteln, die sie hierfür einsetzen können, ihr Erziehungssystem auf der allgemeinen Grundschule aufzubauen. Dadurch soll der soziale Abgrund, der früher zwischen Volksschule und Gymnasium klaffte und die Nation in zwei Lager teilte, überbrückt werden. Kann er ganz überbrückt werden, ohne dabei das Niveau der höheren Schulen und damit auch der Universitäten zu senken? Das ist die Frage, mit der sich die Demokratie auseinander setzen muß, nicht nur in Deutschland, sondern noch mehr, wie wir gesehen haben, in Amerika und England.

Andere Reformen dienen dem Zweck, jedem die gleichen Möglichkeiten zu geben. Junge Leute, die keine der offiziellen Schulen besucht haben, können heute um besondere Prüfungen einkommen. Auf diese Weise ist eine kleine Anzahl Studenten in die Universität gekommen, — eine kleine Zahl, weil der Antragsteller beweisen muß, daß er einer Ausnahme wert ist¹. In Preußen und einigen anderen Staaten wurde ferner eine vierte Gymnasialschule geschaffen, die deutsche Oberschule, die ursprünglich als moderne Schule gedacht war und moderne Sprachen und Naturwissenschaft betonte. Sie unterscheidet sich aber schon jetzt kaum noch von der Oberrealschule. Außerdem sind die Universitäten den Absolventen einer Reihe verschiedener sogenannter Aufbauschulen erschlossen worden. Gleichzeitig wird auch, und zwar mit charakteristischer Gründlichkeit, auf Sport mehr Wert gelegt, eine Entwicklung, die sicher auf die Schulen zurückwirken wird.

Die Revolution hat denen, die eine Universitätsbildung suchen, die Gelegenheit dazu erleichtert. Sie hat aber nicht versucht, die Unter-

¹ Siehe die amtlichen Zirkulare betreffend „Studium ohne Reifezeugnis“.

schiede als solche zu beseitigen. Für gewisse Unterrichtszweige ist in Preußen nicht das Kultusministerium zuständig, sondern das Handelsministerium, das Landwirtschaftsministerium und das Wohlfahrtsministerium¹. Die kleineren Staaten führen die Differenzierung in der Verwaltung nicht so weit; und selbst Preußen konnte sie nicht kampflos durchführen. Es hieß, daß die Unterrichtszweige sich überschneiden und mehr Kosten verursachen würden. Ein Amerikaner kann vielleicht am besten beurteilen, wie wichtig die Erkenntnis derartiger Unterschiede ist. Nach Abschluß der Grundschule öffnen sich verschiedene Wege; sie führen in verschiedene Richtungen; sie locken verschiedene Arten von Menschen an. In Amerika werden alle auf eine einzige große Landstraße geführt — in die *high school*, das *college* und in die Universität; jede von ihnen versucht, sich als umfassende Anstalt zu bewähren, und jede versagt. Deutschland gibt zu, daß die Begabung und die Ziele verschieden sind und versucht jedem das Seine zu geben. Für die Richtigkeit der deutschen Theorie gibt es keinen besseren Beweis, als die amerikanische Praxis.

III.

Die deutschen Universitäten stammen aus dem Mittelalter. Unseren modernen Zwecken dienen sie aber erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Sie haben ihre äußere Form beibehalten, genau so wie Oxford und Cambridge, und selbst die neuen Universitäten in Köln, Hamburg und Frankfurt haben die gleiche Form angenommen. Bei der Gründung der Universität Berlin war jedoch neuer Wein in alte Schläuche gefüllt worden; und die alten Schläuche sind geplatzt. Niemals vorher und niemals hinterher sind altertümliche Anstalten so von Grund aus umgebildet worden, um sie einer Idee anzupassen. Diese Entwicklung war natürlich schon lange vorbereitet; denn wenn man zurückblickt, erkennt man in dem vollendeten Werk den Einfluß von LEIBNITZ, KANT, GOETHE und aller anderen Männer, die an der Schöpfung der nationalen Kultur mitgearbeitet haben. Aber den direkten Anstoß zu der neuen Aera gaben erst HEGEL, FICHTE, SCHLEIERMACHER und HUMBOLDT. Der Anlaß dazu war die Auflehnung des Geistes gegen die Herrschaft der rohen Gewalt.

Die HEGELSCHE Philosophie von dem einigen Staat als der Verkörperung der Vernunft war die trotzigste Reaktion auf die Hilflosigkeit Deutschlands, das damals in kleine Staaten zersplittert von den Heeren NAPOLEONS niedergeworfen war. Es ist geradezu paradox, daß diese Auffassung von dem zersplitterten Volke übernommen wurde, obgleich es zersplittert blieb. Die Theorie gilt, wenn ich vorgreifen darf, auch heute noch, obgleich sich der Partikularismus noch immer fühlbar macht. In dem vorbildlich vereinigten Staate sollte die Universität, wie HEGEL und

¹ Über die Erziehung Erwachsener und über Volkshochschulkurse siehe S. 241—245.

seine Nachfolger die Dinge sahen, die unbegrenzte Möglichkeit zur vollkommenen Entfaltung des Einzelnen bieten. Ein Staat, der sich aus voll entfaltetten Persönlichkeiten zusammensetzte — das war der gedankliche Beitrag HEGELS für Deutschlands Wiedergeburt.

Die Gründung der Universität Berlin, der vorbereitende Schritte in Halle, Göttingen und Jena vorausgegangen waren, bedeutete einen wohlervogenen Bruch mit der akademischen Tradition. Die moderne Freiheit hätte sich nicht mit der mittelalterlichen Universität in Einklang bringen lassen; sie entsprang erst der Entwicklung des Rationalismus im späten achtzehnten Jahrhundert. Die neue Universität war vor allem dazu bestimmt, das Wissen zu fördern; erst in zweiter Linie — vielleicht als Zugeständnis — sollte sie Akademiker und Beamte ausbilden, auf einer Höhe, die der Förderung des Wissens dienen konnte. Nach HUMBOLDTS Auffassung mußte die Rettung des deutschen Volkes von der Verbindung von Lehren und Forschen kommen und die Zeit hat ihm Recht gegeben. Sicherlich hatten die Philosophen früherer Jahrhunderte den Grund dazu gelegt, und zweifellos haben auch die Soldaten und Staatsmänner des neunzehnten Jahrhunderts sehr wesentlich zur geistigen Einigung Deutschlands beigetragen. Obgleich BISMARCK und WILHELM I. scheinbar kein besonderes Interesse für die Universitäten hatten, war WILHELM II. stolz auf sie, wie er auf Deutschlands Heer und Deutschlands Handel stolz war. Er kannte und unterstützte Gelehrte und Forscher. Sie waren ihm Beweise für den Erfolg im Reich der Gedanken, wie ihm das Heer und der Handel Beweise für den Erfolg auf dem Gebiet der Tat waren. Es wäre eine völlig falsche Auslegung, wenn man den Professor als Bewerber um die kaiserliche Gunst hinstellen wollte, wenn auch die Universitäten im ganzen nach und nach von dem monarchischen Geiste durchdrungen wurden. Die Monarchie beeinflusste die Universitäten ungefähr in derselben Weise, wie sie heute in den Vereinigten Staaten vom Geschäft beeinflußt werden. Sozialdemokraten waren von den höchsten akademischen Stellen ausgeschlossen. Die Professoren wurden mit Ehren, Orden und Aufmerksamkeiten überschüttet. Einige wenige, wie PAULSEN, haben indessen ihre demokratische Überzeugung und Einfachheit bis zuletzt aufrecht erhalten und haben sich geweigert, ihr Knie vor dem Hofe zu beugen.

Das geeinigte Deutschland ist damals nicht allein durch „Blut und Eisen“ geschaffen worden. Denn das wahre Deutschland war nicht nur das Deutschland BISMARCKS, seiner Generale und seiner Kaiser, sondern auch das Deutschland GOETHES, SCHILLERS, FICHTEs, SCHLEIERMACHERS, CARL SCHURZs, PAULSENS und VIRCHOWs — ein Deutschland, bei dessen Gründung Philosophie, Literatur, Wissenschaft und Krieg gemeinsam mitgewirkt haben. Nach einer Abschweifung, die glänzend und blendend war, aber nur verhältnismäßig kurze Zeit dauerte, und

in der das kriegerische Element stark übertrieben wurde, ist Deutschland jetzt auf die Hauptstraße zurückgekehrt. BISMARCK hatte, ohne den deutschen Partikularismus ganz zu beseitigen, das Deutsche Reich zu einer vereinigten, aber glücklicherweise nicht einförmigen *politischen* Einheit zusammengeschmiedet, indem er die deutschen Staaten erbarungslos von dieser Notwendigkeit überzeugt hatte. Die deutsche Erziehung auf der anderen Seite, d. h. das Gymnasium und die Universitäten, hatten Deutschland trotz seiner tiefen sozialen, weltanschaulichen und politischen Unterschiede, zu einer *geistigen* Einheit zusammengeschmiedet, die ursprünglich mit dem Worte „Kultur“¹ bezeichnet wurde, mit einem Worte, dem während des Krieges eine so unrechte und unpassende Bedeutung beigelegt wurde.

Die HEGELSche Philosophie mit ihren voll entwickelten Persönlichkeiten scheint mit der Entwicklung der Wissenschaften im Gegensatz zu stehen, die eine immer weitergehende Spezialisierung verlangen. Aber die Erfahrung kann, wie RATHENAU gesagt hat, als ein Kreis angesehen werden, von dessen Peripherie der Gebildete von jedem Punkt aus in die Mitte gelangen kann. Der Einzelne ist in Deutschland — und oft auch in England und nur selten in Amerika — durch seine vorzügliche höhere Schulbildung und die reiche Kulturüberlieferung, in die er hineingeboren ist, in geistiger Hinsicht geschützt. Deshalb fällt es einem so oft auf, daß englische und deutsche Gelehrte und Forscher gebildeter und kultivierter scheinen, als ihre amerikanischen Kollegen. Das ist sicher darauf zurückzuführen, daß die englischen und deutschen Universitäten das Unkraut ausrotten, das an den amerikanischen Anstalten so üppig wuchert.

Ich habe schon auf einige Änderungen hingewiesen, die der Aufrüttelung durch die Revolution folgten. Die teilweise Verderbnis der höheren Erziehung nach dem plötzlichen Zusammenbruch des Kaiserreichs und dem ebenso plötzlichen Aufstieg der Arbeiterklassen, hat zur Zeit den Wert der höheren Schulen herabgedrückt und ihre Zahl maßlos vermehrt. In gleichem Maße ist auch das Niveau der Universitäten heruntergekommen. Die Überfüllung der Universitäten, die teils auf die Arbeitslosigkeit zurückzuführen ist und teils auf den naiven Wunsch der bisher Ausgeschlossenen, auch „von den Fleischtöpfen Ägyptens zu kosten“, haben weiter zu dieser Entwicklung beigetragen. Hier und da haben auch Berufsinteressen und Rücksichten auf den Broterwerb an unsicherem Boden gewonnen. Das Überhandnehmen von Studenten, die ihr Brot verdienen müssen, hat den unrentablen Fächern Abbruch getan zugunsten derjenigen, die eine sichere Lebensstellung versprechen.

¹ BECKER meint, daß die Einigung Deutschlands durch BISMARCKS Politik eine zu militärische und zu wenig kulturelle Tat war. C. H. BECKER, *Kulturpolitische Aufgaben des Reiches*. (Leipzig, 1919) S. 3.

Die Professoren, die ihre Erparnisse verloren haben, sehen sich gezwungen, Extraarbeiten zu übernehmen, nur um geringe Summen nebenher zu verdienen. Die Reparaturen und Neuanschaffungen von Gebäuden und Hilfsmitteln sind ernsthaft erschwert worden. Es ist deshalb kein Wunder, daß die Universitäten vorübergehend gesunken sind. Es ist aber ein Wunder, wie sicher sie im ganzen an ihrer ursprünglichen Aufgabe festgehalten haben, wie Schritte unternommen worden sind, um die Universitäten mit der heutigen Wirklichkeit in engere Fühlung zu bringen, und auf einem wie hohen Niveau die ständige Verwaltung steht, die frühere Fehler und heutige Unzulänglichkeiten offen eingesteht und versucht, dem historischen Gedanken treu zu bleiben.

Die deutsche Universität hat fast eineinhalb Jahrhundert lang dem Unterricht und der Forschung erfolgreich gedient. Solange diese beiden Betätigungen in fruchtbarer Vereinigung bleiben, wird die deutsche Universität trotz ihrer einzelnen Fehler ihre Bedeutung beibehalten. Sie hat die Entwicklung der Universität in Großbritannien angeregt, aus ihr ist die *graduate school* der Neuen Welt hervorgegangen, und ihr sind auch die Industrie, Hygiene und alle anderen Gebiete zu Dank verpflichtet. Der deutschen Universität kommt es weder auf Nutzenanwendung noch auf praktische Berufsausbildung an. Sie ist vielmehr von Zeit zu Zeit wegen ihrer Indifferenz diesen Dingen gegenüber kritisiert worden.

IV.

Mit den technischen Hochschulen zusammen gibt es in Deutschland 30 Universitäten¹. Sie sind sich äußerlich ganz gleich und stehen auch in geistiger Hinsicht auf ziemlich gleichem Niveau. Für die Aufrechterhaltung ihres Standards sorgt einmal das Reich durch die verschiedenen Staatsexamina, ferner die Konkurrenz, dann der unaufhörliche Wechsel von Studenten und Professoren und schließlich der Meinungs-austausch auf der jährlichen Hochschulkonferenz². Dennoch gibt es feine Unterschiede, die auf die Geschichte und auf die geographische Lage zurückzuführen sind. Die Gründung der Universität Berlin in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hat, wie wir gesehen haben, das ganze System erschüttert. Die übrigen Universitäten, die noch mehr oder weniger mittelalterlich waren, beeilten sich, eine nach der anderen, der modernen Berliner Richtung zu folgen. Preußen hat damals die Führung übernommen und übt seither durch seine Größe wie durch die

¹ In ihrer klassischen Form sind sie am besten beschrieben von FRIEDRICH PAULSEN, *Die Deutschen Universitäten* (übersetzt von FRANK THILLY und WILLIAM W. ELWANG, New York, 1906), und von W. LEXIS in Band I, „*Die Universitäten im Deutschen Reich*“ (Berlin 1904).

² Die Weimarer Verfassung sah hierfür einen Reichsausschuß vor, der aber ohne Bedeutung ist.

Anzahl seiner Universitäten eine Art Vorherrschaft aus. Es wäre aber falsch zu glauben, daß sich die anderen Bundesstaaten untergeordnet hätten. Die größeren Bundesstaaten, z. B. wie Sachsen und Bayern, haben ihre Handlungsfreiheit innerhalb des allgemeinen Rahmens beibehalten und auch ausgeübt. Trotz des enormen Einflusses, den Preußen gehabt hat, ist es niemals sklavisch kopiert worden; sondern die anderen Staaten haben auch von sich aus Reformversuche gemacht, und zwar seit der Revolution noch mehr als früher, wie auch auf Gebieten, die dem preußischen Vorbild ganz ferne lagen. Wenn man von Wien nach München, Freiburg oder Hamburg fährt, erkennt man die Früchte der deutschen Individualisierung. Bonn und Köln fühlen sich dafür verantwortlich, die kulturelle Eigenart des Rheinlandes zu wahren; die neue Universität Hamburg interessiert sich besonders für Übersee; Breslau vertritt Ost-Europa, und Königsberg Ost-Deutschland. Die neuen Universitäten, deren Lehrkörper in der Hauptsache von den alten Universitäten stammen, können sich nicht zu weit vorwagen; und die fundamentalen Ideale sind zu tief eingewurzelt, um sie herausreißen zu können.

Die deutsche Universität wird letzten Endes durch eine Zentralgewalt regiert, und zwar durch die Kultusministerien der acht Bundesstaaten. Die Ministerien haben die Oberaufsicht über Erziehung, Kunst, Theater und Oper. Damit ist der Staat für die Aufrechterhaltung des Kulturniveaus direkt verantwortlich. Wir wollen uns hier aber nur mit der Erziehung beschäftigen.

Der Kultusminister ist ein Mitglied des Parlaments und zuweilen von Haus aus ein Gelehrter, wie z. B. Kultusminister BECKER. Die verschiedenen Abteilungen des Ministeriums werden meist von Männern geleitet, die auf der Universität ausgebildet wurden; durch den Wettbewerb mit anderen Staaten sind die Ministerien dazu gezwungen, auf dem Laufenden zu bleiben. Die Verwaltung macht viel weniger Schwierigkeiten als in den Vereinigten Staaten; denn die Geschäfte der Universität werden durch einen lokalen Kurator beaufsichtigt, der über Untergebene verfügt und mit dem Ministerium in persönlicher Fühlung steht. Auch der delegierte Regierungsvertreter ist Vertrauensmann der Universität in Verwaltungsfragen. Das im Turnus verliehene Rektorat, das nur ein Jahr dauert, hat weder Nachteile für den Gelehrten, noch schließt es eine ständige Politik aus; denn das Ministerium und die Fakultäten folgen wohlausgetretenen Wegen, die manchmal nur zu ausgetreten sind. Die Fakultäten, d. h. die philosophische, medizinische, juristische und theologische Fakultät, sind für sich abgegrenzt, selbstständig und in der Regel gleich bedeutend und gleich gut entwickelt. Sie erledigen ihre Geschäfte durch Fakultätsausschüsse, die durch einen Dekan mit der betreffenden Stelle des Ministeriums verhandeln. Es geht

zuweilen nur langsam vorwärts, die Ausschüsse und Besprechungen nehmen manchmal überhand, und es wird gelegentlich auch zu viel geredet; aber trotzdem hat während der letzten 75 Jahre vor dem Kriege kein Land seine Universitäten, was Ausstattung, Geldmittel und Ausdehnung betrifft, so verbessert wie Deutschland, wenn man auch an Ort und Stelle oft sehr unzufrieden war.

Ich möchte vier besonders wichtige Seiten des Universitätslebens etwas ausführlicher besprechen. Beginnen wir mit der Lehr- und Lernfreiheit. Der deutsche Universitätslehrer, Privatdozent oder Professor, — wie er ausgesucht wird, werde ich noch kurz besprechen — geht seinen eignen Weg, ohne daß er daran gehindert wird. Er hat vollkommene Freiheit in der Wahl seiner Unterrichtsgegenstände, in der Art der Darstellung, in der Zusammensetzung seines Seminars und in der Art, wie er lebt. Er wird weder von der Fakultät noch vom Ministerium überwacht. Er genießt das Ansehen eines Mannes, der auf einem geistigen Posten steht und niemandem Rechenschaft abzulegen hat. Er hat zweierlei Aufgaben zu erfüllen, wie ich schon bei der Besprechung der Universität angegeben habe: er soll das Wissen weitergeben und vermehren, d. h. lehren und forschen. Man nimmt allgemein an, daß sich der deutsche Professor nach der wahren Natur der Universität nur für die Forschung interessiert und das Lehren leicht nimmt. Dieser Irrtum kommt zweifellos daher, daß er bei seinem Unterricht die Studenten nicht zu „päppeln“ versucht. Das verlangen die Studenten auch gar nicht, und er selbst ist darüber erhaben. Die Universität ist niemals von dem Gedanken HUMBOLDTS abgewichen, daß auf der Universität Lehre und Forschung vereinigt werden müßten. Die kürzlich herausgegebene Bibliographie der wichtigeren Veröffentlichungen von WILAMOWITZ umfaßt beinahe acht eng bedruckte Seiten¹. Für Ausländer ist WILAMOWITZ der typische deutsche Gelehrte — der im besten Sinne produktive Gelehrte. Und doch spricht WILAMOWITZ im Rückblick auf seinen Werdegang von seinen Büchern als „den abgeworfenen Schlangenhäuten seiner Entwicklung . . . Gelehrter ist man in Deutschland nur im Nebenamt; Hauptamt ist die Professur; und so habe ich sie immer behandelt“². Der Unterricht spielt sich gewöhnlich in folgenden drei Formen ab: erstens in Vorlesungen für viele Hörer, zweitens in praktischen Übungen, bei denen Assistenten helfen, und drittens in Seminaren, die Ausgewählten vorbehalten sind, die leider heute nicht mehr genügend ausgesucht sind, weil man gelegentlich Zwangsseminare abhält, und in privaten Oberseminaren für die wirklich Begabten. Der Professor muß ein breites

¹ Die Bibliographie ist in der deutschen Ausgabe nicht mit abgedruckt, sondern nur in der englischen Übersetzung (London, 1930), S. 391—99.

² ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORF, *Erinnerungen, 1848—1914* (Leipzig), Vorwort.

Wissen haben, um seinen Studenten den Lehrgegenstand in seinem ganzen Umfange klar machen zu können; und um Seminare für fortgeschrittene Studenten abhalten zu können, muß er auch produktiv tätig sein. Lehren und Forschen halten sich natürlich nicht überall das Gleichgewicht. Aber es ist überraschend, wie häufig große Forscher auch in dem Ruf stehen, gewissenhafte und anregende Lehrer zu sein. Ich nenne aus der letzten Zeit nur VIRCHOW, MOMMSEN, COHNHEIM, LUDWIG, ERICH SCHMIDT, HARNACK, FRIEDRICH MÜLLER und WILAMOWITZ; sie hatten eine begeisterte Hörschaft; sie gründeten Schulen, und ihre Schüler brachten nach und nach neue Gedanken in die alten Lehrstühle; und in den öffentlichen Vorlesungen, in denen sie in großen Umrissen ihr jeweiliges Gebiet behandelten, begeisterten sie einen gewaltigen Hörerkreis — der Naturwissenschaftler auch humanistische Hörer, und der Humanist auch Naturwissenschaftler und Philosophen. Es gibt natürlich auch schlechte Lehrer, und es sind natürlich auch oberflächliche und pedantische Schriften und Dissertationen bekannt geworden. HEINES Satiren treffen auch heute noch manchmal zu. Auch CARLYLES „Gerundium-Pauker“ gibt es gelegentlich noch. Aber selbst die deutsche Pedanterie steht auf wissenschaftlicher Basis: der Philologe oder Philosoph, der sein Leben mit Unbedeutendem verschwendet, kennt wenigstens seinen *Plato* und *Aristoteles*. Und die Pedanterien, die bei der Besprechung der Kirchenväter vorkommen können, sind grundverschieden von den lächerlichen Untersuchungen über die Zubereitung von Speiseeis oder die Pflichten eines Schulpedells. Einer der tüchtigsten jüngeren deutschen Verwaltungsbeamten bemerkt in einem amtlichen Schreiben¹: „Die Universität ist eine Forschungsstätte, aber auch der Boden, auf dem die zukünftigen Führer erzogen werden. Genau so, wie sie für theoretische Probleme interessiert ist, muß sie auch, und zwar besonders heutzutage, Leute erziehen, die die Hochschulbildung praktisch anwenden können — ganz abgesehen von der Anregung, die die Wissenschaft durch die Bedürfnisse des täglichen Lebens bekommt.“² Und weiter: „Spezialisierung, die auf einen praktischen Beruf hinzielt, kann den deutschen Studenten nur schaden. Denn es ist nicht der Zweck der Universität, den Studenten mit allen künftigen und möglichen Einzelheiten bekannt zu machen, sondern ihm die Grundlagen so beizubringen, daß er später seine Aufgaben von selbst lösen kann. Das gilt für alle Fakultäten in gleichem Maße.“

Der Student ist theoretisch ebenfalls sein eigener Herr. Da seine Zeugnisse allgemein anerkannt werden, kann er gehen, wohin er will; er kann zur Überfüllung von Berlin beitragen, während Tübingen zu wenig besucht ist. Er sucht sich seine Lehrer aus; er geht von Universität zu

¹ Unveröffentlichte Denkschrift.

² Siehe, was ich früher über PASTEUR, HALDANE u. a. gesagt habe.

Universität; er kann seine Zeit mit Fechten und Trinken vergeuden; er kann seine Ferien damit zubringen, in einem Laboratorium oder in einer Klinik als Famulus zu arbeiten. In den Berufen, in denen es einen logischen Studiengang gibt, kann er ihn befolgen oder nicht. Er wird von dem Tage seiner Immatrikulation ab als ein Erwachsener behandelt.

In der Praxis ist der Student, der sein Examen machen will, aber nicht so frei, wie es in der Theorie erscheinen mag. Es gibt in Deutschland zweierlei Examina, nämlich erstens ein staatliches, das für die akademischen Berufe Voraussetzung ist, und zweitens ein Universitäts-examen, durch das man den Doktorgrad erhält. Während bei dem ersteren die Professoren eine wichtige Rolle spielen oder ihren Rat dazu erteilen, wird das letztere von der Universität selbst abgehalten und geregelt; das letztere wird jedoch nur von verhältnismäßig wenig Studenten abgelegt. So schleichen sich Vorschriften und Zwang in die Lernfreiheit ein. Zuweilen liegen die Vorschriften in der Natur des Lehrgegenstandes; man kann z. B. nicht Physiologie studieren, ohne Anatomie zu können, oder Physik ohne Mathematik. In solchen Fällen ist die Lernfreiheit durch die Natur des Lehrgegenstandes eingeengt. Auf der anderen Seite wird sie auch, und zwar mit Nachteil für den Studenten, durch die Prüfungen eingeschränkt. Staat und Universität bemühen sich (nur zu oft mit Erfolg), die Zahl der einzelnen Prüfungsfächer besonders in den akademischen Berufen weiter zu vermehren¹. Glücklicherweise wird aber meist nicht streng „kontrolliert“, ob der Student an den Vorlesungen teilnimmt oder nicht. Der Student mag fleißig oder faul sein; er mag sein Ziel in den vorgeschriebenen Semestern erreichen oder länger studieren; er kann an ein und derselben Universität bleiben oder wechseln. Weder der Dekan noch ein Professor kümmert sich um ihn. Man nimmt an, daß er für sich selbst sorgen kann, und er trägt die volle Verantwortung. Er muß schließlich selbst wissen, wann die Zeit für sein Examen gekommen ist. Kein Kalender sagt ihm, wann das ist, oder worin die Prüfung genau bestehen wird. Was die Zahl der Prüfungen betrifft, so wird gesagt, man könne die Deutschen in zwei Klassen teilen, nämlich in diejenigen, die prüfen, und diejenigen die geprüft werden. Je mehr der Student examiniert wird, um so geringer wird natürlich die Möglichkeit, daß er seinen eignen Gedanken nachgehen und seinen Weg selbst suchen kann — was der eigentliche Kern der Universität sein sollte. Aber man darf nicht vergessen, daß weder der deutsche noch der englische Student einen Grad erlangen oder für ein Examen reif befunden werden kann, dadurch daß „Punkte“, „Stunden“ und „Leistungsnachweise“ zusammengezählt werden. Er wird geprüft, wenn er selbst

¹ Wenn ein neues Fach in die Prüfung aufgenommen wird, muß der Student es belegen und eine Gebühr dafür bezahlen.

glaubt, fertig zu sein, und er muß irgendwelche Fragen beantworten, die seine Examinatoren für angemessen halten.

An zweiter Stelle möchte ich die Berufung der Ordinarien nennen. Wenn ein Ordinarius berufen werden soll, werden der Fakultät zunächst durch einen Fakultätsausschuß drei Kandidaten vorgeschlagen. Diese Liste kann durch die Fakultät geändert werden, ehe sie dem Minister vorgelegt wird. Damit besitzt die Universität eine starke Waffe gegen die Gefahr eines Übergriffs von seiten des Staates. Diese Regel wirkt sich nach beiden Seiten aus und zwingt sowohl die Universität wie das Ministerium zu einem hohen Standard. Die Fakultät, die eifrig ihre Rechte wahrt, muß sich hüten, dem Ministerium einen Vorwand für die Ernennung eines Außenseiters zu geben. Ihre Vorschläge sind deshalb in der Regel gut; und wenn die Vorschläge der Fakultät gut sind, kann der Minister sie nicht umgehen, ohne Anstoß zu erregen. Er hat das Recht, einen der drei, oder wenn er will, auch einen Außenseiter zu ernennen. Es kommt gelegentlich vor, daß der Minister die Vorschläge der Fakultät nicht berücksichtigt, oder sie um weitere Vorschläge ersucht. Seine Berechtigung dazu erschwert die Bildung interner Cliquen, ohne sie jedoch ganz verhüten zu können. Die drei Männer, die die Fakultät vorschlägt, haben sich fast immer an einer anderen Universität ausgezeichnet. WILAMOWITZ beklagt sich in seinen jüngst veröffentlichten Erinnerungen darüber, daß der Minister in Berlin gelegentlich von bedeutenden Persönlichkeiten bedrängt werde, den Fakultäten der kleineren Universitäten Professoren aufzuoktroieren. Er schreibt: „VIRCHOW hatte Assistenten unterzubringen; MOMMSEN sprach es ganz offen aus, als ich mich in einem solchen Falle beklagte: „wir konnten ihn nicht brauchen.“ „Für Greifswald sollte er gut genug sein.“ So wurde der junge hervorragende ERICH SCHMIDT einmal zugunsten eines Günstlings von Minister FALK übergangen. „Daß an einer kleinen Universität — — die Jugend überwiegt, gibt ihr ein besonderes Gepräge; — — aber es ist bedauerlich, wenn einer darum kleben bleibt, weil er nie hätte berufen werden sollen.“¹

Seit der Einsetzung der gegenwärtigen Regierung ist das sächsische Ministerium mehr als einmal über die Vorschläge der konservativen Universität hinweggegangen. In Jena wurde der Universität kürzlich eine Berufung vom Ministerium aufgezwungen, die in weiten Kreisen als völlig verfehlt angesehen wird. Es war jedoch schon immer möglich, daß hervorragende Persönlichkeiten übergangen wurden oder sich in ihrer Stellung nicht wohl fühlten. „Die Verbindung von Lehren und Forschung,“ schreibt der jetzige Ministerialdirektor im preußischen Kultusministerium, „bedeutete im letzten Jahrhundert, daß der Ge-

¹ *Loc. cit.*, S. 186.

lehrte in der Regel die ihm angemessene Stellung bekommen konnte, falls es ihm möglich war, Mitglied einer Fakultät zu werden. Aber es ist auch heute noch möglich, das Schicksal von SCHOPENHAUER, NIETZSCHE, DÜHRING, HARTMANN, ROBERT MAYER, FREYTAG u. a. zu erfahren, die entweder vergebens versucht haben, in die Universität Einlaß zu finden, oder die ihr tief verstimmt den Rücken kehrten. Die Wissenschaft darf den Wert solcher Geister nicht verkennen.“¹ Das ideale Funktionieren der deutschen Einrichtung kann auf diese Weise durch persönliche, politische und Rassebedenken gestört werden.

Seit dem Kriege haben sich die fortschrittlichen Staaten stärker einmischen müssen, da die Fakultäten meist konservativ eingestellt waren. Augenblicklich steht ein Kampf zwischen den Ministerien und den juristischen Fakultäten bevor, an denen Vieles ausgesetzt wird. Im allgemeinen arbeitet das deutsche System am besten, wenn ein starker Ministerialdirektor oder ein starkes Ministerium mit einer starken Fakultät zusammentrifft: wenn beide stark sind, muß man verhandeln, und aus Verhandlungen zwischen Gleichwertigen pflegen vernünftige Resultate hervorzugehen; wenn das Ministerium schwach ist, kann es zur Cliquenbildung innerhalb der Universität kommen; und wenn die Fakultät schwach ist, kann das Ministerium einen unberechtigten Einfluß gewinnen. ALTHOFF, der während der letzten 50 Jahre die bedeutendste Persönlichkeit im preußischen Kultusministerium gewesen ist, hat zweifellos die Universitäten zuweilen bekämpft, aber es ist auch sicher seiner Einsicht und seiner Tatkraft zu verdanken, daß Männer wie RANKE, HARNACK und HELMHOLTZ berufen wurden, auf die man schon aufmerksam geworden war. Auf ihn ist auch die Gründung der Forschungsinstitute und die großartige Entwicklung der Medizin zurückzuführen. Zweifellos kann eine so starke und eigenwillige Persönlichkeit auch Schwierigkeiten machen und Widerstand herausfordern. WILAMOWITZ erzählt uns z. B., daß ALTHOFF am liebsten nach eigenem Gutdünken entschieden und Kuratoren vorgezogen hat, die gewissermaßen nichts weiter als Briefboten waren. Auf der anderen Seite gibt er zu, daß ALTHOFF die allergrößte Hochachtung vor den Universitäten hatte und daß er angestrengt an ihrer Entwicklung mitgearbeitet hat. „Sein Werk steht da. — — — Wer an sein stilles Grab in dem botanischen Garten tritt, der soll auch wissen — — — daß dort ein redlicher und treuer Mensch ruht.“² Im ganzen kann man auf Grund der vorliegenden

¹ RICHTER, WERNER: *Die Organisation der Wissenschaft in Deutschland*, S. 4.

² *Loc. cit.*, S. 199, 251. Er bemerkt weiter, daß während der 13½ Jahre, die er in Göttingen war, das Ministerium nur einmal einen Professor berufen hat, der nicht von der Universität vorgeschlagen war, und zwar in einem Fach, in dem die betreffende Fakultät keinen Fachmann besaß; die Wahl wurde von allen gleich gleich gut geheißt (*Ibid.*, S. 250).

Resultate schließen, daß meist sachliche Erwägungen den Ausschlag gegeben haben; dafür sprechen besonders die Stärke und das große Ansehen, welches die Universitäten genießen.

Der dritte Punkt, den ich im Auge habe, ist das „Wandern“ der Universitätslehrer. Wenn auch zwischen den deutschen, schweizerischen und österreichischen Universitäten eine gewisse Familienähnlichkeit besteht, so leiden sie doch nicht an örtlicher Inzucht. Man kann seinen Doktor in München machen und dort Privatdozent werden, nachdem man vorher zwei oder drei andere Universitäten besucht hat; man kann darauf Extraordinarius (in England würde man *reader* oder *lecturer* sagen und in Amerika *associate professor*) in Tübingen oder in Graz werden; man kann später nach Bonn berufen werden, von dort, falls man weiter produktiv tätig ist, nach Leipzig und schließlich vielleicht nach Berlin oder Wien, obgleich manche der Tüchtigsten den Ruf in die Hauptstadt ablehnen und lieber an einer kleinen Universität bleiben, wo es „gemütlicher“ ist. Der Fortschritt und das finanzielle Gedeihen der Universitäten hängt von einer starken Konkurrenz unter den Universitätslehrern ab, die sich über die ganze Nation erstreckt. Zwei Faktoren spielen dabei die wichtigste Rolle, nämlich erstens ihr Ruf als Lehrer nud zweitens ihr Gelehrtenruhm; fehlt eins von beiden, ist seine Karriere in Frage gestellt.

Eine noch wirksamere Gewähr für die Freiheit und für die Gelehrsamkeit ist die Privatdozentur. Die Privatdozenten sind die Rekruten, aus denen schließlich die Professoren hervorgehen. Bei der Wahl des Professors hat das Ministerium ein Veto-Recht, und es kann sogar selbständig den Professor wählen. Bei der Erteilung der *venia legendi* hat es aber keinerlei Stimme, sondern sie ist ein Vorrecht der Fakultät. Die Privatdozentur ist jedoch weit mehr als ein Schutzwall der akademischen Freiheit und Sicherheit. Vor dem Kriege waren die Privatdozenten eine Gruppe von Männern, die in ein schweres und unbezahltes Noviziat eintraten und auf eine akademische Laufbahn hofften. Man könnte für die Achtung, die die Universitäten genossen, keinen besseren Beweis anführen. Der deutsche Student erlangte seinen Doktorgrad auf Grund einer Dissertation, die vor allem seine Fähigkeit für selbständige Arbeit zeigen sollte, und auf Grund eines Examens, in dem er ein gründliches Wissen von der Literatur seiner Arbeit vorweisen mußte. Bekam er nun, wenn er die Universitätskarriere einschlagen wollte — an diesem schwierigen Punkte seiner Entwicklung — eine Universitätsanstellung, die ihn bequem leben ließ und ihn mit Unterrichtspflichten überbürdete? Keineswegs. Er erhielt kein Gehalt mit der *venia legendi*, er wurde nur Privatdozent, kündigte ein oder zwei Vorlesungen an und trat in irgendeiner Weise mit einem Laboratorium, einer Klinik oder einer Bibliothek in Verbindung, um seinen wissenschaftlichen Arbeiten nachzugehen.

Die Privatdozenten bildeten die Kinderstube, aus der die deutschen Universitäten, wie ich gesagt habe, ihre Extraordinarien bezogen, je nachdem, ob sie zum Lehrer und Gelehrten taugten; aus den Extraordinarien von ganz Deutschland und aller deutsch-sprechenden Länder wurden schließlich in der oben beschriebenen Weise die Ordinarien ausgewählt. Bei jedem Schritt wurde immer wieder auf dieselben beiden Punkte Gewicht gelegt: der Kandidat mußte imstande sein, sein Thema klar auseinander zu setzen, und er mußte wissenschaftliche Beiträge liefern. Es war ein strenges System: der Privatdozent konnte oft Jahre lang nicht vorwärts kommen, besonders wenn sich der Ordinarius nicht für ihn interessierte oder ihm gar feindlich gesinnt war, was vorkommen kann. Das System bedingte ein gelehrtes Proletariat, das oft recht unglücklich war; aber es zog auch, und zwar auf jedem Gebiet — in der Naturwissenschaft, in den humanistischen Fächern, in Jura, Medizin und Theologie — eine Schar von Mitarbeitern heran, mit denen die Universitäten, die höheren Schulen, die Regierung und die Industrie ständig neu versorgt werden konnten. Um bestimmte, sehr schwierige Dinge auszuführen, hatte die deutsche Universität, deren wichtigste Seiten ich eben beschrieben habe, weit bessere Einrichtungen, als bisher irgendeine andere Nation.

Schließlich muß noch erwähnt werden, daß auch der deutsche Student, ebenso wie der Professor, von Universität zu Universität zieht, wenn auch heute — aus finanziellen Gründen — weniger als früher. Die Treue, die den „Harvardmann“ in den Vereinigten Staaten und den „Oxfordmann“ in England auszeichnet, kennt man in Deutschland nicht, außer vielleicht in der Form einer sentimentalischen Anhänglichkeit an die Universität, an der der Student sein erstes Semester verbracht hat. Man kennt keinen „Berlinmann“, „Greifswaldmann“ oder „Wienmann“. Dieser Mangel ist fraglos zu bedauern: denn er bedeutet eine Beeinträchtigung der persönlichen und kameradschaftlichen Beziehungen, die in den englisch-sprechenden Ländern zur Annehmlichkeit des Lebens beitragen. Er schadet dem Studenten vom menschlichen Gesichtspunkt aus; aber welche persönlichen oder gesellschaftlichen Nachteile das Wechseln auch immer mit sich bringen mag, letzten Endes gewinnt der deutsche Student dadurch mehr, als er verliert. Das System hat auch seine Nachteile: z. B. kann ein gleichgültiger Student seinen Doktor dort machen, wo er ihn am leichtesten bekommen kann. Aber es ist viel wichtiger, daß der begabte Student dorthin gehen kann, wo in seinem Fach am intensivsten gearbeitet wird; es reizt auch den Professor, sein Bestes zu geben, um die tüchtigsten Studenten heranzuziehen; denn von der Qualität seiner Studenten hängt der Ruf seines Seminars, seines Laboratoriums und bis zu einem gewissen Grade auch sein Einkommen ab.

V.

Die traditionellen Fakultäten sind die philosophische, theologische, medizinische und juristische Fakultät. An ihrer Spitze haben sie je einen Dekan, der aber weniger belastet ist, als sein amerikanischer Kollege, was zum Teil, wie ich glaube, darauf zurückzuführen ist, daß seine Aufgaben einheitlicher sind. Die philosophische Fakultät ist der Eckpfeiler des Gebäudes. Die Theologie spielt keine Rolle mehr. Die Medizin und Jurisprudenz sind dem praktischen Leben zu nahe, und sie sind immer in Gefahr, in Fachschulen auszuarten, obgleich die Medizin, die in der Hauptsache mit Studenten rechnen muß, die Ärzte werden wollen, bisher ihren wissenschaftlichen Standpunkt mit großem Erfolg beibehalten hat, und zwar mit viel besserem Erfolg, als die Medizinschulen aller anderen Länder. Die philosophische Fakultät ist der Schwerpunkt geblieben, ganz so, wie HUMBOLDT es beabsichtigt hat. Während des 19. Jahrhunderts vereinigte keine philosophische Fakultät irgendeines anderen Landes so hervorragende Wissenschaftler und Gelehrte, versah sie mit ebenso guten Hilfsmitteln oder zollte ihnen die gleiche Verehrung, wie in Deutschland. Im großen und ganzen hat sie sich auf ihrer Höhe gehalten, und sie ist nur wenig von den erwähnten Kräften erschüttert worden. Ich muß aber zwei Einschränkungen machen. Die größten Universitäten fanden die vereinigte philosophische Fakultät unübersichtlich und trennten daher die Geistes- und Naturwissenschaften in zwei Gruppen — ein Verlust für beide sowohl, wie für den organischen Charakter der Universitäten. Während ferner die Sprachen, Literatur, Philosophie, Mathematik und die Naturwissenschaften sachlich weiter entwickelt wurden, wurde die Soziologie in der monarchischen Ära durch eine Reihe von Vorurteilen schwer gehemmt, wie sie in der jetzigen sozialdemokratischen Ära durch andere Vorurteile aufgehalten werden mag. Die historische Methode führte zwar anfangs zu bedeutenden Resultaten; heute ist sie aber zu einem Hindernis geworden und versagt, wo es sich um realistische Studien handelt, wie sie, abgesehen von ihren Auswüchsen, in den Vereinigten Staaten getrieben werden, oder ohne Auswüchse, an der Londoner Nationalökonomischule, in Cambridge und in einigen englischen Provinzuniversitäten. Die deutschen Universitäten waren merkwürdig blind für den Aufstieg der Sozialdemokratie, die, als plötzlich die Zeit gekommen war, ganz Deutschland umstürzen und auch den Universitäten Ungelegenheiten bereiten sollte. Sie gaben sich noch immer mit der Geschichte und mit Abstraktionen ab, anstatt daß sich kühne und selbstlose Gelehrte gefunden hätten, die die Erscheinungen des Wirtschaftslebens und die soziale Grundlage des Rechts studiert hätten. KARL MARX war ein Phänomen allererster Ordnung; und doch wurde mir glaubwürdig versichert, daß die nationalökonomische Autorität, die vor dem Kriege am

höchsten gewertet wurde, die MARXsche Philosophie ungefähr mit einem einzigen Absatz abgetan hat, eine Philosophie, die heute die einflußreichste im Reiche ist. Ich habe offen zugegeben, daß der Versuch, die Politik, Soziologie und Jurisprudenz wissenschaftlich zu behandeln, besonderen Gefahren ausgesetzt ist. Das Chaos der heutigen Versuche in Amerika ist ein genügender Beweis dafür. Nichtsdestoweniger gibt es auf diesen Gebieten Erscheinungen, die trotz aller Gefahr, die mit ihrem Studium verbunden ist, der Forschung leichter zugänglich sind, als das Mittelalter. Es muß eine objektive, wissenschaftliche und systematische Methode, um die Probleme der Politik, der Wirtschaft und der Rechtspflege zu studieren und sie durchzudenken, gefunden werden, wie es eine objektive, wissenschaftliche und systematische Methode gibt, die Probleme der Krankheiten zu erforschen. Professor MENDELSSOHN-BARTHOLDYS Institut für Auswärtige Politik, das gleich objektiv und wissenschaftlich ist, ist ein vorzügliches Musterbeispiel. Man braucht sich nicht auf das Vergangene zu beschränken, und man braucht auch nicht, wie es so viele Erzieher und Soziologen getan haben, den Sinn für Humor, den Sinn für Werte und die Objektivität aufzugeben.

Der Anfang zu einer mehr realistischen Entwicklung der Soziologie wurde bereits vor der Revolution gemacht. Der Biograph des verstorbenen Dr. STRESEMANN weist darauf hin, daß seine Doktordissertation „Die Entwicklung des Berliner Flaschenbiergeschäfts“ betitelt war. Man kann sich vorstellen, was ein Amerikaner aus diesem Thema gemacht hätte; aber STRESEMANN sah darin den Beweis für den Niedergang des „unabhängigen Mittelstandes“; und von diesem Gesichtspunkt aus schrieb er seine Dissertation¹. Seine Laufbahn ist ein vorzügliches

¹ „Schon vorher veröffentlichte er zwei andere größere wissenschaftliche Arbeiten, die eine, die in der Beilage der „Kölner Allgemeinen Zeitung“ erschien, über Währungsfragen und die andere (*Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*) über „Die Warenhäuser, ihre Entstehung, Entwicklung und volkswirtschaftliche Bedeutung.“ Dies ist gewissermaßen das Gegenstück zu der Arbeit über den Flaschenbierhandel. Schildert er dort, wie ein Stand durch die fortschreitende Entwicklung zerrieben wird, so gibt er hier ein Bild des Aufblühens der Warenhäuser und knüpft daran die Frage nach der volkswirtschaftlichen und sozialen Bedeutung der aufblühenden Großbetriebe. Das Grundprinzip beider Arbeiten ist dasselbe. Veranlassung zu dem Aufsätze über die Warenhäuser mag der Ruf der Spezialhändler gewesen sein, daß der Staat sie schützen möge, indem er die Warenhäuser mit Sondersteuern belaste.

STRESEMANN wendet sich gegen den Gedanken, daß man Steuern gewissermaßen als Strafe handhabe, die man dem Tüchtigen, der fortschreitet, auflade zugunsten dessen, der nicht mehr die Kraft hat, voranzuschreiten; weist auf die Entwicklung der Industrie hin, die auch eine Unzahl selbständiger Existenzen vernichtet habe und schließlich doch der Anlaß war, daß das Volk in seiner Gesamtheit zu neuem Wohlstande erblühte, und gibt der Überzeugung Ausdruck, die er auch späterhin in wirtschaftlichen und politischen Fragen immer vertreten

Beispiel dafür, wie die Universitäten auf legitimen Wege ins öffentliche Leben eingreifen dürfen. STRESEMANN erhielt zuerst eine gute höhere Schulerziehung und dann an der Universität eine Allgemeinbildung philosophischer Natur, ohne Rücksicht auf das *ad hoc*. Nachdem er, ein gebildeter Mann, die Universität verlassen hatte, wurde er Kaufmann. Der Krieg und die Zeit nach dem Kriege brachten neue Probleme mit sich, für die niemand ausgebildet war oder hätte ausgebildet sein können. Aber dieser Mangel war kein Hindernis für ihn. „Die Gelegenheit,“ sagt PASTEUR, „begünstigt den, der geistig vorbereitet ist.“ Und STRESEMANN war im tiefsten Sinne des Wortes durch seine Erziehung vorbereitet. Es schadet nichts, daß 75% der deutschen Universitätsstudenten später praktische Berufe ergreifen. Sie sind durch ihre Erziehung dazu befähigt, mit ihrem durch Lehren und Forschen trainierten Geist an die Fragen heranzutreten, vor die sie gestellt werden. Selbst in Deutschland gibt es unkritische Geister, die mehr oder weniger laut eine Fachausbildung verlangen, aber bisher, wie ich gezeigt habe, glücklicherweise ohne viel Erfolg. Trotz der Gefahr, den Leser durch Wiederholung zu langweilen, weise ich noch einmal auf die Überlegenheit der Erziehung hin, gegenüber der Zweckausbildung, durch welche die Erziehung in Amerika so sehr behindert ist.

Niemand hält die vier Fakultäten, von denen eben die Rede war, für heilig. Die Theologie könnte man fallen lassen, wenn das religiöse Gefühl weniger intensiv wäre. Gegen die Einführung neuer Fakultäten läßt sich prinzipiell nichts einwenden. Es könnten jederzeit Fakultäten für Hauswirtschaft, Pädagogik, Geschäft, Journalismus oder Pharmazie gegründet werden, wenn die deutschen Universitäten und die Kultusministerien überzeugt wären, daß solche Fakultäten in die Universität gehören — auf gleicher Stufe mit der philosophischen, medizinischen und juristischen Fakultät. Man ist aber einstimmig der Ansicht, daß sie nicht dahin gehören. Die einzige Fakultät, deren Gründung ernstlich in Erwägung gezogen wurde, ist die der technischen Wissenschaften. Hätte sie als fünfte Fakultät der Universität angegliedert werden sollen? Wäre es besser gewesen, man hätte diesen Weg eingeschlagen? Es fehlt ihr das historische und kulturelle Interesse, das die Medizin hat, aber sie ähnelt ihr in Hinsicht auf die Verbindung von reiner und angewandter Wissenschaft. Trotzdem hat man sich zu einem anderen Weg entschlossen. Man hat nach dem Vorbild der Universitäten technische Hochschulen gegründet, die für Lehren und Forschen bestimmt sind, oder man hat Polytechniken dahin ausgebaut. Sie sind jetzt den Universitäten gleichgestellt, und ihre Lehrer wechseln zwischen beiden hin und her. Die

hat, daß man eine Entwicklung nicht hemmen, sondern immer nur in die richtigen Wege leiten könne.“ Baron **Rochus von Rheinbaben**, STRESEMANN: *Der Mensch und Staatsmann*, S. 29/30.

Frage der Studentenziffern war ursprünglich ohne Bedeutung. Heute aber, wo es sich um mehr als 22 000 Studenten handelt, die im Falle einer Vereinigung der schon überfüllten Universität zufließen würden, kann man diese Frage nicht mehr ohne weiteres übergehen. Ich führe aus einem kurzen Memorandum, das für mich zusammengestellt wurde, die Grundsätze an, die hierbei mitsprachen:

„Vor fünfzig Jahren gab es,“ wenn ich die Worte etwas umschreiben darf, „zwei Möglichkeiten: entweder fügte man die Technischen Hochschulen als neue Fakultät in die Universitäten ein, oder man gründete eine besondere Anstalt von Universitätsrang. Deutschland entschied sich für das Letztere; die bestehenden technischen Schulen wurden zu Technischen Hochschulen ausgebaut und sowohl rechtlich als auch qualitativ mit den Universitäten auf die gleiche Stufe gestellt.

War diese Lösung richtig? Darüber gehen die Meinungen auseinander. Einerseits könnte man sagen, daß, wenn man sie als technische Fakultät in die Universitäten eingegliedert hätte, entweder der akademische Geist gelitten hätte, oder die praktische Seite der technischen Ausbildung zu kurz gekommen wäre. Die Trennung, bei gleicher rechtlicher und qualitativer Grundlage, zwang die technischen Schulen, danach zu streben, einen akademischen Standard zu erreichen, und schuf damit eine gesunde und produktive Konkurrenz.

Auf der anderen Seite lassen sich aber schwerwiegende Einwände erheben. Die Lösung, für die man sich entschieden hatte, erforderte die Gründung zusätzlicher Lehrstühle für Chemie, Physik und Mathematik und vergrößerte die Gefahr einer ausgesprochenen Fachausbildung. Diese Schwierigkeiten wird man um so mehr empfinden, als sich mehr und mehr die Ansicht durchsetzt, daß der Ingenieur vor allem eine gründliche allgemeinwissenschaftliche Schulung haben muß. Aus diesem Grunde wurden an den technischen Hochschulen auch Lehrstühle für Philosophie und sogar für Philologie gegründet. Sachsen ging sogar noch weiter dabei und gliederte der technischen Hochschule in Dresden eine kulturwissenschaftliche Abteilung an. Die Frage ist natürlich, ob die humanistische Ausgestaltung dieser Fakultäten nicht leichter erreicht worden wäre, wenn man sie den Universitäten angeschlossen hätte.“

VI.

Während von der Gründung neuer Fakultäten abgesehen worden ist, hat man, wie SPRANGER berichtet¹, neue Lehrstühle geschaffen, wie Lehrstühle für Verfassungsgeschichte, Völkerrecht, Wirtschaftsgeographie und Pädagogik, bis die Armut nach dem Kriege einen weiteren Ausbau verhinderte. Nach dem Kriege sind auch Lehrstühle, die sich mit ortho-

¹ SPRANGER, E.; *Wandlungen im Wesen der Universität seit 100 Jahren* (Leipzig, 1930), S. 16.

doxen Lehrgegenständen befaßten, in solche für neue Lehrgegenstände umgewandelt worden, für die der Staat die Mittel nicht aufbringen konnte; einige kostbare Mark wurden auch an Lehrgegenstände verschwendet, die eigentlich gar nicht auf die Universität gehören. Es gibt in Deutschland noch keinen Lehrstuhl für Entwicklungsgeschichte; der Professor der Anatomie oder Biologie kann aber die laufende Arbeit seiner Abteilung seinen Assistenten überlassen und die Entwicklungsgeschichte pflegen, und trotzdem Professor der Anatomie oder Biologie bleiben; oder er kann die Vorlesungen, die mit seinem Lehrstuhl verbunden sind, einschränken und über ein Thema lesen, das in der Fakultät nicht vertreten ist. Als weniger glücklich ist die Schaffung eines Extraordinariats für körperliche Ausbildung in Hamburg¹ zu bezeichnen, und ebenso zweifelhaft ist die Gründung des Instituts für Betriebssoziologie in Charlottenburg. Nicht zu entschuldigen ist der Lehrstuhl für Journalismus in Berlin. Seine Geschichte ist jedoch von Interesse. In Heidelberg gab es schon lange anspruchslose Vorlesungen über die Geschichte der Presse — ein durchaus angängiges Thema. In Amerika hatten Columbia und die Staatsuniversitäten den Journalismus zum akademischen Beruf erhoben, obgleich er täglich mehr und mehr zu einem Geschäft wird. „Seine akademische Anerkennung wird in Deutschland nur durch die eigensinnige und konservative Politik der Universitäten verhindert“ — so sagte man. Die Kultusministerien ließen sich nicht verleiten, aber sie beugten sich vor dem Sturm, während sie an der Hauptsache festhielten und den verbitterten und verärgerten Geschäftsinteressen und den öffentlichen Wünschen so wenig wie möglich nachgaben. So wurde in Berlin ein Lehrstuhl für Zeitungswissenschaft gegründet, der kürzlich zu einem besonderen Institut wurde — zu einem Laboratorium oder zu einer Bibliothek, wo achthundert Zeitungen ausgeschnitten und eingeordnet werden, wer weiß zu welchem Zweck. Es wurden nach dem konventionellen Muster Vorlesungen ausgearbeitet und ebenso praktische Kurse. Es wurde sogar eine Philosophie entwickelt, die „der Sache angemessen“ sein soll. Es fängt mit der „Praxis“ an, deren Analyse als „Forschung“ bezeichnet wird; dann folgen „Vorlesungen“, und „Kurse“, welche Reporter, Musikkritiker, Literaturkritiker u. a. ausbilden sollen. Alles zusammen soll das Wesen des Journalismus ausdrücken. Der Journalismus macht sich dabei so wichtig, wie eine Wissenschaft; aber er wird in Deutschland ebenso wenig Einfluß auf den Journalismus haben, wie in Amerika. Da der Journalismus ein soziologisches Phänomen von großem Interesse und großer

¹ In der Hamburger Universitätszeitung vom 15. Mai 1929 erhebt ERNST MOELLER scharfen Protest gegen die Anerkennung der Hochschule für Leibesübungen als zugelassenes Universitätsfach. Die Schärfe, mit der gegen die Einführung solcher „Fächer“ protestiert wird, bietet eine Gewähr dafür, daß man sie von den Universitäten fernhalten wird.

Wichtigkeit ist, ist er wert, an einer modernen Universität untersucht zu werden. Aber damit hört auch das Interesse und die Befugnis der Universität auf. WILAMOWITZ sagt sehr richtig: „Wer immerfort nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Regenwürmer findet, wird bald nach Regenwürmern graben. Aber Du sollst Dich nicht abschrecken lassen, nach Schätzen zu graben, wenn Du einmal Regenwürmer gefunden hast; nur wirf sie fort.“¹

Die Aufgabe, die einige deutsche Länder ihren Universitäten mit der teilweisen Ausbildung von Gewerbelehrern gestellt haben, ist für sie ebenso wertlos. Diese Lehrer müssen mindestens drei Semester an der Universität hören, sie werden scheinbar von Assistenten oder Privatdozenten unterrichtet und werden nicht von der Universität oder ihren Lehrern geprüft, sondern von der Gewerbeschulbehörde. Sie sind wirklich zu ungebildet, und wenn man ihnen gerecht werden wollte, wie es sein sollte, würden sie das Niveau der Universität senken. Das wäre vielleicht für das Gewerbe gut, aber für die Universität ist es schlecht. Die Last trifft hauptsächlich die jüngeren Leute, deren Einkommen dadurch verbessert wird; aber der Verlust an Zeit und Kraft, den sie dadurch erleiden, darf nicht vergessen werden, und es besteht auch ständig die Gefahr, daß die Universität infolge zu großen Andrangs und einer zu großen Vermehrung ihrer Aufgaben in eine Reihe von Fachschulen zerfallen könnte. Tatsächlich hört man auch nicht selten in den Forschungsinstituten, daß die Universitäten immer mehr zu einer Lehranstalt werden und die Forschung den zu diesem Zweck gegründeten Instituten überlassen werden wird. Ich glaube selbst nicht daran; doch muß ich zugeben, daß die zunehmenden Hörerziffern, Unterrichtslasten und die immer größere Verantwortung in der Verwaltung keine guten Vorzeichen sind. Die Gefahr ist jedoch in Deutschland weniger ernst, als in den Vereinigten Staaten; man muß aber jeden Schritt bedauern, der dazu führen könnte, die Universität der Gesellschaft oder Industrie auf einem tieferen geistigen Niveau dienstbar zu machen. Man kann nichts dagegen tun, daß im modernen Leben die Zersplitterung zunimmt. Die Universität kann sich nicht abschließen, um dagegen geschützt zu sein. Als einziger Ausweg bleibt ihr das unbeugsame Festhalten an ihrem Standard und an ihren Idealen, wie der ununterbrochene Kampf für die Vereinfachung.

Man muß leider auch noch auf einige andere Fehlgriffe hinweisen, wenn sie auch ohne praktische Bedeutung sind. Bisher hat nur die Zeitungswissenschaft einen Lehrstuhl erhalten. Neuerdings hat sich aber auch Stenographie, die von Lektoren unterrichtet wird, und Leibesübungen, die von Turn- und Sportlehrern abgehalten werden, in das Vorlesungsverzeichnis eingeschlichen. Beim Examen zählen sie natürlich

¹ *Loc. cit.*: S. 103.

nicht mit; sie haben auch keine akademische Anerkennung gefunden und werden auch niemals die Anerkennung finden, die ihnen in Amerika gezollt wird. Stenographie ist eine nützliche Fertigkeit, und es ist auch für den deutschen Studenten besser, er ficht, schwimmt und boxt, als daß er Bier trinkt. Aber die akademische Art der Ankündigung und Anordnung ist weder notwendig noch berechtigt; die Universität braucht nicht für Stenographieunterricht zu sorgen, denn er ist auch sonst leicht zu haben; und die Stätte für Leibesübungen braucht nicht so aufgezogen zu werden, daß sie einem Institut oder einem Laboratorium gleicht. Es ist gefährlich, dem Eigendünkel unwichtiger oder untergeordneter Personen zu schmeicheln, wie Amerika beweist; es ist allerdings in Deutschland weniger gefährlich; aber es tut auch in Deutschland der Würde der Universität Abbruch. Die Universität braucht sich nicht herabzulassen, um ihre Stellung als Mittelpunkt von Denken und Handeln beizubehalten.

Es ist interessant, die Stellung der Professoren für Journalismus mit der der Professoren für Literatur und Theaterwissenschaft in Kiel, Berlin und anderen Plätzen zu vergleichen. Die Journalisten an den deutschen und amerikanischen Universitäten stimmen äußerlich darin überein, daß sie ihre Studenten zu einem praktischen Beruf ausbilden wollen. Der Professor für Theaterwissenschaft will aber keine Schauspieler oder Schriftsteller ausbilden, sondern er studiert das Theater als literarische Erscheinung, wie er lyrische Dichtung studieren würde. Er sammelt in seinem Institut Bühnenmodelle oder Schallplatten — aber nur, damit er konkrete Beispiele vorlegen kann, wie ein Kunstgeschichtsprofessor eine Radierung oder ein Professor für Architektur ein Modell vorstellt. Er zieht einen scharfen Trennungsstrich zwischen seinen eignen Arbeiten und der Praxis. Er beschäftigt sich nicht damit, seinen Studenten das Schreiben von Theaterstücken beizubringen. Sie sind entweder von Natur dazu veranlagt, oder sie lernen es im Getriebe der Wirklichkeit. Was man aber betreiben kann, ist das Studium eines Dramas und der Art, wie ein Drama richtig aufgeführt werden sollte, genau so wie man jede andere Kunstform erforschen würde. Dies ist augenscheinlich nur ein Versuch, das Gebiet der Literatur zu erweitern, indem man ernsthafte Formen der Schauspielkunst mit einbezieht, und bedeutet etwas ganz anderes, als der Versuch, Schriftsteller, Theaterkritiker, Verfasser von „Film- und Tonfilmstücken“ und Journalisten auszubilden. Die Literatur- und Theaterwissenschaft führt schließlich zur Erweiterung und Bereicherung unserer Auffassung von der Literaturgeschichte.

VII.

Man ist sich allgemein darüber einig, daß die Universitätsreife gesunken ist, und zwar infolge der zu umfangreichen Zulassung von Studenten, deren Vorbereitung zu verschiedenartig war, um gleich gründliche

Resultate zu zeitigen. Vor dem Kriege sprach der Professor zu Studenten, die von drei ungefähr gleich strengen Schulen kamen; heute hat er Studenten vor sich, die teils von Schulen mit Gymnasialcharakter und teils von verschiedenen Aufbauschulen kommen. Die Studentenschaft hat deshalb einen viel gemischteren Charakter, als früher; sie ist auch viel größer geworden. Von 1907 bis 1929 stieg die Zahl der Universitäten um nur zwei — Frankfurt, Köln und Hamburg kamen dazu, während Straßburg 1919 abgetrennt wurde; die Studentenschaft wuchs indessen in der gleichen Zeit von 45 656 auf 90 743¹. Die Zahl der unteren Lehrerstellen hat natürlich ebenfalls zugenommen; die Zahl der Professoren ist aber nicht entsprechend vermehrt worden. Die Hörerzahl an der philosophischen Fakultät stieg von 1911 bis 1929 nur wenig an, während die an der medizinischen Fakultät ungemein zunahm. Dazu kommt, daß die Studenten finanziell schlechter gestellt sind, als vor dem Kriege. Viele kommen mit ungenügenden Mitteln zur Universität und sind daher gezwungen, ihren Lebensunterhalt damit zu verdienen, daß sie irgendwelche Posten übernehmen oder ein Studium wählen, das möglichst bald zum Verdienst führt. Die Zunahme dieser „Brotstudenten“ bringt zweifellos einige wertvolle und ernste Studenten mit sich; aber sie vermehrt auch die praktisch eingestellten Studenten, die die Universitäten zu einer Sammlung von Fachschulen machen möchten. Ihre Zahl weist jedenfalls dahin. Obgleich die Auswüchse fehlen, die den Zudrang zu den amerikanischen Universitäten mit bedingen, hatte Berlin im Wintersemester 1929/30 14 126 Studenten, München 8 500 und Leipzig 6 387. Je zahlreicher die Fakultäten werden, um so mehr verlieren sich ihre Mitglieder in den großen Städten und sehen immer weniger voneinander. Ein großer Gelehrter sagte mir vor einiger Zeit, daß einer Berliner Fakultätssitzung ein ganz Fremder beiwohnen könne, und daß er aufstehen und eine Rede halten könne, ohne daß man ihn entfernen würde, da die Professoren bereits so zahlreich wären, daß sie sich untereinander nicht mehr kennen; aber sie sind für die vielen Studenten immer noch nicht zahlreich genug. Er meinte, daß die Universität in Gefahr sei, zu zerfallen, wenn sie im ganzen mehr als 5000 Studenten aufnehmen würde. An den großen Universitäten ist der Kontakt zwischen den Lehrern untereinander und zwischen Lehrern und Schülern stark beeinträchtigt.

Die Zahl der Studenten, die aus den Arbeiterklassen kommen, ist selbst durch die Herabsetzung des Immatrikulationsstandards nicht wesentlich vermehrt worden. Man schätzt, daß heute weniger als 3% aus Arbeiterkreisen kommen; früher war ihre Zahl noch geringer. Die früheren Fehler und Ungerechtigkeiten konnten aber nicht dadurch aus-

¹ *Deutsche Hochschulstatistik* (Berlin 1929/30), S. VIII. In der gleichen Zeit nahm die Zahl der Hörer an den technischen Hochschulen von 11 206 auf 22 650 zu — praktisch die gleiche Proportion. *Ibid.*, S. IX.

geglichen werden und wurden es auch nicht, daß man die Pforten der Universität für Schulen öffnete, die an geistigem Wert weit hinter den historischen höheren Schulen zurückstehen. Die plötzliche Kursänderung der Erziehungspolitik kann nur zur Überfüllung der Universitäten und der akademischen Berufe führen, und sie muß den Universitätsunterricht auf eine tiefere Stufe herabdrücken und die Fakultäten dazu zwingen, besondere Maßnahmen zu ergreifen, wie z. B. die Einführung von Oberseminaren, von denen die ungenügend vorgebildeten Studenten ausgeschlossen sind. Es ist dadurch eine neue Lage geschaffen worden: im neunzehnten Jahrhundert wahrte die deutsche Universität ihre Qualität auf Kosten der sozialen Unterschiede; die Unterschiede sind verschwunden, aber die Notwendigkeit, die Qualität zu wahren, ist geblieben. Wird die Republik den Mut und das Verständnis dafür aufbringen können? Deutschland ringt sich zur Demokratie durch. Die Demokratie ist jedoch eine soziale und politische Angelegenheit, aber keine geistige Möglichkeit, abgesehen von der Tatsache, daß jedes Individuum auf Grund seiner Fähigkeiten die Möglichkeit haben sollte, in die Geistesaristokratie aufgenommen zu werden, ohne irgendwelche anderen Rücksichten. Dieser Einstellung, daß die Universität im demokratischen Sinne zugänglich sein muß — wurde Deutschland durch die Revolution um einen großen Schritt näher gebracht. Wird man ausreichende Maßnahmen finden, um die Mittelmäßigen und die Untauglichen auszuschließen? Es wäre nicht nur für Deutschland, sondern auch für die ganze übrige Welt ein trauriger Tag, wenn die deutsche soziale und politische Demokratie eines Tages keinen Platz mehr für eine Geistesaristokratie haben würde. Die Ministerien sind sich dieser Gefahr bewußt: sie machen aus ihren Befürchtungen kein Geheimnis, aber im Grunde ihres Herzens hoffen sie, daß sie siegreich bleiben werden.

VIII.

Im Prinzip gesund und in der Praxis vielversprechend sind die Schritte, die seit der Revolution auf dem Gebiet der Volksbildung und der Volkshochschule unternommen worden sind. Ich habe den Eingriff der Volkshochschulen an den amerikanischen Universitäten sehr ausführlich besprochen, weil ihre „Dienstleistungen“ den Begriff der Universität als Lehranstalt fast ganz vernichtet haben. England hat eine gesunde und konservative Politik befolgt. Die Deutschen haben es aber wohl am Besten von allen gemacht. Die deutschen Universitäten haben selbst in der Zeit ungestümen demokratischen Aufstiegs ihre Ruhe bewahrt. Ihre vernünftige Haltung ist von SPRANGER vorzüglich dargestellt worden: „Ich brauche nicht zu betonen“, so urteilt er, „daß ein moderner Universitätsprofessor gegen die sozialen Bedingungen des modernen Lebens nicht blind sein darf. Aber wenn dieser Begriff zu weit gefaßt ist, wenn

Ferien und freie Stunden darauf verwendet werden, populäre Vorlesungen zu halten, dann ist die Universität als Lehranstalt in Gefahr; denn als solche muß sie eine erlesene demokratische Einrichtung bleiben. Der Universitätslehrer muß höher streben; die Verbreitung des Wissens unter das Volk muß er anderen überlassen. In die gleiche Kategorie gehören die Versuchungen, die aus der Geschäftswelt an Forscher der Natur- und Geisteswissenschaften herantreten. Es besteht die Gefahr, daß die wissenschaftliche Literatur nach und nach als kaufmännische „Aufträge“ angesehen wird, deren Wert sich nach geschäftlichen Gesichtspunkten richtet. Wir leben in einer Zeit, die durch eine Manie für „Unterricht“ gekennzeichnet ist. Jedes Fach möchte Universitätsrang erreichen. Wir müssen uns überlegen, ob die Universität für die Bedürfnisse des Volkes geeignet ist, und ob nicht das Publikum von zusammenhanglosen Vorlesungen und Kursen Ergebnisse erwartet, zu denen ihm die wesentlichen Voraussetzungen fehlen.“¹

Vor dem Kriege wurde dem Verlangen nach Volksbildung, das mit der Zahl und dem Einfluß der Sozialdemokraten zunehmend größer wurde, nur ungenügend stattgegeben, und zwar teils durch Arbeitervereine, die einen einseitigen und oberflächlichen Unterricht gaben, und teils durch die Universitäten, deren Professoren keine Föhlung mit den Arbeitern hatten und über ihre Köpfe hinweg redeten. Die jetzige Bewegung, die auf Grund der Weimarer Verfassung vom Reiche selbst geleitet wird, befaßt sich nicht nur mit der Popularisierung der Wissenschaften, sondern auch mit Methoden zur Hebung der Kultur. Der Arbeiter nimmt auf diese Weise selbst an der Erfahrung und an den Problemen teil, und die Volkshochschule und die Volksbildung haben dadurch einen echten Charakter bekommen. Der *ad-hoc*-Unsinn, der in Amerika blüht, ist nicht nur auf den deutschen Universitäten unbekannt, sondern auch in der Bewegung außerhalb der Universität. In den großen Städten sind abendliche Hochschulkurse eingerichtet worden, an denen zuweilen Professoren teilnehmen; sie werden aber niemals von ihnen geleitet. Es sind auch Heimkurse eingerichtet worden, in denen den weniger Fortgeschrittenen zu gemeinsamen Studien Gelegenheit geben wird. Zeugnisse werden nirgends ausgestellt; sondern das Studium wird um seiner selbst willen betrieben, wie z. B. am *Coleg Harlech*, und ausdrücklich nicht als ein Mittel, um vorwärts zu kommen².

¹ *Loc. cit.*, S. 20/21.

² Über diese Fragen ist in der letzten Zeit eine beträchtliche Literatur erschienen. Dem Leser, der auf Grund der falschen Wege, die Amerika gegangen ist, Interesse daran hat, empfehle ich besonders: PAUL STEINMETZ: *Die Deutsche Volkshochschulbewegung* (Karlsruhe, 1929) und FRANZ ANGERMANN: *Die freie Volksbildung* (Jena, 1928). Amtliche Veröffentlichungen kann man erhalten durch das *Archiv für Volksbildung* im Reichsministerium des Inneren, Platz der Republik 6, Berlin.

IX.

Man spricht von den deutschen Universitäten meist als Hochschulen. Aber die beiden Bezeichnungen sind nicht gleichbedeutend. Der deutsche Ausdruck Universität ist gesetzlich geschützt und ist den Grundgesetzen des Landes einverleibt. Aber mit einer Indifferenz, die eher amerikanisch als deutsch genannt werden kann, wendet man den Ausdruck Hochschule auch auf andere Anstalten an, wie auf eine Tanzschule (Tanzhochschule), auf ein Institut für körperliche Ausbildung (Hochschule für Leibesübungen) oder auf eine Akademie für Politik und internationale Beziehungen (Hochschule für Politik).¹ Im Jahre 1879 wurde in Berlin eine Volkshochschule gegründet, die eigentlich einen Widerspruch in sich darstellt. Zu Anfang dieses Jahres wurden Abendgymnasien eingerichtet. Die unvermeidliche Folge war, daß ein Bedürfnis nach einer Abenduniversität wach wurde, die in Berlin eingerichtet und auf einen Hörerkreis von 100 begabten und entschlossenen Personen beschränkt werden sollte. Der Vorschlag gründete sich natürlich auf die amerikanischen und bis zu einem gewissen Grade auch auf die englischen Vorbilder und gab offen zu, daß die deutsche Universität im wesentlichen aufgehört habe, der Forschung zu dienen. Die in Aussicht genommene Abenduniversität wird sicher eine Fachschule werden. Nichts könnte geeigneter sein, die wirkliche Universität zu untergraben und in Stücke zu brechen. Wenn man Abendklassen für praktische Zwecke ermöglichen kann, so ist nichts dagegen einzuwenden. Aber keine Begrenzung, weder in der Größe noch im Lehrstoff, kann eine Universität aus ihnen machen. Auch wird die Begrenzung in Größe und Lehrstoff nicht lange durchgeführt werden können. Wenn man die amerikanischen Erfahrungen zu Rate ziehen würde, wären die anderen Nationen vor der Erniedrigung der Universitätsidee gewarnt, denn wenn das Niveau erst einmal sinkt, wird die Idee bald verloren sein. Die Lücke soll ruhig ausgefüllt werden, aber mit einem Namen, der den Unterschied deutlich macht. Und wenn die Universität schon Schaden genommen hat, soll sie lieber umkehren, als in der falschen Richtung weiter arbeiten².

Die schnelle Entwicklung des deutschen Handels unter dem Kaiserreich führte natürlich zur Gründung von Handelsschulen und Kolonialinstituten, und zwar in Berlin, Köln und Hamburg. Für Institute dieser Art ist ein Bedürfnis vorhanden — ein praktisches Bedürfnis, das um so dringender war, als die Universitäten Nationalökonomie nur vom historischen

¹ Eine allgemeine Abhandlung über die „Hochschulen für besondere Fachgebiete“ findet sich bei LEXIS, *Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich* (Berlin, 1904), Bd. IV, 2. Teil. Wenn das Buch auch veraltet ist, ist es in der Hauptsache doch noch immer eine verlässlicher allgemeiner Führer.

² *Die Berliner Abenduniversität — Ein Vorschlag* von Professor Dr. A. SILBERMANN und Handelsgerichtsrat OSKAR E. HAAC (Berlin, 1920).

und abstrakten Standpunkt aus behandelten. Aber davon abgesehen, können solche Institute auch Dinge tun, die einfach nichts mit der Universität zu tun haben, wie es Amerika ganz ungewollt bewiesen hat. Die Deutschen waren sich anfangs nicht klar darüber. Vielmehr wurde die Handelshochschule Köln zur heutigen Universität Köln und das Kolonialinstitut in Hamburg zur Universität Hamburg ausgebaut. Da sich aber die beiden Universitäten dem echten Universitätstypus immer mehr angleichen, verliert die Handelshochschule in Köln und das Kolonialinstitut in Hamburg immer mehr an Einfluß. Man spürt sie beide noch — denn die Universitäten haben eben erst ihre ersten 10 Jahre hinter sich. Aber man versicherte mir in Köln voller Zuversicht, daß in weiteren fünf Jahren die letzten Überbleibsel davon verschwunden sein werden¹.

Der Grund ist klar. Die zwei Anstalten gehen von ganz anderen Gesichtspunkten aus und verfolgen ganz andere Ziele. Die Universitätsfakultäten für Nationalökonomie, Politik und Jurisprudenz dienen keinen praktischen Zwecken; sie sind rein wissenschaftlich eingestellt. Es ist deshalb Gefahr, daß sie nur Abstraktionen und Theorien behandeln. Es ist meiner Meinung nach das einzig Richtige, die Fragen der Industrie, Politik, Jurisprudenz oder Medizin im wissenschaftlichen Geiste in Angriff zu nehmen — nicht dadurch, daß man sich fernhält, sondern dadurch, daß man versucht, sie zu analysieren, einzuordnen und sie aus einer gewissen Entfernung zu beobachten. Es ist nicht Aufgabe der Universität, Geschäftsleute auszubilden; es war auch nicht die Aufgabe der Universität, STRESEMANN zum Vorstände eines Schokoladenverbandes auszubilden; sie hat ihm viel besser gedient, dadurch, daß sie ihn erzog, daß er den Schokoladenfabrikanten vorstehen konnte, und daß er auch, als Deutschland in Not war, sich gegen die ausländischen Diplomaten behaupten konnte, die für ihre Laufbahn erzogen waren².

Die Handelshochschule wurde gegründet erstens, weil die juristischen und nationalökonomischen Universitätsfakultäten vor zu naher Berührung mit den Tagesfragen zurückschreckten, und zweitens, weil es infolge der Entwicklung des modernen Geschäfts keine Anstalt mehr gab, welche den jungen Leuten mit oder ohne Gymnasialbildung eine spezielle Kaufmannsbildung hätte vermitteln können. Unter dieser Voraussetzung liegt ein vernünftiger Grund für den Fortbestand einer besonderen Handelshochschule vor. Die Berliner Handelshochschule verfolgt praktische Zwecke, denen die Universität nicht dienen kann — die Ausbildung von Männern und Frauen für die kaufmännische Laufbahn —

¹ In München ist die Handelshochschule ein Teil der technischen Hochschule.

² „So galt es für den jungen Doktor der Volkswirtschaft, STRESEMANN, sich praktisch in ganz neue Verhältnisse hineinzufinden, als er 1901 seinen ersten industriellen Posten übernahm, den eines Geschäftsführers im Verband Deutscher Schokoladenfabrikanten.“ RHEINBABEN, *loc. cit.*, S. 52.

und sie ist glücklicherweise nicht dem Kultusministerium, sondern dem Handelsministerium unterstellt. Nach sechs Semestern verleiht sie ein Geschäftsdiplom für Kaufleute und nach acht Semestern den Titel eines Handelsdoktors — ein völlig unerlaubter Gebrauch des Dokortitels. Studenten, denen jegliche Gymnasialbildung fehlt, können ebenfalls zugelassen werden. Sie werden von Praktikern in speziellen Berufen unterrichtet. Ich finde daran nichts auszusetzen; denn die Handelshochschule leistet keine Universitätsarbeit und bedeutet keine Bürde für die Universitäten.

Die Handelshochschulen decken sich natürlich bis zu einem gewissen Grade mit den nationalökonomischen und juristischen Fakultäten der Universität; das läßt sich jedoch nicht ausschließen. Der Chemiker an der medizinischen Klinik deckt sich auch mit dem in anderen Kliniken und in der Abteilung für Chemie. Das muß auch so sein, damit das Gewebe der Wissenschaften fest gewoben werden kann. Denn der Gesichtspunkt ist in jedem Falle ein anderer. Die Lehrer der Handelshochschule interessieren sich für die kaufmännische Praxis, für Einkauf, Verkauf, Abrechnung und Handel. Sie beschäftigen sich mit praktischen Dingen, mit ihrer Ausführung und mit der Ausbildung dazu. Hierdurch unterscheiden sich die Handelshochschulen von den Universitätsfakultäten, ohne sich gegenseitig ins Gehege zu kommen. Die *Harvard Business School* ist eine sehr ähnliche Anstalt; sie hat ihre Berechtigung, aber sie gehört nicht an die Universität. Die Berliner Handelshochschule scheint mir hingegen an richtiger Stelle zu stehen¹. Sie befaßt sich, wie es sein sollte, damit, Männer und Frauen für den Kaufmannstand und für die Industrie auszubilden, mit einer Fakultät, die aus Fachlehrern und gründlichen Forschern zusammengesetzt ist, die sich hauptsächlich für die Tagesfragen und die Bedürfnisse der Zeit interessieren. Es bleibt somit der Universität überlassen, die Nationalökonomie, Politik, Philosophie und Jurisprudenz im wissenschaftlichen Geiste weiter zu entwickeln; und sie hat außerdem die Aufgabe, die Politik, Finanz und Industrie mit Männern zu versorgen, die eine gründliche Universitätsbildung haben. Es ist sicherlich nicht ohne Bedeutung, daß die Leiter großer Banken, Fabriken, industrieller Verbände und die Staatsminister so oft den Dokortitel haben. Viele von ihnen könnten ebensogut Universitätsprofessoren sein. Ich nenne nur Dr. SCHACHT, Dr. STRESEMANN, Dr. MARX, Dr. LUTHER, Dr. WIRTH und Dr. KASTL, die mir gerade eingefallen sind.

¹ Ihre Einstellung ist von der einer medizinischen Universitätsfakultät grundverschieden; denn wenn auch 95% aller Medizinstudenten nach dem Staatsexamen praktische Ärzte werden, ist die medizinische Fakultät in erster Linie an den Krankheitsproblemen interessiert.

X.

Die Verbindung der Universität mit dem Staate wird sowohl in England als auch in Amerika gefürchtet. Sie würde in beiden Ländern unbefriedigend sein. Vom Standpunkt der Forschung und Erziehung aus, war sie jedoch in Deutschland erfolgreicher, als die Organisationen in England oder Amerika. Wenn auch die Universitäten ihre Unabhängigkeit nicht voll und ganz bewahrt haben, wie ich schon gezeigt habe, so haben sie es doch im wesentlichen getan.

Wir haben gesehen, daß es in Amerika, wo es sowohl Stiftungs- wie Staatsuniversitäten gibt, durch Politik, Intrigen und durch das niedrige Niveau zu einem wahren Chaos gekommen ist; und daß in England, wo zwei alte Anstalten die Vorherrschaft haben, und wo die großen Gemeinden versuchen, Universitäten auf cooperativer Grundlage aufzubauen, das Unheil bald von der konservativen und bald von der materiellen Seite herkommt. Wenn man die Verhältnisse von 1914 zugrunde legt, machten sich die Deutschen mit ihrem Staatsmonopol, an welchem die Universitäten als gesetzliche Partner den gleichen Anteil hatten, besser als irgendeine andere Nation; die Universitäten standen auf einer höheren Stufe, waren der Selbstverwaltung näher, waren viel mehr geachtet und übten einen größeren Einfluß aus. Sie waren natürlich trotzdem nicht fehlerfrei, und ihre gegenwärtige Lage ist durchaus nicht ungefährlich. Die Universitäten waren unter dem alten Regime, wie ich gesagt habe, ein Edelstein in der kaiserlichen Krone. Sie waren niemals dem Hofe auf grobe Weise untertänig, aber der Hof gewann auf feineren Wegen Einfluß, und sie wurden in ihren Gedankengängen mehr und mehr konservativ, besonders auf dem Gebiet der Nationalökonomie und der Staatswissenschaften. Der Ausschluß der Arbeiterklasse macht sich heute sehr bemerkbar: denn jetzt, wo ein Sozialdemokrat Professor werden kann, finden sich nur wenige oder gar keine, die gründlich genug vorgebildet sind. Da sie als Knaben vom Gymnasium ausgeschlossen waren, konnten sie später nicht die Universität beziehen und sich für ihre heutigen Möglichkeiten vorbereiten — sicherlich ein schwerer Fehler des alten Regimes. Die Universitäten in den fortschrittlicheren Staaten sind deshalb nicht besonders beliebt. Man hat sie, in dem Bestreben, ihre allzu starke Rechtsorientierung auszugleichen, hier und da zu weit nach links getrieben. Gelegentliche Fehler dieser Art richten vielleicht noch keinen dauernden Schaden an, wenn dadurch den Parteien ins Bewußtsein gebracht wird, daß die Universitäten weder mit links noch mit rechts etwas zu tun haben, und daß man sie nicht mit politischen Parteien oder Politik behelligen darf. Die Objektivität und Zurückgezogenheit der Universitäten muß von allen Parteien anerkannt werden. Die kürzliche Abdankung des preußischen Kultusministers, Dr. BECKER, der über den Parteien zu stehen versucht hat, ist sehr bedauerlich, da dadurch be-

wiesen wird, daß das Kultusministerium ein Spielball der Parteien geworden ist. Und obgleich Dr. BECKER selbst ein Opfer der Politik des neuen Systems geworden ist, er, der die Fehler des alten Systems immer streng kritisiert hat, hat er trotzdem noch das feste Vertrauen, daß die Universität ihre Hauptfunktionen, nämlich Lehren und Forschen in einer Atmosphäre von Lehr- und Lernfreiheit, nicht aus dem Auge verlieren wird. Er kann noch immer seine strenge Kritik damit abschließen, daß er sagt, „die deutsche Universität ist in ihrem Kern gesund“.¹

Die Erklärung für die allgemeine Sicherheit und Unabhängigkeit der Universitäten liegt teils in ihrer Ideenwelt und teils in der Art ihres Aufbaus. Die Auffassung, daß die Universität die Heimstätte der Wissenschaften sei (sowohl der Naturwissenschaft als der Geisteswissenschaft), wurde mit einer solchen Wucht verkündet, daß sie im deutschen Bewußtsein haften geblieben ist. Es sind politische Probleme aufgetaucht, innere wie äußere; die angewandten Wissenschaften sind stark in den Vordergrund getreten; der Kaufmann und der Industrielle sind zur Zeit vielleicht die einflußreichsten Persönlichkeiten. Aber die Wissenschaft ist das Fundament geblieben, das Fundament, von dem aus die Probleme gelöst werden, das Fundament der technischen Entwicklung und das Fundament für die Unternehmungen der Industrie. Und je mehr das Wissen an Umfang zunimmt, und je verwickelter das Leben wird, um so mehr muß für das Denken getan werden. Die Veränderungen, die auf den ersten Blick die Universitäten zu bedrohen scheinen, führen nur dazu, ihre Bedeutung zu erhöhen — ihre Bedeutung im Sinne HUMBOLDTS — ihre Bedeutung als eine Anstalt mit Lehr- und Lernfreiheit.

Der Aufbau der Universität war für die Freiheit in den meisten Punkten gleich günstig. Die Universitäten sind zwar, was ihre Geldmittel betrifft, fast ausschließlich auf den Staat angewiesen. Sie können keine neuen Abteilungen gründen, ohne daß der Staat das Geld dazu bewilligt; sie können ohne Einwilligung des Kultusministeriums keine neuen Lehrstühle errichten. Der Staat regelt die Examina und nimmt an ihnen teil. Er führt eine sehr weitgehende Aufsicht über das Budget — unbedingt eine sehr große Entlastung, wenn auch im Falle mangelnder Ideale und Traditionen eine große Gefahr daraus entstehen könnte. Es mag so scheinen, als ob die Machtbefugnis des Ministeriums groß genug wäre, sich die Universität gefügig zu machen. Die deutschen Universitäten sind aber durch Gesetz, Ideen und Traditionen dagegen gesichert und werden durch alle drei in ihrer Selbstverwaltung und Unabhängigkeit gestützt. Der deutsche Professor und der Verwaltungsbeamte diskutieren immer noch mit Kraft und Gelehrsamkeit über das Wesen der Universität. Weder der Staat noch die Universität dürfen die geschicht-

¹ C. H. BECKER, *Gedanken zur Hochschulreform* (Leipzig, 1920), S. 17.

liche und gesetzliche Grundidee der Universität, ihre Leistungen und die nationale Notwendigkeit ihrer Fortentwicklung niemals vergessen. Der Deutsche hat eine fast religiöse Verehrung für den Staat, aber ebenso für die Universität. Die republikanische Verfassung, die so viel verändert hat, hat die Universität trotz ihrer anerkannt konservativen Gesinnung unberührt gelassen. Das ist ein erstaunlicher Beweis für die Verehrung, die man ihr zollt ¹.

XI.

Ich habe von dem Standard der Universität gesprochen und von dem Sinken ihres Standards infolge des Zustroms sehr zahlreicher und verschiedenartiger Studenten und infolge anderer Ursachen. Aber es wäre falsch, wollte man behaupten, daß jemals ein einheitlicher Standard bestanden hätte. Im ganzen ist der Geist einer Universität eine bessere Garantie für die Höhe des Standards, als irgendeine mechanische Einrichtung oder irgendwie andere Organisation. Aber obgleich sich Deutschland in seinem Glauben an die Universität so gut wie einig ist und war, konnte es doch niemals einen einheitlichen Standard erzielen. Die verschiedenen Fakultäten ein und derselben Universität unterscheiden sich in bezug auf ihre Ansprüche in gewissen Grenzen — in weit engeren Grenzen natürlich, als es in Amerika der Fall ist. Auch die Professoren ein und derselben Fakultät sind nicht einheitlich. Weder die Fakultäten noch die Regierung können eingreifen, um den Universitätsstandard zu heben, wenn sich eine Universität, eine Fakultät oder eine Anzahl Professoren gleichgültig zeigt. Stolz und Traditionen verhindern ernsthafte Fehler; und doch ist es vorgekommen, daß man einem Studenten, der irgendwo nicht weiter gekommen war, geraten hat, an einen anderen Platz zu gehen; denn „dort können Sie Ihren Doktor machen“. Die Dissertationen, die eingereicht und angenommen werden, behandeln keine trivialen oder unsinnigen Themen. Sie mögen nur geringen oder gar keinen Wert haben, aber sie behandeln niemals „Unsere Mädchen, und was sie uns sagen“. Es fragt sich übrigens auch in Deutschland, ob nicht die Dissertationen dem Belieben des Einzelnen überlassen werden sollten, und ob man nicht nur für eine ausnahmsweise gute und freiwillige Arbeit ein besonderes Prädikat, wie *cum laude*, geben sollte, das auf keine andere Weise zu erlangen wäre. Während des Krieges wurde keine Veröffentlichung verlangt, und die unterste Grenze, bei der eine Dissertation noch angenommen wurde, war oft recht niedrig. In der Medizin ist die Dissertation heute fast zu einer reinen Formsache geworden, und man läßt sie wahrscheinlich nur noch deshalb bestehen, weil die Fakultät Einnahmen

¹ Man kann sich die politischen Aufstände, die an den amerikanischen Universitäten vorkommen, in Deutschland nicht vorstellen. Wenn man eine deutsche Kritik über deutsche Universitäten liest, darf man diesen grundsätzlichen Unterschied nicht aus den Augen verlieren.

daraus bezieht¹. Wie kann man von den meist überarbeiteten Medizinstudenten selbständige Forschung verlangen, wenn sie sich nur mit äußerster Anstrengung das zum Examen nötige Wissen aneignen können? Die Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaften schneiden besser ab. In diesen Fächern überläßt der Professor den fortgeschrittenen Studenten nicht selten ein Teilproblem seines eigenen Arbeitsgebiets. Was den Wert dieser Dissertationen betrifft, muß man sich fragen, ob der Student nichts weiter als ein Hilfsarbeiter sein soll, oder ob er wirkliche Forschungsarbeit leisten soll, natürlich unter fachgemäßer Anleitung. Für den juristischen Doktor werden in Berlin sehr hohe Anforderungen gestellt, und es sind jährlich nur wenig Kandidaten, die ihn erwerben; das kann aber nicht von allen Universitäten gesagt werden.

Der Standard kann auch noch in anderer Weise beeinträchtigt werden. Die Universität bildet Gelehrte und Wissenschaftler aus, von denen natürlich die meisten einen akademischen oder kaufmännischen Beruf ergreifen wollen. In der Theorie sollte das Doktorat das Zeichen des Gelehrten, und das Staatsexamen die Eignung für einen Beruf bedeuten. Aber in der Praxis hat sich die Grenze zwischen dem Staatsexamen, das den Einzelnen prüft, ob er für eine Karriere reif ist, und dem Doktorexamen, das die Gelehrsamkeit prüft, immer mehr verwischt. In der Medizin macht der Student, der das eine gemacht hat, selbstverständlich auch das andere — ein offensichtliches Abweichen von der gesunden Theorie; denn wenn die beiden Examina identisch wären, würde *ein* Examen genügen. Man kann nicht leugnen, daß in der Praxis der deutsche Professor zuweilen die Verpflichtungen gegen sein Fach mit den Erfordernissen für die Prüfung verwechselt. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts stand das Fach im Vordergrund; mit dem Fortschritt des Jahrhunderts, als der Staat ausgebildete Männer für seine Dienste brauchte, trat das Staatsexamen mehr und mehr in den Vordergrund. Schon vor dem Kriege hatte das Doktorat in seinem Werte als äußeres Zeichen der hauptsächlich wissenschaftlichen Einstellung nachgelassen; nach dem Kriege hat das Staatsexamen, infolge der Wirtschaftslage, mehr und mehr an Bedeutung zugenommen. SPRANGER schrieb 1912, daß die Forschung nur deshalb vom Staate geduldet und gefördert werde, weil man ohne sie nicht auskommen könne². BECKER dagegen vertrat 10 Jahre später genau den entgegengesetzten Standpunkt³.

¹ Diese Einnahmen gehen nicht an die Professoren, sondern in einen Fonds der für allgemeine Zwecke in Anspruch genommen wird.

² *Loc. cit.*, S. 15.

³ *Loc. cit.* „Der reine wissenschaftliche Geist der Forschung ist noch lebendig“ (S. 17). Und weiter: „Die Deutschen Professoren fühlen sich alle in erster Linie als Forscher“ (S. 18). Zwischen der Einstellung von WILAMOWITZ (zitiert S. 226) und der von BECKER findet sich kein eigentlicher Unterschied, *wenn nur die Stufe, auf der gelehrt wird, hoch genug ist.*

XII.

Die Veränderungen, die man dem Kriege zuschreiben kann, lassen sich teils erfassen und teils nicht. Zu den letzteren gehört vor allem die Auflehnung gegen den Positivismus, der die unmittelbare Folge des Fortschritts der Technik und der weltlichen Erfolge gewesen war. Die Studenten wurden von einem neuen Idealismus beseelt. Gleichzeitig hat die Wirtschaftsnot Studenten und Lehrer gezwungen, sich den Verhältnissen anzupassen und so gut wie möglich für ihre Zukunft zu sorgen. Bis zum Kriege war das deutsche Studentenleben für diejenigen, die Mitglieder studentischer Verbindungen waren, ungemein reizvoll; für die Außenseiter war es aber gesellschaftlich öde. Die Beziehungen des Professors zu seinen Lieblingsschülern, die später seine „Schule“ bilden sollten, sind immer bewundernswert gewesen. Sehr viele Studenten blieben aber von diesen reizenden Kreisen ausgeschlossen. Seit dem Kriege kümmert sich die Universität mehr um sie. Ein Ausdruck dafür ist die sogenannte Jugendbewegung, die einen ausgesprochen idealistischen Zug hat: in Deutschland wurden 2500 Herbergen gegründet für Studenten, die während ihrer Ferien in der Heimat wandern und das Leben nicht mehr vom Standpunkt der Duelle und des Fechtens betrachten wollten; der Student und der einfache Mann sind sich dadurch näher gekommen; der Einfluß der Studentinnen hat hierzu viel Gutes beigetragen. Der Studentenaustausch mit dem Ausland hat zu gesunden und anregendem Wettbewerb Anlaß gegeben. Die Gründung von Studentenheimen hat zu einer menschlicheren und geselligeren Art des Beisammenseins geführt. Schließlich wurde unbemittelten Studenten, die würdig waren, ohne Rücksicht auf die Gesellschaftsklasse, aus der sie kamen, durch „Das Studentenwerk“ mit dem Sitz in Dresden der Weg geebnet. Auf der anderen Seite besteht aber die Gefahr, daß die Studenten infolge zu großer und langdauernder Armut an ihrer Moral Schaden nehmen, ihre Ideale verlieren und dem Gelde eine übertriebene Wichtigkeit beimessen. Das trifft besonders für den Werkstudenten zu. Außerdem wurden neue Vereine gebildet: Studentenschaften und Fachschaften, die der Fakultät die Wünsche der Studenten übermitteln konnten. Der Einfluß dieser Organisationen war so lange gut, als sie nur lokalen Charakter hatten. Leider haben sie sich aber zusammengeschlossen und sich sofort in die Politik gemischt, und zwar in der konservativsten und anstößigsten Form¹. Dadurch kamen sie in Gegensatz zu den Be-

¹ Man glaubt im allgemeinen, daß sowohl die Studenten, wie die Fakultäten in Deutschland in der überwiegenden Mehrzahl konservativ sind. Das trifft aber nicht zu. Die konservativen Studentenschaften sind organisiert und treten dadurch mehr hervor; die liberalen Professoren bemühen sich seit 1924, die konservativen Vorurteile der Fakultäten richtig zu stellen. Daß in der letzten Zeit viele Studenten und Professoren zu den extremen Parteien übergetreten sind, ist auf die schlechte Finanzlage zurückzuführen.

hörden. Heute werden sie nur in Bayern und Württemberg rechtlich anerkannt. Trotz dieses Mißerfolges ist die Studentenschaft als Ganzes heute lebendiger denn je. Wenn es die Wirtschaftslage erlaubt, wird hoffentlich auch Deutschland zu der gesunderen Art des englischen und amerikanischen Studentenlebens kommen, die trotz einiger Auswüchse gesunder als die deutsche Art ist.

XIII.

Die Bedeutung von Hilfsmitteln und Organisationen wird, wie ich weiß, leicht überschätzt. Das trifft besonders für die Amerikaner zu. Wir müssen uns deshalb bemühen herauszufinden, wieweit Hilfsmittel und Organisationen von Bedeutung sind. Das Genie ist offensichtlich am unabhängigsten davon; es ist überhaupt nicht auf Bedingungen angewiesen; ist es ein Humanist, so genügt ihm eine dunkle Ecke in einer veralteten Bibliothek; ist es ein Naturwissenschaftler, so können schon Draht, eine Batterie, ein roher Arbeitstisch, einfache Werkzeuge, ein paar Versuchsröhren und Chemikalien sichere Resultate ergeben. Organisierte und gut ausgestattete Anstalten mögen ihm jedoch dazu verhelfen, Nachwuchs heran zu bilden. Denn kein Genie vollendet das Werk, an dem es arbeitet; es eröffnet nur Ausblicke; wer soll sie folgerichtig zu Ende führen? Für diese Leute, die in der zweiten Reihe stehen, sind Anstalten unerläßlich. Die Welt erhält ihre Anregungen vom Genie, aber sie lebt vom Talent. Das Genie kann nicht überall sein; um so wichtiger ist es, die vorteilhaftesten Bedingungen und Hilfsmittel bereit zu stellen — das mögen Bibliotheken oder Laboratorien sein, oder persönliche Berührung, Konkurrenz oder Druck irgendwelcher Art. Gut organisierte Anstalten können, wenn sie nicht überorganisiert sind, diese Bedingungen am besten erfüllen. Anstalten, die gut organisiert sind, schützen die Wissenschaft vor Unterbrechungen und Fehlern. Die Lehrer haben Schüler, wie sie den isolierten Forschern, wie MENDEL, oft fehlen. Die deutschen Genies, wie KANT, die Brüder GRIMM, HELMHOLTZ, EHRLICH, hätten sich auch ohne die Universitäten durchgesetzt, obgleich sie von ihnen bei ihrer Arbeit unterstützt wurden; zuweilen mögen sie auch durch ihre Verbindung mit der Universität aufgehalten sein. Wenn wir aber eine Stufe tiefer gehen, vom Genius zum Talent, dann, glaube ich, ist die Notwendigkeit der Anstalt erwiesen — ich meine damit Anstalten, die errichtet wurden, um ein bestimmtes Gebiet, und was damit zusammenhängt, zu bearbeiten. Die Studenten, Prüfungen, Beratungen und Politik beanspruchen sicher Zeit und Kraft; man muß aber auch die Ausstattung mit den verschiedenen Hilfsmitteln mit in Rechnung stellen, den anregenden Verkehr mit Forschern auf ähnlichen Gebieten, den Eifer der besseren Studenten und den Ehrgeiz und die Mitarbeit der Assistenten, die selbst bald an verantwortungsvolle

Posten kommen sollen. Im ganzen neigt sich die Waage zugunsten der Universität. Es gibt nichts in der Universität, das die Entwicklung anderer Anstalten verhindern könnte, um Leistungen zu ermöglichen, für die die Universität nicht aufkommen kann. Die Universität führt vielmehr, wenn sie sich gesund entwickelt, zu einem Punkt, wo sich ihre Aufnahmefähigkeit erschöpft. Deshalb sind gerade in Deutschland das Forschungsinstitut und die Akademie so hoch entwickelt.

Die Akademie ist eine alte Einrichtung; das Forschungsinstitut wurde während des Kaiserreichs gegründet und wird jetzt als eine private Gesellschaft unter dem Namen Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft durch private Unterstützungen weitergeführt, mit Laboratorien in Dahlem bei Berlin und an anderen Orten. Die Organisation der Universitäten wurde in demokratischem Sinn geändert. Die Fakultät umfaßte früher nur die Ordinarien. Die Extraordinarien und Privatdozenten, die von der Teilnahme an den Beratungen ausgeschlossen waren, waren schon lange darüber verstimmt. Das ist jetzt geändert worden: heute sitzen auch Vertreter der unteren Universitätslehrer in den Fakultäten¹. Es sind auch neue Ränge eingeführt worden, bezahlte und unbezahlte, aktive Posten und Ehrenämter. Die Selbstherrlichkeit der Ordinarien ist dadurch bedeutend geschwächt worden. Die Zusammenarbeit in Ausschüssen, an denen Lehrer jeglichen Ranges teilnehmen, trägt dazu bei, die Rangunterschiede auszugleichen². Man hat auch Fortschritte gemacht in der gerechteren Verteilung des Einkommens. Vor dem Kriege hatte der Ordinarius ein bedeutendes Einkommen. Seine Vorlesungen mußten, selbst wenn sie nicht besucht wurden, bezahlt werden, da sie testiert werden mußten, ehe man in's Examen gehen konnte. Die Ordinarien, die gewöhnlich vorzüglich lesen, halten an ihren Vorlesungen fest, selbst dort, wo es besser wäre, ihren großen Hörerkreis in kleine Gruppen für Laboratorien und Kliniken aufzuteilen; sie weigern sich, weil Vorlesungen einfacher sind und besser bezahlt werden. In den vielbesuchten Fächern sind die Professorenstellen daher sehr einträglich — manchmal sogar zu einträglich. Das Einkommen der Extraordinarien war dagegen

¹ In Preußen sind auch die Extraordinarien ordentliche Mitglieder der Fakultät, abgesehen von Berlin, wo sie wegen der Größe der Fakultäten nur Vertreter entsenden.

² Die Unterschiede in den verschiedenen Ländern sind nur von geringer Bedeutung. Die Hauptsache ist, daß die Extraordinarien und Privatdozenten endlich das Gefühl haben, daß sie in der einen oder anderen Weise an der Leitung der Universität, an der Verteilung der Vorlesungen, an den Prüfungen und an der Beurteilung der Dissertationen teilhaben. Die Extraordinarien haben natürlich mehr erreicht, als die Privatdozenten, die in der Fakultät nur schwach vertreten sind und ihr Einkommen hauptsächlich aus Kolleggeldern, Stipendien und Assistentengehältern beziehen. Die Länder sind auch hierin verschieden; Preußen hat z. B. größere Fortschritte gemacht als Sachsen.

verhältnismäßig gering, ihre Vorlesungen wurden weit schlechter bezahlt; und das Einkommen der Privatdozenten war ganz unsicher. Die Verstimmung darüber war sehr groß, und es wurde sogar vorgeschlagen, daß die Kollegelder abgeschafft und feste Gehälter dafür eingeführt werden sollten. Diese Frage ist selbst heute noch nicht in zufriedenstellender Weise gelöst, wenn sie auch gebessert ist. Fraglos blieb mancher Professor, der sonst abgegangen wäre, an der Universität, weil ihm das Gehührensystern, falls er glänzend und erfolgreich war, ein hohes Einkommen versprach. Der Ordinarius erhält heute im Durchschnitt ein Gehalt von 11 100 RM., der Extraordinarius 8 600 RM., der erstere kann mit der Zeit auf 13 600 RM. aufsteigen, der letztere auf 11 600 RM. Die Kollegelder können von nichts bis 80 000 RM. im Jahr betragen. Augenblicklich beziehen 120 von den 2 800 preußischen Ordinarien mehr als 10 000 M. an Gebühren. Außerdem werden noch verschiedene Zuschüsse für Miete, Kinder usw. gewährt. So kann sich der deutsche Professor bedeutend besser stehen, als sein amerikanischer Kollege. Hierin zeigt sich die höhere Wertschätzung, die er in dem weiten, wenn auch verarmten Lande genießt. Das Gehührensystern hat aber auch seine Schattenseiten; denn es nützt denen nichts, die wegen der Natur ihres Faches nur wenig Hörer haben, wie z. B. die Sanskritlehrer und dergleichen. Glücklicherweise verfügen die Ministerien, besonders in den größeren Ländern, über gewisse Reservefonds, aus denen bis zu einem gewissen Grade Härten ausgeglichen werden können. Ein Professor der Chemie hat noch immer ein bedeutend höheres Einkommen als ein Professor für Hebräisch; aber wenn der letztere wirklich bedeutend ist, kommt er trotzdem nicht zu kurz. Der Professor ist im allgemeinen heute gut gestellt, wenn auch die Unterschiede im Einkommen wegen der Kollegelder noch sehr groß sind. Als während der Inflation die Kollegelder wertlos wurden, garantierte die Regierung für ein Einkommen, wie es andere höhere Beamte bekamen; der Professor hat dieses Gehalt beibehalten und bezieht außerdem noch Kollegelder, die wieder ihren alten Wert besitzen. Eine so große Wichtigkeit mißt Deutschland der Universität bei, trotz der Absonderlichkeiten, die ich hervorgehoben habe. In einigen Fällen sind auch die Assistenten so gut bezahlt, daß es gar nicht leicht ist, die weniger tüchtigen los zu werden.

Ich möchte nun noch auf einen besonderen Punkt aufmerksam machen. Ich habe bemerkt, daß es in England, abgesehen von der unbezahlten klinischen Fakultät, für unschicklich gilt, wenn ein Professor eine einträgliche Verbindung mit der Industrie eingeht. In Deutschland hingegen bezieht der Professor, dessen Gebiet an die Medizin oder Industrie angrenzt, ähnlich, wie in den Vereinigten Staaten, unter Umständen nur den kleinsten Teil seines Einkommens von der Universität, ein Zustand, dem man in Amerika durch das *full-time*-System abzuhelpen

sucht, während man ihn in Deutschland unbeanstandet läßt. Es kann daher vorkommen, daß der Professor seine Universitätsstellung als Nebensache betrachtet; das ist auch schon früher vorgekommen, ist heute aber, unter dem wirtschaftlichen Druck, noch schlimmer.

In den dunkelsten Tagen der Inflation mußte man sich außerordentlich anstrengen, um die Universitäten über Wasser zu halten. Daraus erwuchs die Deutsche Notgemeinschaft, die aus allen möglichen Quellen Geld bekam und damit das ungewisse Einkommen der vielversprechenden Dozenten und Assistenten aufbesserte, die verschiedenen Institute über Wasser hielt und die nötigsten Bücher anschaffte und verteilte. Die Notgemeinschaft war ursprünglich als temporäre Rettungsaktion für die deutsche Wissenschaft gedacht, und ist jetzt eine Art Reichsforschungsministerium geworden. Ihr Aufbau ist anscheinend demokratisch genug; sie steht unter der Kontrolle einer stimmberechtigten Körperschaft, die aus Mitgliedern aller Universitätsfakultäten zusammengesetzt ist. Die tatsächliche Leitung liegt aber, wie es sich bei allen Unternehmen nicht vermeiden läßt, in den Händen einiger Weniger. Es läßt sich darüber streiten, ob zu einer Zeit, wo die Universitäten selbst Not leiden, und die Gebäude und Ausrüstungen veraltet sind, — ob in einer solchen Zeit die Notgemeinschaft in erster Linie hoch spezialisierte und zum Teil wunderliche Forschungsprobleme berücksichtigen sollte, wo das Reich für Universitätsarbeit nur — sieben Millionen Mark für das laufende Jahr bewilligen konnte¹. Die Schwierigkeiten, die mit einer Reichsbeihilfe für die Universitäten der Länder verbunden sind, sind sicher groß und vielleicht unüberwindlich. Die Notgemeinschaft versucht deshalb dem Mangel der kleineren und ärmeren Länder abzuhelfen und versorgt ihre Universitäten mit Büchern und Apparaten, die sie selbst nicht anschaffen können. Es gäbe aber kein größeres Unheil für die deutsche Universität, als wenn das Land oder die autonomen Universitäten sich dadurch ihrer Verantwortung für die Forschung entziehen würden. ALTHOFF, den ich schon oft erwähnt habe, betonte ausdrücklich, wie wichtig es sei, an den Universitäten Lehren und Forschen zu verbinden, und trat gleichzeitig für die Notwendigkeit besonderer Forschungsinstitute ein, die aber in enger Berührung mit der Universität bleiben sollten. Dieser selbstverständliche und natürliche Kontakt kann aber merklich gestört werden, wenn in einem Lande, wie Deutschland, ein Forschungsrat die Arbeitsrichtung bestimmt, die Forschung organisiert und die Veröffentlichungen unterstützt. Auswahl, Zusammenarbeit und Organisation sind allesamt notwendig, aber sie werden sich am besten bewähren, wenn sie sich von alleine und ohne Formalitäten ergeben. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß auch

¹ Eine Liste von mehr oder weniger überspannten Unternehmen findet man im *Berliner Tageblatt* vom 4. September 1929.

schon vor dem Kriege manche Gelehrte aus privater Hand unterstützt wurden. Industrie und Handel haben die Forschung großzügig gefördert, teils in rein wissenschaftlichem Geiste und teils aus praktischen Gründen. Nach dem Kriege wurde diese Hilfe weiter gewährt, soweit es die finanzielle Lage gestattete. Industrie, industrielle Verbände und Privatleute haben zum Unterhalt von Forschungsinstituten, Universitätsabteilungen und zur Unterstützung einzelner Gelehrter beigetragen. Die Not der letzten Jahre hätte die Industrie beinahe dazu gezwungen, eine Gegenleistung zu verlangen; aber sowohl die Universität wie die Industrie müßten leiden, wenn dieses Verlangen Wirklichkeit würde.

XIV.

Die ernsteste Folge des Krieges ist seine Einwirkung auf die Privatdozentur. Die deutsche Wissenschaft hat sich seit Jahrzehnten, wie ich gesagt habe, aus den freiwilligen Privatdozenten rekrutiert, die sich der Lehre und Forschung widmeten, und teils von Kolleggeldern, aus eigenen Mitteln oder sonstwie lebten. Der Privatdozent verkörperte meiner Meinung nach den reinsten und ausgesprochensten akademischen Typus; die Wahl seiner Laufbahn bewies seine idealistische Einstellung zum Leben und sein tiefes Interesse für Wissen und Ideen. Die Privatdozentur war daher eine glückliche Einrichtung, in der sich die akademischen Kraftquellen vereinten; sie war der eigentliche Schwerpunkt der Universität — eine höchst ehrenvolle Einführung in eine höchst ehrenvolle Laufbahn. Es gab sicherlich auch Schwierigkeiten, aber nichts Menschliches ist vollkommen. Aber trotz Armut und Schwierigkeiten und trotz übermäßiger und vorzeitiger Produktivität sicherte die Privatdozentur einen konkurrenzfähigen, von der Liebe zur Wissenschaft begeisterten Nachwuchs für die höheren akademischen Stellen. Als der Krieg das Vermögen des Mittelstandes vernichtete, war er auch nahe daran, diese Kinderstube der deutschen Gelehrtenwelt mit zu zerstören. Der junge Privatdozent muß heute gar zu oft eine bezahlte Stellung annehmen. Die preußische Regierung versucht diese Lücke auszufüllen und gibt jährlich über eine Million Mark für junge Dozenten aus, die keinen Lehrauftrag haben. Das Ministerium verfügt weiter über eine kleinere Summe, die es nach Gutdünken verwenden kann. Andere Länder verfolgen eine ähnliche Politik und gewähren den Dozenten ein geringes Gehalt, ohne ihnen Pflichten aufzuerlegen. Auf diese Weise versucht man, soweit es geht, diesen unentbehrlichen Stand am Leben zu erhalten.

Die Universitäten leiden alle unter Geldmangel; seit fünfzehn Jahren müssen sie sich auf das Äußerste beschränken bei der Erneuerung von Laboratorien, bei der Erweiterung der Bibliotheken und bei der Unterstützung der Forschung. Fächer, wie Medizin, Jurisprudenz, Chemie

und Physik sind dabei besser gestellt, als Philologie, Kunst oder Philosophie. In den letzten Jahren, wo alles schwer war, war die Finanzierung der Geisteswissenschaften fast unmöglich geworden, obgleich die Modernisierung der deutschen Universitäten ihnen zu verdanken ist. Die Verarmung der deutschen Universitäten, die Veraltung ihrer Ausstattung und die Gefahr, die ihrer Privatdozentur drohen, sind ohne Zweifel eine Angelegenheit der ganzen Welt.

Der Positivismus, der Utilitarismus und die Betonung der wirtschaftlichen Seite des Lebens, die der Sozialismus mit sich gebracht hat, haben in Deutschland und in der ganzen westlichen Welt Schranken aufgerichtet, die den strebenden menschlichen Geist entmutigen können. Wir wollen aber hoffen, nicht nur im Interesse Deutschlands, sondern auch im Interesse der ganzen Zivilisation, daß es der Armut nicht gelingen möge, die Quelle auszutrocknen, aus der der Idealismus des traditionellen deutschen Studenten und des traditionellen deutschen Dozenten schöpft.

XV.

Beim Abschluß dieses Kapitels und damit dieses Buches bin ich mir bewußt, daß ich die deutschen Universitäten ziemlich unklar geschildert habe. Es ging aber nicht anders, da die Universitäten selbst und das ganze Volk sich über sich selbst nicht klar sind. Ich habe freimütig aufgezählt, was ihre Schwierigkeiten, Irrtümer, Unzulänglichkeiten, Auswüchse, Überfüllung, Schulmäßigkeit, Senkung des Niveaus und ihre Zugeständnisse an die Parteipolitik sind. Die Vorkriegs-Universität war nicht vollkommen; die Nachkriegs-Universität ist es noch weniger, da sie hin und her gestoßen wird, durch Armut, neue und unerprobte Führer und durch die Wünsche eines Teiles der Bevölkerung, der unter dem Kaiserreich vernachlässigt worden war. Wenn auch ihre Ziele zum Teil unklar und verdunkelt sind, glaube ich trotzdem, daß das schwierigste Problem der heutigen deutschen Universität ihr Geldmangel ist. Denn sowohl die deutschen Minister, wie die deutschen Fakultäten wissen Erziehung zu schätzen, und sie wissen auch, was sie bedeutet. Die Universitäten haben unter der wirtschaftlichen Not, unter den politischen Wirren und unter der sozialen Umwälzung gelitten. Aber selbst, wenn es niemals gelingen sollte, alle Fragen zu aller Zufriedenheit zu lösen, so ist doch die geistige Qualität der Fakultäten und der ständigen Beamten in den Ministerien so hoch, das Ansehen der Universitäten so groß und ihre Teilnahme am Leben der Nation so lebendig, daß man Wege finden wird, auf denen sich die höhere Erziehung wie die Hochschulerziehung auf ihre frühere Stufe zurückführen und vielleicht noch verbessern lassen wird. Der Kampf wird aber lang und schwer sein. Amerika, das über fast unbegrenzte Mittel verfügt, gibt der höheren Erziehung nicht die gebührende Stellung; es weiß auch nicht recht, was sie eigentlich be-

deutet. Sowohl die Leiter der Universitäten als auch die Universitätsfakultäten — natürlich mit vortrefflichen Ausnahmen — sind sich völlig im unklaren darüber. Daß sie genügend Mittel besitzen, beweist die Schönheit ihrer Universitätsgelände und der Luxus ihrer Dormitorien. Sie haben es aber nicht verstanden, ihre Mittel für vernünftige Zwecke auszugeben, was daraus hervorgeht, daß sie nicht auf schöne Universitätsgelände, römische Stadien und prächtige Gebäude verzichten wollen, zugunsten der Lehrtätigkeit, um sie zu einem angesehenen Beruf zu machen, der auch klugen und geschmackvollen Männern zusagen würde. England ist gerade dabei, aufzuwachen, und entdeckt langsam, daß die Heranbildung der Jugend und die Förderung der Wissenschaft zwei ganz verschiedene Dinge sind. Dieser Unterschied braucht in Deutschland nicht besonders betont zu werden, und deshalb sind auch Deutschlands Abwege und Unzulänglichkeiten, so merkwürdig und unvernünftig sie sein mögen, nur begrenzt und bedeutungsloser, als die Abwege und Unzulänglichkeiten, denen wir in anderen Ländern begegnet sind.

Sachverzeichnis.

Die mit * versehenen Ziffern beziehen sich auf die Fußnoten.

- A.B.-Grad** 36
 —, Wisconsin 42
Abel 51
 Abendschulen, London 171
 Aberdeen 51
Adams, Herbert 86
Addenbrooke's Hospital 204
Addison 212
Adrian 202
Adult Education in Lancashire and Cheshire 185*
 Agora 15
Agricultural Economics Research Institute 205*
 — *Engineering Research Institute* 205*
Agriculture, Institute of, Oxford 192
 Akademie, Deutschland 252
Alexander, Professor 179
All Souls College 191, 195*
 Alte Universitäten, England 188—215
Althoff, F. 2, 22, 23*, 24, 230, 254
 A.M.-Grad 57
 —, Dissertationen 71, 72
 —, Dissertationen, Chicago und Columbia 108, 109
American Hotel Association 124
 — *Journal of Mathematics* 55
 — *Journal of Philology* 55
 Amerika, Gelehrte und Wissenschaftler 213
 Amerikanische Akademie in Rom 55
 — Geschichte, Professor für, Oxford 208
 — *high schools* 20*, 31
 — Hotelvereinigung 124
 Amerikanisches college 220
 — —, Sport 147
 — —, —, *Bulletin of the Carnegie Foundation* 45*
 Amherst 44
Anderson, Sir Hugh 189
Angell, Präsident J. R., Ober-Population of the College 151*
 — — — —, *Yale's Institute of Human Relations* 151
Angermann, F., Die freie Volksbildung 242*
- Anglikanische Kirchenerziehung 159, 160
 Anglikanisches Monopol 176
Animal Nutrition, Institute of Research 205*
 — *Pathology, Institute of Research* 205*
Ann Arbot Daily News 104*
 Anstalten, Bedarf an 251
 Archäologische Studien 52
Aristoteles 7, 17, 227
Arnett, T. 147
Arnold, Dr. 159
Arnold, Matthew 160, 203
Ashmolean, Oxford 192
Association of American Colleges 106, 107*
 Athenisches Reich 15
 Aufbauschulen 220, 240
 Augenheilkunde, Kliniken für 65
 Ausbildung zur Elternschaft 42*
Ave Mater Immortalis, Präsident von Columbia 151
- B.S.-Grad, Wisconsin** 42
B.Sc.-Grad, Columbia 123
 —, Cornell 124
Bacon, New Atlantis 23
 Baiern 225, 251
 Bakkalaureus der Künste, Chicago 41
 — — —, Columbia 38
 — — —, London 174
 — — —, Provinzuniversitäten, England 180
Balliol College 190, 204
 Baltimore 50, 64
Banting 16
Barcroft 202
Barnard College 40, 44, 46
Barnet House 206
 — —, Bibliothek 209, 210
 Battersea Polytechnikum 166
Becker, Dr. C. H. 225, 247, 249*
 —, *Gedanken zur Hochschulreform* 247*
 —, *Kulturpolitische Aufgaben des Reiches* 223
Bemont, Charles 201
Bentham 208

- Bergson, M. Henri* 47*
 Berlin, Universität 26, 49, 115*, 221, 222, 224, 227, 229, 231, 232, 239
 —, —, Abenduniversität 243
 —, —, Geschäftsdiplom 245
 —, —, Handelsdoktor 245
 —, —, Handelshochschule 244, 245
 —, —, Handelsschule 243
 —, —, Hörerzahl 240
 —, —, juristischer Doktor 249
 —, —, Journalismus 237
 —, —, Zeitungswissenschaft 237
 Berliner Tageblatt 254*
 Berufe 20, 21
 Betriebssoziologie, Institut für 237
Bibliography of Modern History 55*
 Bibliothekare, Schule für 139*
 Bibliotheken 52, 53, 54
Bigelow, Dr. 59
 Bildung 195
 Biochemie, Institut für 23
 —, —, Cambridge 212*
 —, —, Chicago 62
 Biochemische Laboratorien 199
 Biolinguistik, Lehrstuhl für 49
 Biologie 11, 51, 52, 55, 237
 Biologische Wissenschaften 13
 Birmingham 180, 182, 183
 —, Bischof von 204
 —, Krankenhäuser 187
Bismarck 222, 223*
Boards of Studies, Oxford 195
 Bodley Bibliothek 192, 205, 209, 210
 Bonn 225, 231
Boston Transcript 154
Bowley 171
Bracton 201
Bragg, Professor 180
Brandeis, Richter 81
Breasted 51
 Breslau 225
Briggs, Professor *T. H.*, die *Englis*
Lecture 35*
Bright 212
 Bristol 180
British Commonwealth of Nations 167,
 187
 — *Government Economic Advisory Coun-*
cil 10
 Brooklyn 39
 —, Medizinschule 66
 Brotstudenten 240
 Brown Universität, Präsident der 92*
 Bryn Mawr 44, 46
Buckton, College and University Bands
 76*
Bureau of Education, Washington 133
Buttrick, Dr. Wallace 74*
- Caius College* 190, 204
 —, *master* von 189
California Institute of Technology 107
 Cambridge 4, 49, 157*, 160, 162, 176,
 177, 179, 188, 189, 190, 203, 233
 —, *colleges* 159
 —, *Council of the Senate* 194*
 —, Forschung 204
 —, Merkmale 189
 —, Physiologen 202
 —, Physiologenschule 4, 167
 —, *readers* für Pädagogik 184
 —, Senat 194*
 — *University Press* 206
Capps 51
Carlyle 52, 227
Carnegie Corporation 123
 — *Foundation* 147
 — — *for Advancement of Teaching,*
Bulletin 45*, 126*
Cason, Professor 90*
 Cavendish Laboratorium 192, 204
 Celtische Gutssitten 201
Chamberlain, Joseph 183
Charters, Professor *W. W.* 104, 105
 — und *Whitley, I. B.*, *Analysis of Se-*
cretarial Duties and Traits 104*
Chaucer-Studium 51
 Chemie 9, 11, 12, 52
 —, Professor für, Deutschland 253
 Chemischer Unterricht, Professor für 68
 Chicago, Universität 26, 33, 41, 45, 51,
 55, 60, 63, 67, 103, 107*, 127, 129,
 152, 154, 157, 165
 —, —, Abteilung für Chirurgie 64
 —, —, — Haushaltswissenschaft 108
 —, —, archäologische und mittelalter-
 liche Studien 52
 —, —, Dekan der *graduate school* 57
 —, —, Direktor der pädagogischen Ab-
 teilung 73
 —, —, *Graduate School of Library Sci-*
ence 123*
 —, —, Handelsschule 115
 —, —, Heimstudium, Abteilung für
 103, 104
 —, —, — Kurse 104
 —, —, *high schools* 34
 —, —, Medizinische Erziehung 61, 62
 —, —, Medizinschule 64
 —, —, *Oriental Institute* 77, 129
 —, —, *postgraduate school* für medizi-
 nische Forschung 62
 —, —, Präsident 131
 —, —, Professor für Pädagogik 72
 —, —, — für Polizeiverwaltung 49
 —, —, — in der Abteilung für Staats-
 wissenschaften 75

- Chicago, Universität, Reklame, Heimstudiumabteilung 103
 —, —, *School of Commerce* 115
 —, —, — — *Education* 70
 —, —, — — *Domestic Science* 108
 —, —, Schule für Pädagogik 70
 —, —, Spezialkurse: Beaufsichtigung der Lehrer 70
 Fortschritt der Erziehung in Europa und in den Vereinigten Staaten 70
 Pflichten des Schulbeamten 70
 Studium und Überwachung der *high-school*-Schülerin 70
 Überlegung als Basis der Lehrmethode 70
 Überwachung des Lehrens 70
 Wie man Situationen begegnet, und wie man sich zu benehmen hat 70
 —, —, Stundenzahl 135, 136
 —, —, Superintendent der Schulen 34*
 —, —, Thesen für *A. M.* und *Ph. D.* 71, 72
 —, —, — — *M. A.* 108, 109
 —, —, — — *Ph. D.* 108, 109
 —, —, Vizepräsident 131*
 —, —, wissenschaftliche Laboratorien 51
Child Welfare Research, Institute for 78
 — *Health and Protection, White House Conference* 42*
 Chirurgie, Abteilung für 64
 Chirurgie, Professor für, Harvard 61
 Chirurgische Kliniken 65
Clarendon Press 206
 Clark Universität 129
Classical Greats 212
Cohn, Alfred E., Medicine and Science 65*
Cohnheim 227
Cole, Dr. Rufus 80, 87
 —, *Progress of Medicine* 66*
Coleg Harlech 184, 242
 College, Bibliotheken, Oxford 205
 — *Entrance Examination Board* 32*
 — *of Household and Social Science, London* 165*
 Colleges, Oxford und Cambridge 190 bis 194
 Columbia Universität 37, 38, 39, 40, 41, 46, 49, 88*, 94, 106*, 127, 129, 130, 145, 152, 154, 165, 188
 —, —, 175. Jubiläum 135*
 —, —, Abteilung für Haushaltswissenschaft 108
 —, —, *Annual Report of Dean of Graduate Faculties* 59*
 —, —, Auszug aus *Treasure's Report* 102*
 Columbia Universität, Bibliothek 54
 —, —, Schule für 123*
 —, —, *B. Sc.* 123
 —, —, *Bulletin of Information, Report of the President* 40*
 —, —, *college* 37
 —, —, —, Dekan des 46
 —, —, —, Kurse angerechnet fürs Bakkalaureat: Anfangsgründe in Stenographie 38
 Aufziehen einer Reklame 38
 Berichterstattung 38
 Bücherbesprechung 38
 Buchführung eines Sekretärs 38
 englische Geschäftssprache 38
 Geschichten-Schreiben 38
 Grundzüge des Reklamewesens 38
 praktische Hühnerzucht 38
 Reklameforschung 38
 Ringen, *Judo* und Selbstverteidigung 38
 Verfassen von Reklametexten 38
 Zeitungspraxis 38
 —, —, Dekan der *graduate school* 59
 —, —, Gehälter 147, 148
 —, —, *graduate school* 51
 —, —, Handelsschule 115
 —, —, Heimstudium-Abteilung 38
 —, —, — —, Kurse 95—102
 —, —, — —, Zeugnisse 97
 —, —, Institute im Lehrer-college 77
 —, —, jährliche Ausgaben 141, 142,
 —, —, Journalismus 237
 —, —, medizinische Kliniken 60*
 —, —, Optometrie 123, 124
 —, —, Präsident 151
 —, —, Psychologie des Verkaufs 120
 —, —, Reklame 95, 96
 —, —, *School of Business* 78, 118
 —, —, — — *Journalism* 114
 —, —, — — *Librarianship* 139*
 —, —, — — *Medicine* 139*
 —, —, — — *Practical Arts* 139*
 —, —, Studentenzahl 134
 —, —, *Teachers College* 67, 69
 —, —, — — Dissertationen für *A. M.* und *Ph. D.* 102
 —, —, — —, Kurse angerechnet für ein Examen: Anleitung für Schulorchester und -kapellen 38
 bürgerliche Küche 38
 Etiquette der Mahlzeiten und Gastlichkeit 38
 gesellschaftliches Leben im Eigenheim 38
 grundlegende Fragen der Bekleidung 38

- grundlegende Vorgänge beim Kochen 38
 Grundzüge der Hauswäsche 38
 Gymnastik und Tanz für Männer mit praktischen Anleitungen im Holzschuhtanz 38
 Kleiderschmuck 38
 neuere Forschungsergebnisse in der Kochkunst 38
 — —, — —, Stab 69
 — —, wissenschaftliche Laboratorien 51
Commissioner of Education, U. S. 33
Commonwealth Teacher-Training Study 74*
Congregation, Oxford 194, 195
Congress. Library of, Washington 54
Conjoint Board 173, 175
Convocation, Oxford 194
 Cornell 60, 124
 —, *B. Sc.* 124
Corpus College, Cambridge 190
Council, Oxford 195
 — *of Senate, Cambridge* 194*
 „*Count*“ 31*
Craigie, Sir William 51
Crawford, A. B. 74
 „*Credit*“ 31*
Criminal Law, Institute of 77
Current Research in Law 86
Curzon, Lord, Memorandum 213
- Dänemark, Medizin 211
 Dahlem 23
 —, Laboratorien 252
Daniels, Professor 157*
Dartmouth College, Professor für Biographien 49
Darwin 13
Dean, Professor 185
 Dekan des *Columbia College* 46
 — der *graduate school, Chicago* 57
 — — — —, *Columbia* 59
Deller, Dr. E. 130, 131*
 —, *Universities in the United States* 34*
Department of Education, Direktor des, Chicago 73
 — — *Industrial and Scientific Research* 212
 — — *Surgery, Chicago* 64
 Dermatologie 65
 Deutsche Oberschule 220
 — Universitäten 230
 — —, *Aufbau* 247
 Deutsches Dissertationssystem 56
 Deutschland 22, 29, 126, 131
 —, Hochschulziehung 217
 —, höhere Schulen 217
- Deutschland, Medizin 211
 —, Unterrichtsministerium 203
 —, Vor-Kriegs- 218
Dewey, Professor John 33
 —, *The School and Society* 33*
Dibelius, W., England 185*
Diogenes 34
 Dissertationen, *A.-M.-Grad* 71, 72
 —, —, *Chicago* 108, 109
 —, *Deutschland* 248, 249
 —, *Ph. D.-Grad* 71, 72
 —, —, *Chicago* 108
 —, —, *Teachers College* 111
 Doktorat, *Deutschland* 231, 249
Domesday Book 201
Douglas, Professor Paul H., Real Wages 148*
 Dozent 252, 255
 Dresden 236, 250
 Dr. med., *Chicago* 63
Duclaux, Pasteur — The History of a Mind 8*
Dühring 230
 Duke Universität 65
- East London College* 175
Economic Advisory Council, englische Regierung 10
 — *Journal* 201*
Eddington 16
Edinburgh 51
Education, Bureau of, Washington 133
 —, *Graduate School of, Harvard* 71
 —, *School of, Chicago* 70
Educational Research, Institute of 78
Ehrlich, Professor 251
 „*Einheiten*“ 31, 32*
 Elementarschulen, *Deutschland* 220
 —, *England* 160
Eliot, Charles W. (Präsident) 2, 59, 129, 154
 —, *Harvard Memories* 154
Elwang, W. W. 224*
Endowment of Research 57*, 198*
 Englische Provinzuniversitäten 233
 — Universitäten, *Ausgaben* 214—216
 Englischer *honour course* 56
 Entwicklungsgeschichte 237
 Erziehung, *Acts of Parliament* 160
 Erziehungsphilosophie 69
 Eton 43
Euthenics, Institute of 50
 Exakte Wissenschaften 11
Examination School 192
 — —, *Vorlesungen in* 209
Experimental College, Wisconsin 46
 Experimentelle Medizin 51
 — *Therapie, Institut für* 23

- Extraordinarius 231, 232, 252
 —, Einkommen 253
- Fächer** 237*
Fachschaften 250
Fachschulen 233, 238, 240
Falk, Minister 229
Faunce, Präsident W. H. P. 92*
Fichte, Professor 221, 222
Field Studies, Division of 78
Fisher, H. A. L. 202*
 —, Erziehungsakte 161
 —, *Place of the University in National Life* 189*
Fitzpatrick, E. A. und Hutson, P. W., The Scholarship of Teachers in Secondary Schools 36*
Fitzwilliam Museum 192
Fletcher, Sir Walter M., Medical Research 215*
Föderalistische Verfassung 1789 203
Fogg Museum, Harvard 129
Forestry, Institute of, Oxford 192
Forschung 88, 89, 90, 204, 212, 213, 214, 249
 —, Deutschland 226, 227, 255, 256
 —, Oxford 211
Forschungsinstitute 21, 22, 23, 24
 —, Deutschland 230, 238, 252
Forstwissenschaftliche Forschung, Schule für 211
Foster, Michael 4, 202, 204
Frankfurt, Universität 221, 240
Frauen-colleges, Oxford 211
Freeman, Professor 197*
Freiburg 225
Freytag 230
Froebel 66
- Gartenbau, Forschungsinstitut für** 205*
Gay, Professor E. F., Social Progress and Business Education 116*
Geburtshilfe, Kliniken 65
Gehälter 145—150
 —, Deutschland 252, 253, 254, 255
 —, England 214, 215
Geisteswissenschaften 256
Gemeindeschulen, England 163
Geschäft 32, 36
 —, Fakultät für 235
Geschäftsdiplom 245
Geschäftsführung, Hochschule für, Harvard 115
Geschäftsschule der Columbia Universität 78
Geschichte 31, 34, 36, 37, 51
Geschichte der Kolonien, Professor für 208
 — — **Neuzeit, Cambridge** 204
- Gesundheitspflege** 51
Gewerbe 238
Gewerbeschulbehörde 238
Gibbs, Willard 17, 51
Gildersleeve 17, 51, 86
Gilman, Daniel C. (Präsident) 53, 129, 131, 143, 146, 152, 155, 197*
Gladstone, Mr. 160
Goethe 221, 222
Göttingen 222, 230
Graduate School, Dekan der, Chicago 57
 — —, Dekan der, Columbia 59
 — — of *Business Administration* 153
 — — of *Education*, Harvard 71
Graduate schools 50, 51, 52, 55—59
Gray Book, Universität Wisconsin 42*
Graz 231
Griechenland 52
Griechisch 15, 32, 36, 55
Griechische Gelehrte 15, 44*
 — Tafeln 15
Greifswald 212, 229, 232
Grimm (Gebrüder) 251
Großbritannien, Home-Rule-Problem 14
 —, nationales Budget 216
 —, Wissenschaftler und Gelehrte 213
Gymnasien (Deutschland) 56, 187, 218, 219, 220, 223
- Haac, Oscar E.** 243*
Haldane, Lord 2, 227
 —, *Autobiography* 176*
 —, *Universities and National Life* 2
Haldane, Professor John S. 182
Halle 222
Halsted, Dr. W. S. 11*, 66
Hamburg 221, 225, 240
 —, Handelsschule 243
 —, körperliche Ausbildung 237
Hampstead National Institute 186
Handelsdoktor, Berlin 245
Handelshochschule 243—245
Handelsschulen 183
 —, Chicago 115
 —, Columbia 115
Hardy 202
Harnack, Professor A. 85, 227, 230
 —, *Vom Großbetrieb der Wissenschaft* 84
Harper, Präsident 129, 131, 152
Harvard Universität 44, 46, 60, 67, 106*, 127, 128, 153—155, 157, 188, 203, 232
 — —, archäologische und mittelalterliche Studien 52
 — —, Bibliothek 53
 — —, *Business School* 245
 — —, — — *Associates* 148*
 — —, — —, Dekan der 116*

- Harvard Universität, Dissertationen für *Ph. D.* 71, 72
 — —, *Fogg Art Museum* 129
 — —, Gehälter 147
 — —, *Graduate School* 50*, 51
 — —, — — of *Arts and Science* 138
 — —, — — of *Business Administration* 115
 — —, — — of *Education* 71
 — —, Handelsschule 117—122
 — —, *Institute of Criminal Law* 77
 — —, jährliche Ausgaben 140, 141
 — —, *Law School* 138
 — —, medizinische Fakultät 118
 — —, Medizinschule 59, 88
 — —, Präsident 58
 — —, Professor für Chirurgie 59
 — —, Professoren für Medizin usw. 61
 — —, Reklamepreise 119
 — —, Studentenzahl 138*
 — —, *Studies in Education*, Bd. IX 70*
 — —, *tutor*-System 107
 — —, *tutors* 46
 — —, wissenschaftliche Laboratorien 51
Harvey 212
Haskins, C. H. 50*
 —, *The Rise of Universities* 31*
 Haushaltswissenschaft, Schulen für 108 bis 113
 —, — —, Chicago 108
 —, — —, Columbia 108
 Hauswirtschaft, Fakultät für, Deutschland 235
Head, Henry 172, 212
Hebdomal Council 192, 194
 Hebräisch, Professor für, Deutschland 253
Hegel 221, 222
 Hegelsche Philosophie 221, 223
 Heidelberg 237
 Heimstudium, Abteilung für, Chicago 103, 104
 —, — —, Columbia 38, 95—102
 —, Kurse 33, 41
Heine 227
Helmholtz 230, 251
Henderson und *Davis, Incomes and Living Costs of a University Faculty* 147*
Hertz 17
 Hetitische Sprachen 15
High schools, amerikanische 31—35
Hill, Professor A. V. 170, 179, 185
Hipper 42*
Hippokrates, Eid des 21
His, Professor Wilhelm 151*
Historical Research, Institute of 170
 — —, — —, London 165
Hobbes 7, 208
Hobhouse 208
 Hochschule 243
 Hochschulkonferenz 224
 Höhere Schulbildung 19
 — —, Deutschland 217, 223
 — —, England 159, 160
 — —, Nachkriegs-Deutschland 220
 — —, Vorkriegs-Deutschland 218, 219
 Höhere Schulen, England 163, 187
 — —, Deutschland 217
 — —, Europa 35
 Höhere Schullehrer 58
 Holland, Medizin 211
Holmes, Richter 81
Home-Rule-Problem 14
Honourklassen 56
Honourkurse 46
 —, Harvard 107
 —, Oxford und Cambridge 197, 198
 —, Swarthmore 107
Hopkins, Mark 107
Hopkins, Professor 202
Horsley 172
Horticulture, Institute of Research 205*
Hospital Medical Schools, London 165, 170
 Hotelleitung, Beruf 124, 125
Household Science, College of, London 165
Human Relations, Institute of 81—83, 84*, 86
 — —, — —, Yale 79
Human Welfare Group 78—82, 84, 85
 — — —, Tafel der Organisation 82
 — — —, Zusammenfassung des Finanzbedarfs 85
 Humanismus 13
 Humanist 13, 14
 Humanistische Entwicklung 14
 — Fächer 232
Humboldt, W. von 2, 220, 221, 226, 233, 247
Hutchins, R. M. 143
Hygiene and Tropical Medicine, Institute of, London 165
 Immatrikulationsniveau, Deutschland 240, 241
Imperial College of Science and Technology, London 165
Industrial and Scientific Research, Committee on, Manchester 181
 Industrie 244
 Industrielle Revolution 208
 Institut für Auswärtige Politik 234
 — — Betriebssoziologie 237
 Institute 77, 78, 86, 87

- Institute of Agriculture*, Oxford 192
 — — *Forestry*, Oxford 192
 — — *Historical Research* 170
 — — —, London 165
 — — *Hygiene and Tropical Medicine*,
 London 165
 — — *Medical History* 66
 — — *Technology*, Kalifornien 107
 Insulin 16
 Intellektuelle Standards 29, 30
International Institute 78
Inventory of the Habits of Children, etc.
 78*
 Iowa, medizinische Kliniken 60
Jackson, Hughlings 212
 Jahrbuchmanuskripte 201
James, William 46
Janeway 66
 Jena 222, 229
 Johns Hopkins Universität 28, 50*, 55,
 59, 68, 107, 127, 128, 131, 146, 150,
 152, 155, 157, 188
 — — —, Forschung 87
 — — —, *Half-Century Campaign* 145
 — — —, Hauswirtschaft 111*
 — — —, Institute 86, 87
 — — —, *Institute of Medical History*
 77
 — — —, — — *Law* 86
 — — —, jährliche Ausgaben 142, 143
 — — —, Lehrstuhl für chemische Un-
 terrichtsmethoden 58
 — — —, medizinische Kliniken 60
 — — —, — — —, Einnahmen in Chirur-
 gie 61
 — — —, — — —, Fakultät 59
 — — —, Medizinschule 11, 53, 61, 65,
 138, 142, 150, 187
 — — —, Präsident der 53
 — — —, Professur für chemischen Un-
 terricht 68
 — — —, Studentenzahl 136, 137
 — — —, technische Hochschule 129
 — — —, urologische Klinik 66
Jones, R. L. 51
Journal of Experimental Medicine 55
 — — *Philosophy* 65*
 Journalismus 36, 237, 239
 —, Berlin 237
 —, Fakultät für 235
 —, Professor für 239
 —, Schulen für 113—115
 —, Universitätsschulen für 113—115
 Journalistische Wissenschaft, Berlin 237
Jowett 189
 Jüdisches Krankenhaus 66
 Jugendbewegung, Deutschland 250
 Jura 20, 232—234, 244
 Juristenschulen 20*
 Juristische Fakultät 225
 Juristischer Doktor 249
 Kaiser Wilhelm Gesellschaft 83, 252
 Kalifornien, Institut für Technik 107
 —, wissenschaftliche Laboratorien 51,
 52
Kandel, Professor *I. L.* 162*
Kant 221, 251
 Kapitolinischer Hügel 151
Kastl, Dr. 245
Keppel, Professor 123*
Keynes, Mr. 7
 Kinderheilkunde, Professor für, Har-
 vard 61
 Kinderkliniken 65
 Kinderwohlfahrt, Forschungsinstitut
 für 78
 —, Konferenz im Weißen Haus 42*
 Kinesilogie, Kurs in 50
Kings College, London 165, 167, 170
 Klassische Archäologie, Museum für 192
 — Studien 51
 Klinische Medizin 64, 65
 — —, Forschung, London 171
 — —, —, Provinzuniversitäten 185 bis
 187
 — —, Lehre und Forschung, Chicago
 61, 62
 — —, Lehrer und Studium 60, 61
 — —, Professor für Soziologie 85
 — —, Studium, Oxford und Cambridge
 211, 212
 Kochen 31, 34
 Köln 221, 225, 240
 —, Handelsschule 243
 Königliche Kommission 195, 199, 204,
 209, 213
 Königsberg 225
 Körperliche Ausbildung 237, 238
 Kollegelder 253
 Kolonien, Professor der Geschichte der,
 Oxford 208
 Konfessionelle Theologie 20
 Kongreßbibliothek, Washington 54
Kopernikus 12
 Krankenhäuser 60
 —, Chicago 63, 64
 —, London 172
Krogh, Professor 87
 Kultur 223
 Kulturwissenschaftliche Abteilung 236
 Kultusminister, preußischer 246
 Kultusministerium 225, 245
 Kurator 225
 Kurse, Columbia 94—97
 —, Provinzuniversitäten, England 182

- Laing*, Dekan *Gordon J.* 57
 —, *Standards of Graduate Work* 57*
 Lake Forest Universität, medizinische
 Abteilung 61
 Landwirtschaft 32, 36, 41
 —, Institut für Oxford 192
 —, Schule für 205
 Landwirtschaftliche Maschinen, For-
 schungsinstitut für 205*
 — Forschung, Schule für 211
 Landwirtschaftliches Forschungsinsti-
 tut 205*
Langdell 120
Langley 202
Laski 171
 Latein 15, 31, 32, 36
Law, Institute of 86
Lectures, Oxford und Cambridge 199
 —, Gehälter 214
 Leeds Universität 176, 180
 — —, colleges 176
 — —, Leiter der 180
 Lehrer-colleges 66—69
 Lehrfreiheit 226, 247
 Leibesübungen 237*, 238
Leibnitz 221
 Leipzig, Universität 231
 —, —, Studentenzahl 240
 —, —, Institut 77
 Lernfreiheit 226, 228, 247
Levett, Miss 201
Lewis, G. N., *Anatomy of Science* 12*
Lewis, Sir Thomas 212
Lexis, W., *Die Unversitäten im Deut-
 schen Reich* 224*
Librarianship, School of 139*
Library of Congress, Washington 54
Library Schools 123*
Lister, Lord 172
 Liverpool, Universität 179*
 —, —, colleges 176
Loeb, Jaques 51
 London, Krankenhäuser 171, 172
 —, Medizinschulen 173, 211
 —, Universität 164—171, 173, 174, 176
 —, —, *School of Economics* 165, 170,
 171, 207, 233
 —, —, Statuten 168*
 —, —, Vizekanzler der 174
Lowell, Präsident von Harvard 59*, 138*
Lubbock, P., *Shades of Eton* 43*
Lucas 202
Ludwig 227
Luther, Dr. 245
Lycée 187
Lynd, Mr. und Mrs. Middletown 139*
- Mackenzie, James* 212
Madariaga, S. de 33, 118*
 —, *Aims and Methods of a Chair of Spa-
 nish Studies* 7*
 —, *Die Amerikaner sind Kinder* 33*
Magdalen College 190
Main Street 27
Maitland 201, 202
 Malaiensprache 15
Malinowski 171
Mall, Professor Franklin P., 51, 86, 151*
 Manchester 157*, 178—180
 —, Grade 181
Manly 51
Marshall, A. 189
Marx, Karl 233, 234, 245
 Maschinenbau 36
Mason, Dr. 143
*Mathematical Studies, University Board
 of* 204
 Mathematik 11, 31, 34, 37, 51, 52
 —, Cambridge 204
Maxwell 17
Mayer, R. 230
Mayo-Klinik 212
McAndrew, William 34*
McKormick, Sir William S. 179
Medical History, Institute of 66, 77
 — *Research Council* 186, 212
 — —, *National Institute of, Hamstead* 186
 — —, *Rockefeller Institute of* 59
Medicine, School of 139
 Medizin 10, 12, 20, 22, 55, 232, 235, 244
 —, Deutschland 225, 233
 —, Oxford 211, 212
 —, Professor für, Harvard 61
 —, Provinzuniversitäten, England 186
 Medizinische Abteilung der Lake Forest
 Universität 61
 — Fakultät, Johns Hopkins 50
 — Kliniken 60, 61
 — Laboratorien, Oxford 211
 Medizinschulen 59
 — Chicago 62
 — London 168, 171, 172
 — Oxford 214
 Medizinstudenten, Oxford und Cam-
 bridge 211
 — Dissertationen, Deutschland 248
Mendel 13
Mendelssohn-Bartholdy, Professor 234
 Menschliche Beziehungen, Institut für
 81—83, 84*, 86
Michelson 51
 Michigan 55, 105, 152
 —, archäologische und mittelalterliche
 Studien 51
 —, wissenschaftliches Laboratorium 51

- Middletown, R. S. und H. Lynd* 139*
 Militärische Ausbildung 36
Will, John Stuart 159, 208
Millikan 51
Mining Research Laboratory 182
 Ministerialdirektor im Preußischen Kultusministerium 230
 Ministerium, Handels- 221, 245
 —, Kultus- 221
 —, —, Berlin 203
 —, Landwirtschafts- 221
 —, Wohlfahrts- 221
Minneapolis Journal 49*
 Mississippi 65, 126*, 152
Mitchell, Professor Wesley 51, 117
 Mittelalterliche Geschichte, Schule für 180
 — Studien 51, 52
 Mittelwesten, Universitäten des 112
 —, —, Bibliotheken 54
Modern greats 206
Modern Languages Notes 55
 — —, *Taylor Institution for* 192
 Moderne Sprachen 34
Moeller, E. 237*
Molteno Institute for Research in Parasitology 192
Mommsen 17, 227, 229
Moore 51
Morant, Sir Robert 160
Morgan 51
Morison, Development of Harvard University 50*
Morningside Heights 40, 151
Mount Wilson Observatory 129
Mueller, F. 227
München 225
 —, Hörerzahl 240
Murray, Gilbert 115*
Murry, J. Middleton, The Evolution of an Intellectual 26*
Museum of Classical Archaeology 192
 —, Oxford 192
- Napoleonische Kriege 7
 Nashville, Tennessee, Vanderbilt Universität 65
National Institute for Medical Research 186
 Nationalökonomien 52
 Nationalökonomie 37, 57, 207, 243
 —, Cambridge 204
 —, Deutschland 243, 244
 —, Londoner Schule für 165, 169—171, 207
 — Oxford 207
 Naturwissenschaft 8, 13, 14, 34, 36, 37, 232
- Naturwissenschaft, Cambridge 204
 —, Dissertationen, Deutschland 249
 —, Oxford 207
 Nervenklinik 65
Neuberg, Professor 23
Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens 218
New Atlantis, Bacon 23
New College, Oxford 213
 — —, —, Vorstand 180, 200
 New Haven 64
 New Jersey, Bankrott 82
 New Orleans, Louisiana 65
 New York City 26
 — — *Herald Tribune* 40*
 — — *Legislature* 123
 — — *Public Library* 54
 — —, Schulen 34*
 — —, staatliche *high schools* 34
 — — *Times* 33*
 — — *World* 133
Newman, Kardinal 1
Newton 11, 204
Nietzsche 230
 Nobelpreis 204
 Notgemeinschaft 254
 Nottingham Universität 185
Noyes, Professor W. A., Are Equitable Salaries Paid to Professors? 147*
- Oberrealschule 218, 220
 — „zum Dom“ 218*
 Österreich, Medizin 211
 Österreichische Universitäten 231
Ogden Graduate School of Science 63
 Ohio State Universität, Professor für Pädagogik 72
Okey, Professor 127
Onions, Professor 51
 Optometrie 123, 124
 Ordinarius 232
 —, Gehälter 252, 253
 Organisation 24, 251, 252
 —, Deutschland 247
Oriental Institute, Chicago 129
 Orientforschung, Schule für 211
Osler, Sir W. 66, 212
 Oxford 26, 51, 115*, 131, 157*, 160, 162, 176, 177, 179, 187, 188, 189, 232
 —, Bibliotheken 209, 210
 —, colleges 159
 —, *Congregation* 194
 —, *Convocation* 194
 —, Dozenten für Pädagogik 184
 —, englisches Wörterbuch 51
 —, Forschung 204
 —, Leitung und Organisation 191—196
 —, Merkmale 189, 190

- Oxford, wissenschaftliche Laboratorien 204
Owens College, Manchester 176
 Pädagogik, Fakultät für 235
 —, Lehrstuhl für 236
 —, Schulen für, England 184
Palmer, Professor, *G. H.*, *Life of Alice Freeman Palmer* 113*
 Parasitologie, Forschung in 192
 Paris, Forschungsinstitut 22
 Pasadena 129
 —, wissenschaftliche Laboratorien 51
Pasteur 17, 22, 93, 182, 227*, 235
 Pathologie, Chicago 62
 Pathologische Laboratorien 199
 —, —, Cambridge 204
Pattison, *Mark* 209, 213
Paulsen F. 4, 222
 —, *Die Deutschen Universitäten* 224*
Pearson 170
Peirce, *Charles* 12, 51
 Pennsylvania, archäologische und mittelalterliche Studien 52
Pestalozzi 66
 Pfadfinderkünste, Kurs in 50
 Pflichtmäßige Erziehung, England 160, 161
 — —, Sprachen 81
 Pharmazie, Fakultät für 235
Ph. D.-Grad 49, 56, 57, 87
 —, Dissertationen 7, 72
 —, —, Chicago 108, 109
 —, —, *Teachers College* 111
 Philadelphia 55*
 Philologie, Dissertation, Deutschland 249
 Philosophie 37, 55
 —, Schule für 180
 —, Deutschland 225, 233, 234
Philosophy, Journal of 65*
 Physik 11, 12, 51, 52, 55
 —, Schule für 180
 Physikalische Laboratorien 199
 Physiologie, Chicago 62
 —, *prelector* für 204*
 —, Schule für, Cambridge 4, 212*
 Physiologische Laboratorien 199
 Physische Wissenschaften 9, 13
 Pittsburgh, Professor für Pädagogik 72
Plant Breeding, Institute of Research 205
 Politik 34, 234, 244
 Politische Umwälzung 206
Pollard 170
Practical Arts, School of 139*
 Präzeptorensystem, Princeton 107
 Pratt-Institut 123*
Prestige Value of Public Employment in Chicago 75
 Preußische Regierung 255
 —, Universitäten 22, 224, 225
 —, Unterrichtsverwaltung 24
 Preußischer Kultusminister 246
 Preußisches Kultusministerium 22, 230
 — —, Denkschrift 218*
 Princeton 44, 108*, 129
 —, archäologische und mittelalterliche Studien 52
 —, *graduate school* 51
 —, Präzeptorensystem 107
Pritchett, *Dr. H. S.* 126*
 Privatdozent 226, 231, 232, 238, 252, 253, 255, 256
 Privatdozentur 231, 255
Problems in Education 57*
 Professor, Deutschland 226, 227
 — für Biographien 49
 — — Bücher 49
 — — Erziehung, *Teachers College* 49*
 — — Polizeiverwaltung 49
 Professoren, Deutschland 228, 229
 —, Gehälter, England 214
 —, Oxford und Cambridge 199
 Provinzuniversitäten, England 176 bis 188
 —, englische 233
 —, Kurse 182
 Prüfungen in Deutschland 228, 229
 Psychiatrie (Kliniken) 65
 Psychologen 52
Public Library, New York 54
Public schools, England 159, 160, 162, 163
 „Punkte“ 31, 32
 Radcliffe, Bibliothek 210
 Radio, Einführung in Schulen 34
Ranke 230
Rathenau 223
Readers, Oxford und Cambridge 199
 Realgymnasium 218
 Rechts- und Staatswissenschaft, Fakultät für 207
Regius-Professoren für Geschichte 179
 Reich 224, 234, 242, 254
 Reklame, Universität Chicago 45
 Reklamepreise 119
 Rektorat 225
Remsen 68
 Republikanische Verfassung 248
Research, Committee on Industrial and Scientific 181
 Revolution, Deutschland 218, 220, 223, 225, 234, 241
Rheinbaben, Rochus Baron von, Stresemann, der Mann und Staatsmann 135*
 Rheinland 225
Rhodes, Cecil 208

- Rhodes House* 208
 — —, Bibliothek 209, 210
 — —, Gelehrte 201
 — *Trust* 208
Ricardo 7, 159, 208
Richards 51
Richardson 170
Richter, W., *Die Organisation der Wissenschaft in Deutschland* 230
Rochester 60, 64
 —, medizinische Kliniken 61
Rockefeller Institute for Medical Research 59, 142, 151*, 156
Rollins College, Professor für Bücher 49
Roscoe 179
Rostovtzeff 51
Rothamstead, Schools of Forestry and Agriculture 205
Rousseau 66
Rowland 86
Royal British Historical Society 55*
Royal Commission, Report of 215*
Rugby 159, 160
Ruml, Dr. Beardstley 132
Rural Economy, School of 205
Rush Medical College 61, 62
 — — —, Kuratoren des 63*
Rutherford 16, 179
- Sabin, Dr. Florence R.* 151
Sachse, Arnold, Friedrich Althoff und sein Werk 23*
Sadler, Sir Michael 33
St. Stephen's College 40
Sanskrit, Gelehrte, Deutschland 253
Saxen 225, 229, 252*
Schacht, Dr. 245
Schiller 222
Schlächtereier, Die 205
Schleiermacher 221, 222
Schmidt, E. 227, 229
School and Society, Bd. VIII 162*
School Experimentation, Institute of 78
School of Education, Chicago 70
 — — *Practical Arts* 38
 — *Review* 88*
Schools of England, Wilson 161*, 163*
Schopenhauer 230
Schottische Universitäten 188*
Schottisches Wörterbuch 51
Schreibmaschinenschreiben, Kurse in 31, 34
Schule für Orientforschung 211
Schurz, Karl 222
Schweizer Universitäten 231
Science Nr. LXXI, 1930 85*
Science and Technology, Imperial College of, London 165
- Seligman, Professor F. R. A.* 117, 148, 149
 —, *Academic Obligations* 148*
Seminar, Deutschland 226, 227
 —, Oxford 200, 201
Senat, Cambridge 194*
Seth Low Junior College 40
Shapley 51
Sheffield Universität 185
 — —, Vizekanzler der 179, 180
Sherrington, Sir Charles 179, 185, 202
Sidgwick 189
Silbermann, Dr. A. 243
Small Animal Breeding, Institut of Research 205*
Smith 44, 46
Sokrates 30
Sorby 57
Sozialdemokraten, Deutschland 242, 246
Sozialdemokratie 233
 „Soziale Trägheit“ 2
Soziale Umwälzung 206
Sozialwissenschaftler 10, 11
Soziologie 10, 11
Soziologie 9—11, 52, 55, 199
 —, Deutschland 233, 234
Soziologische Experimente 10
Spaulding, Professor F. T., Formula 70
 —, *The Small Junior High School* 70*
Special Curriculum Committee, Trinity College 106*
Spezialisierung 16
Sport 44, 45
Spranger, E. 236, 241, 249
 —, *Wandlungen im Wesen der Universität seit 100 Jahren* 236*
Sprechfilm, Kurse über 34
Staatsexamen 224, 249
Staatswissenschaftler 52
Standford Hospital 61
 — Universität, klinische Professoren 61
Starling 170
Statuten der Universität London 168*
Steinmetz, P., Die Deutsche Volkshochschulbewegung 242*
Stenographie 32
 —, Deutschland 238, 239
Stiftungen 139—145
Straßburg 240
Stresemann, Dr. 234*, 235, 244*, 245
Student, Deutschland 227
 — „Mortality“ 153*
 — „Survival“ 153*
Studentenschaft 250, 251
Studentinnen, Deutschland 250
 —, Londoner Medizinschulen 168

- Studies in Historical and Political Science* 55
Sturtevant and Strang, A Personal Study of Deans of Girls in High Schools 76*
 Sudhoff, Professor 77
Suevern 220
 Sumerische Sprache 15
 Superintendent der Schulen von Chicago 34*
Supreme Court of State (Illinois) 63
Surgery, Department of, Chicago 64
Swarthmore College 44, 46, 108, 180
 — —, Ehrenkurse 107
Sylvester 86
 Syracuse Universität 75
- Taussig* 51
Taylor Institution for Modern Languages 192
 — — — — —, Bibliothek 209
Teachers College, Columbia 38, 67, 69
 — — — — —, Haushaltswissenschaft 110 bis 112
 — — — — —, Institute 77, 78
 — — — — —, Ph. D., Dissertationen für 110—112
 — — — — —, Professor für Erziehung 49*
 — — — — —, *Record* 111*, 112*
 — — — — —, Spezialkurse:
 Beschäftigung außerhalb des Stundenplanes, einschließlich Schülerklubs, Ausflügen, Sport usw. 69
 Einzelunterricht 69
 Forschung in *college*-Verwaltung 69
 Forschungen über die Geschichte des Geschichtsunterrichts an Schulen 69
 Lehren von pädagogischer Soziologie 69
 Manuskript schreiben 69
 Methoden zur individuellen Beratung 69
 Musik für Literatur- und Geschichtslehrer 69
 Verwaltung und Stundenplan 69
 Wie man Ausländern Englisch beibringt 69
 — — — — —, Stab 69
 — — — — —, Volkshochschulabteilung, Ferienkurse 69*
 Technische Hochschule 224, 235, 236
 — — — — —, Wissenschaft 235
 — — — — —, Fakultät für 235
Technology, Institute of, Kalifornien 107
 Theaterwissenschaft, Professor für 239
 Theologie, Deutschland 225, 232, 233, 235
- Thilly, F.* 224*
 Tierernährung, Forschungsinstitut für 205
 Tierpathologie, Forschungsinstitut für 205
Tildsley, Dr. John L. 34*
 Tonfilm, Kurse 34
Tout, Professor T. F. 53, 55*, 56, 179
Toynbee 171
 Tradition, Oxford und Cambridge 203
 Traditionelle Fakultäten, Deutschland 233
Trinity College, Cambridge 106*, 189, 190, 204
 — — — — —, Rektor von 204*
Tropical Medicine, Institute of Hygiene and, London 165
 Tübingen 227, 231
 Tulane Universität 65
Turner 51
Tutor-System 196, 197
 — — — — —, Harvard 107
Tutors, Harvard 46
 — — — — —, Oxford und Cambridge 198, 199
- Übungen 226
 Universität, Ausgaben, Deutschland 255, 256
 — — — — —, Buffalo, Präsident der 73
 — — — — —, Chicago 41, 42, 51
 — — — — —, *graduate school* 51
 — — — — —, Medizinschulen 40, 41
 — — — — —, Professor für Polizeiverwaltung 49
 — — — — —, Reklame 45
 — — — — —, London 165
 — — — — —, Michigan 49
 — — — — —, Korrespondenzkurse 105*
 — — — — —, Professur für Bio-Linguistik 49
 — — — — —, Minnesota, Präsident der 73
 — — — — —, Rochester, Einkommen in Chirurgie 61
 — — — — —, Wisconsin 42
 — — — — —, Haushaltswissenschaft 111*
 — — — — —, Korrespondenzkurse 105
 — — — — —, *School of Journalism* 114
 Universitäten, Deutschland 223, 224
 — — — — —, des Westens, Bibliotheken 54
 — — — — —, Preußen 225
 Universitätsbibliothek, Cambridge 192]
 — — — — —, Oxford 203, 209—211, 214
 Universitätsdruckerei 54
 — — — — —, Cambridge 206
 Universitätskliniken, Oxford 214
 Universitätslehrer, Deutschland 231
 Universitätsleitung, Deutschland 225
 Universitätsstandards, Deutschland 248, 249

- Universitätsarbeit 170
 —, England 214
 Universitätsverwaltung, Deutschland 225
 Universitätsvolkshochschule, Deutschland 241, 242
University, Board of Mathematical Studies 204
 — *College*, London 165, 167, 168, 170, 171, 175, 211
 — —, Hospital 168
 — —, Medizinschule 171
 — —, Oxford, Leiter 180
 — —, Senat 168
 — *Grants Committee* 179, 212, 214
 — — —, Bericht 191
 Unterstützungen, staatliche, Deutschland 254

 Vanderbilt Universität 44, 60, 65
 — —, medizinische Kliniken 60*
Vassar College 49
 — —, *Institute of Euthenics* 50
 Vereinigte Staaten 216
 — —, *Commissioner of Education* 33, 34
 — —, höhere Schulen 20
 — —, Medizin 211
 — —, Revolution 5
 — —, Revolutionskrieg 203
 Vereinigung Amerikanischer Colleges 106, 107*
 Verfassung 1919, Deutschland 220
 Vergleichende Erziehungslehre 69
 Victoria Universität 176
Vinogradoff 200—202
 —, Gesammelte Werke 202*
Virchow 16, 17, 80, 222, 227, 229
 Völkerrecht, Lehrstuhl für 236
 Volkshochschule in Deutschland 241, 242
 Volkshochschulkurse 154
 —, England 184, 185
 Volksschule 219, 220
 Vorlesungen 226

Wallas, Graham 208
 —, *Art of Thought* 58*
 —, *Physical and Social Science* 8*
 Washington 17
 —, *Library of Congress* 54
 — Universität (St. Louis) 60, 65
 — —, Einnahmen in Chirurgie 61
Watson, G., Happiness among Adult Students of Education 76*
 Weimarer Verfassung 224*, 242
Welch, Dr. 51, 77, 212
Wellesley 44
Westermarck 171

Western Reserve, Bibliotheksschule 122*
Westfield College, London 170, 175
 Westliche Universitäten, Bibliotheken 54
 Westminster 17
Whewell 189
 Whitehall 161
 —, Unterrichtskontrolle 163
Whitehead 16
White House, Conference on Child Health and Protection 42*
 Wien, Universität 225, 231, 232
Wilamowitz-Möllendorf, U. von, Erinnerungen 115*, 226*, 229, 230, 238, 249*
 — —, Bibliographie 226*
Wilhelm I., Deutschland 222
Wilhelm II., Deutschland 222
 Williams 44
Wilson, Präsident 107, 143
Wilson, The Schools of England 161, 163
Wilson, Professor 163
 Winchester 160, 213
Winternitz, Professor 78
Wirth, Dr. 245
 Wirtschaftsgeographie, Lehrstuhl für 236
 Wisconsin, Universität 33, 43, 105, 127
 — —, *Experimental College* 46
 — —, Kurse angerechnet für A.B.-Grad: Gemeindezeitung 42; Kleinhandelsreklame 42; Korrekturlesen 42; Zeitungsreportage 42
 — —, Kurse angerechnet für B.S.-Grad: Drogerieleitung 42; Elementarunterricht im Kleiderentwerfen 42; Erste Hilfe bei Unglücksfällen 42; Geschäftsbrief 42; Geselliges Leben der Gemeinde 42; Grundzüge des Journalismus 42; Grundzüge des Trainings 42; Kinesiologie 42; Kleinhandelsreklame 42; Krankenpflege 42; Nationaler Reklamefeldzug 42; Probleme der Angestellten und ihre Ausbildung zu Unternehmern 42; Töpferei für Anfänger 42; Verkaufsleitung 42; Verkaufsmethoden 42
 — —, Studentenzahl 137
 — —, wissenschaftliche Laboratorien 51, 52
 Wissenschaft, Popularisierung 242
 Wissenschaftliche Laboratorien 51
 — Medizin 211
 — —, Oxford 192
 Wörterbuch, Oxford 204
Woodbridge, Professor F. J. E. (Dekan) 1, 59, 67, 134, 135
 —, *Contrasts in Education* 1*

- Wright*, Professor *Joseph* 157
 Württemberg 251
- Yale Universität 44, 60, 108*, 128, 132,
 154, 157
 — —, archäologische und mittelalter-
 liche Studien 52
 — —, Bibliothek 54
 — —, Direktor des *Departement of*
Personnel Study 74
 — —, *Divinity School* 79
 — —, *Division of Industrial Enginee-*
ring 79
 — —, Einnahmen in Chirurgie 61
- Yale Universität, *graduate school* 50*,
 51
 — —, *Human Welfare Group* 79
 — —, Institute 78, 79, 80, 81, 85, 87
 — —, Präsident der 73, 84
 — —, *School of Law* 79
 — —, — — *Medicine* 79
 — —, Studentenzahl 138
 — —, wissenschaftliche Laboratorien
 51
- Zeitungswissenschaft, Lehrstuhl für 237
Zinsser, Professor *Hans*, *In Defense of*
Scholarship 84
-

Die Ausbildung des Mediziners. Eine vergleichende Untersuchung von Dr. Abraham Flexner, New York. Ins Deutsche übertragen von Walther Fischer, Rostock. VI, 285 Seiten. 1927. RM 9.—

Es ist bewundernswert, wie sehr der Verfasser, Abraham Flexner, der selbst kein Mediziner ist, sich in die Organisation des Medizinstudiums in all seinen zahlreichen Einzeldisziplinen hineingefühlt hat. Es ist unmöglich, den reichen Inhalt der vergleichenden Studie über die Methoden des Unterrichts in den einzelnen medizinischen Fächern in den verschiedenen Ländern im Rahmen eines Referates wiederzugeben. Es kann nur dringend empfohlen werden, die außerordentlich sorgfältige und ungewöhnlich wertvolle Arbeit des Verfassers im Original zu studieren. Mit Stolz kann festgestellt werden, daß abgesehen von einzelnen Ausstellungen die deutsche Methode der Heranbildung von Ärzten eine ganz besonders gute Note erhält . . .

Geh. Medizinalrat Professor Dr. Abderhalden in „Medizinische Klinik“.

Philosophie. Von Dr. Karl Jaspers, o. Professor an der Universität Heidelberg. In drei Bänden.

Erscheint Ende November 1931.

I. Band: Philosophische Weltorientierung. XI, 340 Seiten.
Etwa RM 8,80; gebunden etwa RM 10.60

II. Band: Existenzerhellung. VI, 441 Seiten.
Etwa RM 11,40; gebunden etwa RM 13,20

III. Band. Metaphysik. VI, 237 Seiten.
Etwa RM 6,60; gebunden etwa RM 8.40

Die Idee der Universität. Von Karl Jaspers, Professor der Philosophie an der Universität Heidelberg. VII, 81 Seiten. 1923. RM 2.—

Akademische Selbstverwaltung in Frankreich und Deutschland. Ein Beitrag zur Universitätsreform von Dr. oec. publ., Dr. jur. Ludwig Bernhard, ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin. IV, 146 Seiten. 1930. RM 7.50

Aus Leben und Beruf. Aufsätze, Reden, Vorträge von Fritz Haber. Mit einem Bildnis. VII, 173 Seiten. 1927. RM 4.80

Aus den Werkstätten der Lebensforschung. Von Dr. Paul Weiß, Wien. (Bildet Band XII der Sammlung „Verständliche Wissenschaft“.) Mit 11 Abbildungen. V, 192 Seiten. 1931. Gebunden RM 4.80